Goethepredigten

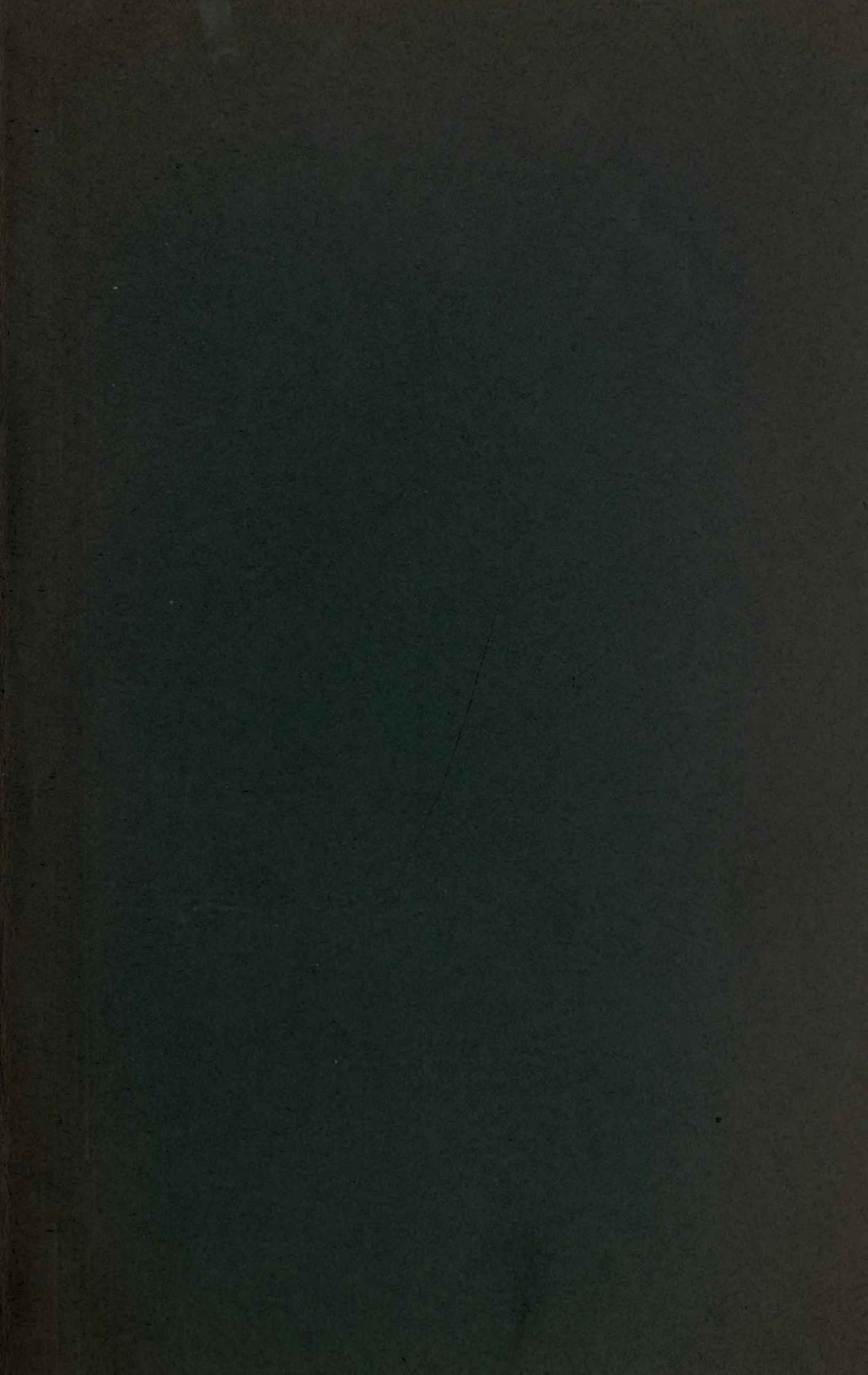
von

Julius Burggraf



Verlag · Alfred Töpelmann · Gießen







Goethepredigten

von

Julius Burggraf

weil. Pastor prim. an St. Ansgari in Bremen

Bearbeitet und herausgegeben

von

Karl Rösener

Pastor zu St. Andreas in Erfurt

Mit der Selbstbiographie und dem Bilde Burggrafs



1913

Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker) Gießen



Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig. 853113.

Vorwort

Mitten aus reichem Schaffen und neuen Plänen — die Lebensskizze „Zur Rechtfertigung der Dichterpredigt", die er, wohl in einer Vorahnung seines Todes, noch selbst geschrieben hat, bezeugt es — ist der Verfasser der vorliegenden Goethepredigten hinweggerafft. Es ist der durch seine literarischen Arbeiten und seine damals eine Tat bedeutenden Schillerpredigten in weiten Kreisen bekannt gewordene Pastor an der Ansgarikirche in Bremen, Julius Burggraf.

Ein Leben hat hier seinen Abschluß gefunden, das in jedem Augenblicke ein ganzes, abgeschlossenes war und darum jeden Augenblick fertig für die Ewigkeit. Voll religiöser Glut und zarter, tiefer Empfindung, ein Gefühlsmensch durch und durch — und doch jeder Zoll an ihm ein Mann, stets bereit, für die höchsten Güter seine letzte Kraft hinzugeben, stets kampfgerüstet, stets willig, für seine Brüder, seine Mitmenschen zu arbeiten und sich zu opfern. Ein Gefäß göttlicher Gnade, der aus der geheimnisvollen Welt religiösen Gefühls schöpfte und trank, um dann auch andere zu erquicken, ihnen Wegweiser zu sein nach oben und doch auch ein Führer in der Welt; ein Brunnen, von dem Ströme des lebendigen Wassers geflossen sind. Ein Leben, vor dem man das eine beglückende, erquickende Gefühl hat: so muß es sein, das ist echte evangelische Frömmigkeit!

Diese Worte habe ich in einer Predigtveröffentlichung („Glaube und Tat", Erfurt 1913) kurz nach seinem Heimgange dem Freunde gewidmet. Ihre Wahrheit wird sich jedem Leser dieser Goethepredigten, die nunmehr die Krönung seines Lebenswerkes bedeuten, überzeugend aufdrängen. Denn sein ganzes Herz und seine ganze Seele liegen in diesen Predigten, die er selbst als sein Reifstes be-

zeichnete. Dazu sein sprühender Geist, sein hochsteigender Idealismus, seine schöpferische Sprachkraft offenbaren sich in unmittelbarer Frische. Bei aller kritischen Freiheit eine tiefinnige Religiosität, bei aller Rücksichtslosigkeit in der Aufdeckung ihrer Mängel und Gebrechen eine glühende Liebe zu seiner evangelischen Kirche und seinem deutschen Volkstum. Bei aller Gegenwartslust und allem Zukunftsdrang eine dankbare Verehrung für die Mächte der Vergangenheit.

Tief im Lebensgrunde der Heiligen Schrift gewurzelt, jeglichem Radikalismus abgeneigt, so darf ich nach seinen eigenen Worten seine Anschauung charakterisieren, sieht er doch über der dichterischen Inspiration des deutschen Idealismus dasselbe leuchtende „Und Gott sprach“, wie über der Poesie der biblischen Propheten. Und wie der Apostel, der das Gesetz durch das Evangelium überwand, so gilt ihm auch der das Faustproblem zu Harmonieen auflösende Goethe als eine Christuskraft. Denn Christus ist ihm mehr als ein Kirchengut, er ist ihm eine die Welt der Geister befreiend und verklärend durchwaltende Macht, – eine Größe, die also nicht biblisch ein für allemal abgeschlossen ist, sondern sich über die geschichtliche Erscheinung Jesu und über ihre semitisch-griechische Daseinsweise hinaus im germanischen Wesen neu und reicher entfalten will.

So sollen diese Predigten ein Zeugnis sein von dem lebendigen Weiterwirken des Christusgeistes in Goethes lichter, großer Seele und von dem Sichauswirken der evangelischen Wahrheit zu einer der deutschen Volksseele entsprechenden Gott- und Weltempfindung.

Diese Kanzelreden über die Goethesche Dichtung wollen das religiöse Leben der Zeit und der Kirche fördern; anderseits aber auch die deutschchristliche Wahrheitsfülle unseres Geistesheros in der Berührung mit dem Glaubensleben der Gemeinde über ihre ästhetischen und individuellen Schranken erheben. Diese Goethepredigten wollen nicht Vorträge über Goethes Religion sein. Seine Gedankenwelt bildet nur ihren Hintergrund. Ihr Inhalt ist das Leben, wie es vor dem dichterischen Gebilde Anregung und Weisung empfängt, das Menschenherz, wie es daran seine Läuterung und Vertiefung findet.

Es ist eine Fügung von symbolischer Bedeutung, daß dieses in Bremen entstandene Predigtwerk hier in der alten Lutherstadt Erfurt zwischen Weimar und Wartburg seinen Herausgeber ge-

funden hat. Denn das ist der dreifache charakteristische Klang, der in der Persönlichkeit des Verfassers und damit auch in den Goethepredigten zu einer vollen Symphonie zusammentönt: die tiefe in selbständigem Erleben geborene, zu freudigem reformatorischem Zeugnis erwachte Religiosität, der klassische Trieb nach harmonischer, in sich gefügter, die Gegensätze versöhnender und zusammenfassender Persönlichkeitsgestaltung und der hanseatische Drang zur Tat, in die Weltweite, nach Weltbeherrschung.

Wir waren beide gereifte Männer, als unsere Wege in der gemeinsamen Arbeit an den von ihm herausgegebenen „Bremer Beiträgen" zum Umbau und Ausbau der Kirche (später „Deutsches Christentum") sich begegneten. Aber ich bekenne gern, daß ich in dieser Geistesberührung der Empfangende war. Und auch die Herausgabe dieser Predigten, die ein Schuldopfer der Freundschaft sein sollte, ist mir unter der Arbeit zu einem neuen Geschenk des Vollendeten geworden.

Es handelte sich noch um die Ausarbeitung der letzten sechs Predigten (Stück 15—20) — alles andere hat Pastor Burggraf vor seinem Tode noch druckfertig machen, dagegen eine ursprünglich geplante Predigt „Protestantischer Madonnenglaube" nicht mehr halten können. Diese sechs Predigten lagen in Nachschriften vor. Die Arbeit des Herausgebers bestand darin, den vorliegenden Stoff im Geiste des Verfassers zu ergänzen, die Gedanken abzurunden und die Form zu gestalten. Ich glaubte es der Pflicht der Pietät schuldig zu sein, die Gedanken und die Formgebung des mündlichen Vortrages resp. der Nachschriften möglichst auch da herüberzunehmen, wo ich das Gefühl hatte, daß Burggraf selbst für die Drucklegung sie würde umgegossen haben. Doch hoffe ich, daß es mir durch liebevolles Einleben gelungen ist, die Predigten so zu gestalten, daß das Metall überall zusammenstimmt und daß trotz der individuellen Verschiedenheit unseres Stils die Einheitlichkeit des Gusses zutage tritt.

Dank dem lebhaften persönlichen Interesse des Verlegers ist es möglich geworden, die Goethepredigten zum 60. Geburtstage des Verfassers, den 31. August, der Öffentlichkeit zu übergeben. Um die Gunst der Menge buhlen sie freilich nicht. Dem Geschmack und der Sinnesrichtung des Tages machen sie keine Konzession. Und wer in sich selbst und — sei es verurteilend oder vergötternd —

mit seinem Urteil über Goethe fertig ist, den werden diese Goethepredigten nicht befriedigen.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Was sie geben, ist erlebt, im Lebenskampf gewonnen, in heißem Geistesmühen errungen. Mit einem genialen Sichhineinfühlen in Goethes Seelenleben, wie es nur dem Seelsorger mit reicher Lebenserfahrung möglich ist, mit einem tiefen Verstehen der Dichterschöpfung, wie es nur dem sich erschließt, dem selbst etwas von der Dichterkraft gegeben ward, hat Burggraf es verstanden, Goethe und seine gewaltige, Gottheit und Menschheit ergründende und Ewigkeitsweiten umfassende Schöpfung in unsere gärende Gegenwart zu stellen und für uns, auch für einfach gebildete Männer und Frauen, wenn wir nur immer strebend uns bemühen, zu einer befreienden, klärenden und prophetisch erhebenden Macht werden zu lassen. Darum ist mir um die Zukunft und Wirkung der Goethepredigten nicht bange.

Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Erfurt, im Juli 1913.

Der Herausgeber.

Inhalt

Bild von Julius Burggraf.
Nach einer Aufnahme von O. Grienwalt, Bremen.

Seite

1. Zur Rechtfertigung der Dichterpredigt.
Eine Jugenderinnerung und eine Lebensentwicklung 1
2. Faust-Mephistopheles als Verbindung zwischen Luther und Goethe. Kirchlicher Vortrag zur Eröffnung der Goethepredigten 31

In der Verworrenheit

3. Leid und Schuld Lichtgedanken der Gottheit.
Prolog im Himmel: Der Lobgesang der Erzengel, die Offenbarung des Herrn 53
4. Gottes Glaube an den Menschen – wird er an uns recht behalten? Prolog im Himmel: Die Wette des Herrn mit Mephistopheles 69
5. Flieh! Auf! Hinaus zu jungem, heil'gem Lebensglück!
Eingangsmonolog im Studierzimmer 87
6. Ein Bild der großen, aber noch unerlösten Kraft.
Die Erscheinung des Erdgeistes 107
7. Die Bibel zu! – eine Stimme aus der Tiefe der Religion.
Die erste Faust-Wagnerszene 125
8. Die Christgestalt der Weihnachtsfeier mehr als die Jesusgestalt. Zweiter Faustmonolog, nach Wagners Weggang, und Ostergesang (besonders die Verzweiflungsszene) 143
9. Aus der Traumseligkeit der Wünsche zurück ins Leben.
Zweiter Faustmonolog, nach Wagners Weggang, und Ostergesang (besonders die Giftszene) 159

Seite

10. Nur ein betender Idealismus ein gesunder Idealismus.
Der Osterspaziergang 175

11. Abendstunden des bösen Geistes Audienzstunden.
Erste Unterredung des Faust mit Mephistopheles 193

12. Was willst du armer Teufel geben? – hebe dich weg von mir, Satan! Fausts Vertrag mit Mephistopheles 211

13. Sünde und Verderben ein unabwendbares Verhängnis?
Wald und Höhle 231

14. Die Glaubensfrage im Liebesleben des Weibes.
Fausts Religionsgespräch mit Gretchen 247

15. Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Die Gretchentragödie. (Von der Brunnenszene bis zur Domszene) 267

16. Stirb und werde!
Die Gretchentragödie. (Die Schlußszenen: Trüber Tag, Nacht, Kerker) 281

Zur Klarheit

17. Unsere Karfreitagsbitte: Große Gedanken und ein reines Herz! Elfenszene am Anfang des zweiten Teils der Faustdichtung. Iphigenie auf Tauris (Akt I—V) 299

18. Christ ist erstanden.
Iphigenie auf Tauris (Akt I—V) 315

19. Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!
Faust zweiter Teil, fünfter Akt 331

20. Von einer Klarheit zur andern!
Faust zweiter Teil, fünfter Akt (Epilog) 349



Julius Burggraf

Seite

10. Nur ein [illegible] Idealismus ein gesunder Idealismus.
Der [illegible] . . . . [illegible]

11. Abendstunden des bösen Geistes Audienzstunden.
Erste Unterredung des Faust mit Mephistopheles . . . . [illegible]

12. Was willst du armer Teufel geben? – Hebe dich weg von mir, Satan! Fausts Vertrag mit Mephistopheles . . . . [illegible]

13. Sünde und Verderben ein unabwendbares Verhängnis?
Wald und Höhle . . . . [illegible]

14. Die Glaubensfrage im Liebesleben des Weibes.
Fausts Religionsgespräch mit Gretchen 247

15. Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Die Gretchentragödie. (Von der Brunnenszene bis zur Domszene) . . . . [illegible]

16. Stirb und werde!
Die Gretchentragödie. (Die Schlußszenen: Trüber Tag, Nacht, Kerker) . . . . [illegible]

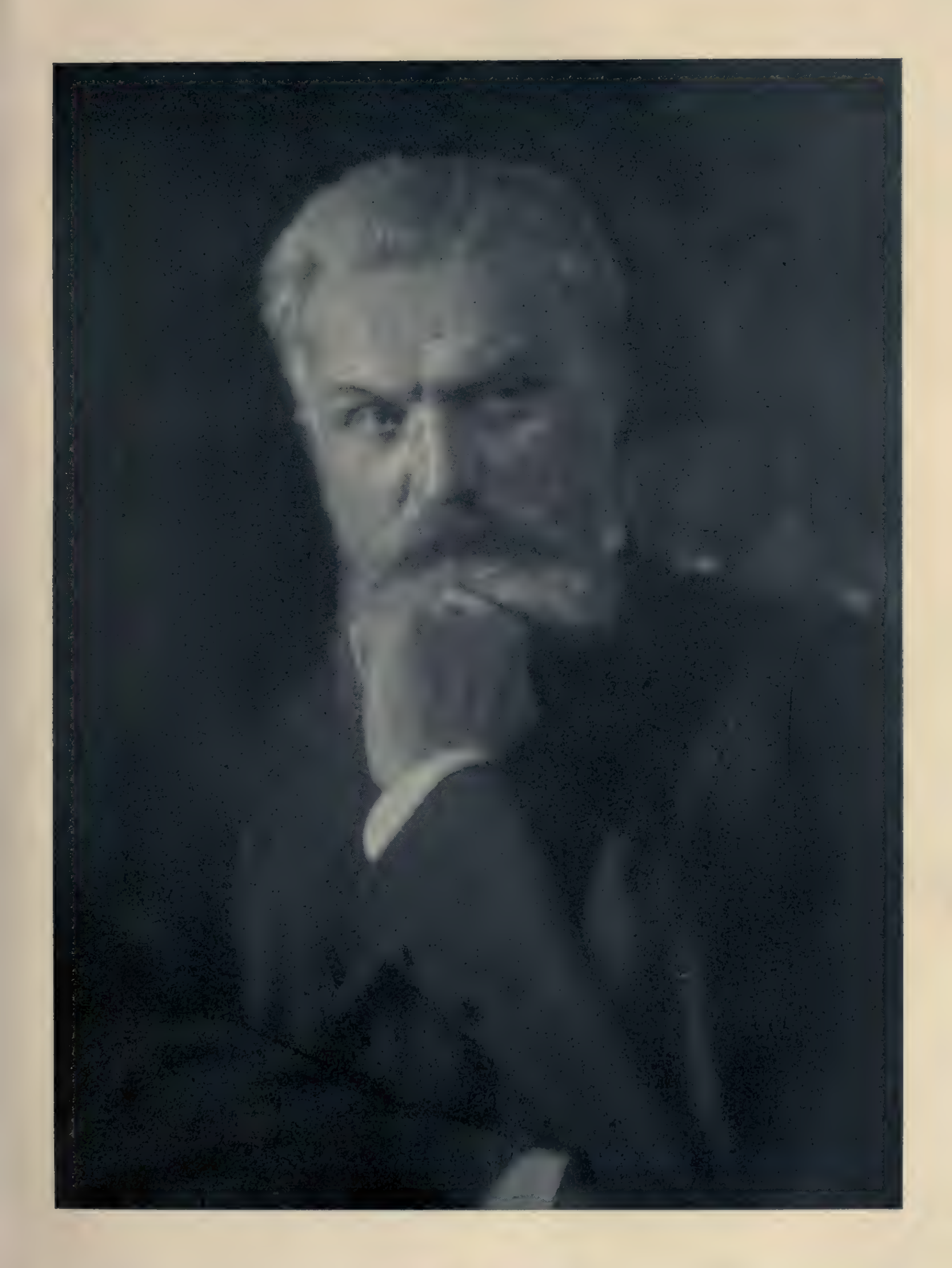
Zur Klarheit

17. Unsere Karfreitagsbitte: Große Gedanken und ein reines Herz! Elfenszene am Anfang des zweiten Teils der Faustdichtung. Iphigenie auf Tauris (Akt I–V) . . . [illegible]

18. Christ ist erstanden.
Iphigenie auf Tauris (Akt I–V) 315

19. Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!
Faust zweiter Teil, fünfter Akt 331

20. Von einer Klarheit zur andern!
Faust zweiter Teil, fünfter Akt (Epilog) . . . . [illegible]



Julius Burggraf



1.

Zur Rechtfertigung der Dichterpredigt

Eine Jugenderinnerung und eine Lebensentwicklung



1.

Zu der Zeit des großen Theologenmangels am Ende der siebziger Jahre konnte es wohl geschehen, daß einer frisch von der Universität weg und, statt allmählich in das geistliche Amt eingeführt zu werden, ohne jede Anleitung sofort eine volle Wirksamkeit zu entfalten hatte.

So zog denn auch, der vor wenigen Tagen noch im Berliner Hörsaal gesessen hatte, jetzt dem Berufe entgegen, in der Ferne erwartet von einer Gemeinde, welche, auf einen zusammenbrechenden Pfarrer angewiesen, so freundlich war, mit der noch unerfahrenen Kraft sich begnügen zu wollen.

Der Nachtzug eilte dahin in sausender Fahrt. Durch die Fenster glitten dunkle Schatten, die Gedanken an das ungewohnte Leben unter fremden Menschen, die Sorge um die vielleicht erdrückenden Anforderungen mitten unter der Vorbereitung auf die Prüfungen, die Furcht vor der Aufgabe, ein Seelsorger sein zu sollen, wo man selbst noch der Reife bedurfte, – ein ganzes Heer von beunruhigenden Empfindungen.

Aber sie flogen beiseite wie die Nebelgebilde draußen. Die Freude am Wirkensollen und Gebendürfen stürmte unaufhaltsam vorwärts. Wunderbare Jugendzeit, über Mühen, Schrecken und Gefahren fährt der innere Feuersinn hin wie auf klingenden Schienen.

Es stand ihm fest, daß Christus dem Herrn alle Gewalt gegeben ist: er ist der Lebensstarke, und wer es mit ihm hält, den rüstet er aus zu seinem Ewigkeitswerke!

So hatte es einst der alte Pfarrer, ein überzeugungsvoller Lutheraner, seinem Konfirmanden zugerufen, von dem er wußte, daß

er sich einmal dem Dienste des Evangeliums widmen wollte. Das Wort war als Lebensanschauung bildendes Samenkorn in die Tiefe gefallen; die ganze Denkweise war beherrscht von solchem Vertrauen auf den Christus Gottes. Auf der Universität war dann die orthodoxe Vorstellungswelt in Trümmer gesunken, aber jenes Glaubensbewußtsein hatten die Studien in keiner Weise erschüttert. Sie hatten es vielmehr geklärt und vertieft und damit nur gefestigt.

Er soll Herr werden in der Menschheit gerade durch deutsches Wesen! – Das war die Überzeugung, die im Nachwirken der erhebenden Eindrücke des großen Weltumschwungs von 1870 den jungen Geist beseelte. Aus ihr hatte sich ihm die Auffassung von dem Berufe der Kirche gestaltet: sie habe durch sittliche Läuterung und religiöse Vergeistigung des idealen Kerngehaltes unseres Volkes es heranzubilden zu dem die Welt segnenden Christusvolke der Gegenwart; dies ihre Hauptaufgabe, nach der ihre ganze Tätigkeit einzustellen sei.

Hat denn aber die Kirche wirklich noch die Bedeutung im Volksleben, daß sich von ihr ein Richtung gebender Impuls ausüben ließe? Die Frage ballte sich jetzt, wo die eilenden Stunden in das geistliche Amt hineinführten, zu bangen Zweifeln auf.

In der Tat, von einer aus der Kirche herauswirkenden Macht war kaum etwas zu spüren. Grau und einförmig, fast erstorben wie draußen vor den Wagenfenstern das dunkle Land, lag das religiöse Leben der Zeit da. Es war eine Periode des starrsten Indifferentismus.

Wohl sehnte sich das Gemüt heraus aus der Öde des Denkens und Lebens. Man wartete auf erlösende Leitmotive. Aber die Kirche, wie sie war, vermochte diese nicht zu geben. Sie hatte kein Verständnis für das über die Seelenangelegenheiten des einzelnen hinausgreifende Suchen und Verlangen des deutschen Geistes. Dazu war ihr Christus viel zu außerzeitlich, zu welterhaben, kein in und mit der Menschheit Lebender.

Dem Christuszeugnis der Orthodoxie eignet zwar eine Größe verehrungsvoller Empfindung und das Leben verpflichtender Kraft. Aber die Furcht, daß im Fortschritte des Denkens etwas von dem übermenschlich Wunderbaren im Bilde des Erlösers verloren gehen könnte, erzeugte bei ihr ein ängstliches Halten auf traditionelle Lehr-

begriffe und alte Bekenntnisschriften. Die Zeit jedoch hatte kein Verständnis mehr für die Notwendigkeit des Fortbestandes einer Sache bloß deshalb, weil sie früher einmal allgemeine Geltung gehabt hatte. Der Deutsche, politisch der Enge entwachsen, empfand auch die Satzungen der Vergangenheit, vor allem die religiösen Dogmen, als eine seinen Lebensdrang beengende Schnürbrust.

So war der kirchliche Christus dem Volksgeiste eine Fremdgestalt geworden. Zudem zeigte sich derselbe auch zu sehr eins mit den religiösen Spekulationen der uns ungenießbaren semitisch-hellenischen Philosophie und schon darum nicht imstande, dem auf sich selbst besinnenden Geschlechte unserer Tage einen seinem Empfinden entgegenkommenden Idealismus ins Herz zu sprechen.

Die Quelle alles Lebens war für die Strenggläubigen die Heilige Schrift. Da diese nun in ihren apostolischen Stücken, und weit darüber hinaus, bereits stark von jener supranaturalen Christologie durchsetzt ist, so mußte die biblische Welt dem deutschen Geistesleben als etwas ihm bereits weit Entrücktes erscheinen.

Aus diesen Gründen blieb die orthodoxe und die ihr verwandte vermittlungstheologische Predigt, ob sie auch hier und dort die Gotteshäuser füllte und viele Liebes- und Glaubenswerke hervorbrachte, ohne jeden tieferen Einfluß auf die Entwicklung des Volkslebens.

Doch auch von der menschlichen Auffassung Jesu, von seinem Bilde in den Evangelien, und dem daran sich anschließenden Versuche, biblisches Christentum in undogmatischer Verkündigung der Zeit nahezubringen, ging keine bestimmende Wirkung aus. Wenn schon manche Kreise viel darin fanden und treu zu ihren Predigern hielten, so vermochten diese doch ebensowenig wie die auf der Rechten den Volksgeist an die Kirche zu ziehen.

Das mußte den jungen Theologen besonders beunruhigen, daß so viele verehrte Gesinnungsgenossen im Dransetzen ihres Besten es nicht fertig bekamen, mit ihrer kritisch geklärten und in wissenschaftlicher Erkenntnis gewurzelten Überzeugung lebendige Gemeinden um sich zu sammeln, die als neue Christuszentren auf die deutsche Geisteswelt hätten wirken können. Sollte das erfolglose Sichabmühen mit einem unfügsamen Stoff, der zerreibende Widerspruch zwischen einem starken kirchlichen Bildnerdrange und einem zu seinem Ausdrucke nicht genügenden Gedankenmaterial das schmerzliche Los des freigesinnten Geistlichen sein?

Diese Befürchtung, kaum aufgestiegen, verneinte dem jugendlichen Sinn seine Begeisterung für die Größe und Ideenschönheit dieser Gedanken. Er ging hinaus in die Arbeit des Lebens mit der frohen Gewißheit, daß der von allem dogmatischen Wust befreite Glaube für Welt und Volk und Kirche und für das Heil der Seele unendlich wertvoller sei, als der scholastisch belastete des offiziellen Kirchentums. Kein Zweifel, die Prinzipien der liberalen Theologie waren aus dem Kern des Protestantismus getrieben, ihre Tendenzen – echt evangelisch – waren mehr als die irgendeiner andern Richtung geeignet, das Christentum in das Denken und Streben der neuen Welt zu übersetzen. An ihrem Wert und ihrer Wahrheit konnte man nicht irre werden.

Allein es kann ein Marmorbruch die edelsten Werte bergen, und dennoch ist das Gestein, das zutage gefördert wird, auf lange hin noch nicht das, was der Künstler braucht; erst in tieferen Schächten liegen seine eigentlichen Schätze, warte die Zeit nur ab, bis sie heraufsteigen werden. Und es kann etwas Wahrheit sein, und dennoch hat es, der noch ungereiften Frucht vergleichbar, noch nicht der Wahrheit Kraft und Würze in sich; gedulde dich nur, der Lauf der Dinge wird schon die Verhältnisse herbeiführen, die dem kirchlichen Liberalismus seine Ausreife und damit seine rechte Entfaltung bringen sollen. So hatte man uns getröstet. Man hatte uns das Johanneswort mitgegeben: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten."

Ganz recht, aber ist diese Verheißung eine Aufmunterung zu jenem passiven Gottvertrauen, das alles Weitere der Zeit überläßt und dem Eintreten günstiger Umstände? Sollte man sich mit dem Bewußtsein zufrieden geben, daß der freisinnige Protestantismus und sein kirchliches Programm schon alles von Gott ihm Vorgezeichnete und Zugedachte enthalten, daß seine Kraftentfaltung sich daraus allmählich ganz von selbst ergeben werde? Jenes Wort im 16. Kapitel des vierten Evangeliums lautet in der Fortsetzung: „Was er hören wird, das wird er reden; und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen."

Daraus erstieg uns etwas wie ein Gefühl der Ahnung, daß die liberale Theologie, so viel Gutes und Großes ihr eigen ist, doch wohl noch nicht ihre eigentliche Bestimmung in der kirchengeschichtlichen Entwicklung des Protestantismus voll erkannt habe; daß sie

sich vielleicht etwas entgehen ließe, was gerade ihre Zeit und Volk gewinnende Kraft sein müßte. Und was wäre das, was in der Aufnahme neuer Momente die Zukunft aus ihr und ihrer Kirchenidee noch machen sollte?

2.

Auf der Straße mitten durch Deutschlands Herz dämmerte der neue Tag. Thüringens heiliger Wald tat sich auf, wir fuhren hinein in die Region der schöpferischen Stätten unserer Poesie und unseres Glaubens.

Weimar! Das also die gefeierte Dichterstadt? Wie gilt doch von dem, der einst hier thronte als ein Geistesfürst, das Wort, das Albrecht Thoma in seinem zur Reiselektüre mitgenommenen Werke über Paulus schreibt:

Als Heil'ger nicht im starren Glorienschein
Erscheinst du mir. Beseelt von gleichen Gluten,
Wie sie in unsern schwanken Herzen fluten;
Und dennoch wert, der Zeuge Christs zu sein.
Ein Großer, der ein großes Leben lebte,
Ein ganzer Mann: ein Mensch, der irrend strebte.

Als Heide ist Goethe vom strengen Kirchentum geächtet, weil er – noch schlimmer als Schiller, der den Glauben der Kirche nicht bekennen wollte „aus Religion" – das kirchliche Christentum abwies mit „julianischem Haß" und diesem aus titanischem Fühlen und Sehnen heraus seinen „Faust" entgegengesetzt hat. Dabei aber war sein Leben doch ein großes Leben, trotz allem Irren ein Brunnen der Belebung für so viele, und seine Gesichte, gleichwie die des ebenbürtigen Genossen, sind Ideale, die aus der Ewigkeit und in die Ewigkeit leuchten. Ja, die ästhetisch-humanistische Lebensanschauung unsrer Klassiker ist auch eine Art des evangelisch-protestantischen Geistes!

Goethe und Schiller – beide Zeugen Christi für unser Volk und für alle Völker der Erde: der eine mit Iphigeniens Botschaft von der Gottesliebe und ihrem Erlösen durch reine Menschlichkeit, der andere mit dem Freiheitsevangelium seines seelenklaren, heroischen Idealismus. Wer nicht von dogmatischer Einseitigkeit verblendet ist und sich nicht an Einzelheiten menschlichen Fehlgreifens hält, sondern ihr Leben und Schaffen als Ganzes nimmt, der muß es

spüren, daß sie von höherer Hand zu Aposteln der Wahrheit, wie sie in der Hülle der Schönheit durch die Welt hin schreitet, geweiht sind.

Vielleicht ist das überhaupt die Form für das Christentum der Zukunft, so daß es ein ganz vergebliches Angehen gegen einen von Gott gefügten Wandel der Dinge wäre, die Religion in irgendeiner kirchlichen Gestalt erhalten zu wollen? Möglicherweise ist die ethisch-ideale Schönheitswelt der Tempel der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, dazu bestimmt, die von Paulus gegründete, von der Reformation auf einige Jahrhunderte wieder gefestigte Kirche schließlich abzulösen?

Nach der ganzen Lage der Dinge sah das gar nicht so undenkbar aus: Paulus und Luther die Träger des zu Ende gehenden Kirchenzeitalters des Christentums, einer dem deutschen Wesen im Grunde vielleicht fremdartigen Erscheinung der Religion, — Goethe und Schiller die Heraufführer der neuen entkirchlichten Periode des wahrhaft germanisch-christlichen Geistes.

Doch nein, das ist lediglich eine menschliche Konstruktion. Mehr als irgendwo regt sich im deutschen Gemüte etwas, was kein ästhetischer Idealismus, so hoch seine Empfindungen auch sein mögen, was nur der religiös-seelsorgliche Zuspruch zu befriedigen vermag. Das biblisch-gottesdienstliche Wesen wird immer unter uns zu Recht bestehen; nie wird und darf die evangelische Predigt verstummen und das Gebet und Lied der Gemeinde. Die Kunst ist sicherlich nicht dazu berufen, die Kirche zu verdrängen und zu ersetzen. Nur wird gewiß die in unserer ästhetischen Welt vor sich gegangene christliche Geistesentwicklung nicht ohne tiefen Einfluß auf das kirchliche Leben bleiben sollen.

Wie des zum Zeichen hat die Vorsehung dort neben Goethe und Schiller als dritten in der Reihe den Klassiker Gottfried Herder gestellt, den Paulus- und Luthersohn, der — wie sie durchaus freisinniger Humanist und ästhetisch empfindender Idealist, selber ein edler Dichter und eine Leuchte der deutschen Literatur — dennoch unbedingt und von Herzen Kirchenmann gewesen ist.

In dem Namen des großen Theologen am Musenhofe Karl Augusts, von dem unser eigener Werdegang weitgehend berührt worden war, klang uns jetzt eine unsere ganze Weiterentwicklung bestimmende Prophetie zu. Unklar noch, unfaßbar, aber voll herz-

beglückender Gewißheit erschaute das innere Auge wie in momentaner Vision eine neue, schönere, lichtere Gestalt der Kirche Christi.

Wir mußten daran denken, wieviel fördernde Anregung Goethe einst von seinem theologischen Freunde zuteil geworden war, wieviel von Herders Sinn im „Faust“ und in der „Iphigenie“ weiterlebt; wie dann freilich die beiden Mächte sich hier in Weimar vielfach gestoßen, an Erdenresten ihrer Natur hüben und drüben sich scharf gerieben und darüber das rechte Verständnis für einander verloren haben; wie aber die verklärten Gestalten der Großen in uns längst wieder ihren Zusammenschluß besitzen. Da sahen wir in der Ferne der Zeiten eine Kirche, in welche der Geist Goethes, mit dem Schillers gepaart, zum Danke für all das von Herder einst Empfangene sein bestes und edelstes Gut hineinbilden wird. Wir sahen drüben hinter den Bergen die thüringische Universität Jena, die Stätte des in menschlicher Sinnesart und künstlerischer Feinheit Goethe so ähnelnden, in seiner theologischen Richtung Herder so verwandten Kirchenhistorikers, unseres ehrwürdigen Karl Hase, — wir sahen, wie diese zum Hort des kirchlichen Freisinns gewordene Hochschule es sich einmal zu ihrer schönen Aufgabe machen wird, die Ehrenschuld des Goethegeistes an der Herderkirche abzutragen.

Gott der Herr gebe Jena immer hochsinnige, wahrhaft schöpferisch bedeutende Männer, die seinen Ruf verstehen; die, nicht bloß von der Enge des kirchlichen Dogmas, sondern ebenso auch von der Einseitigkeit des protestantischen Bibeltums frei, das ästhetisch Idealistische und das evangelisch Religiöse als Geschwisterkräfte des einen deutsch-christlichen Lebenstriebes innig zu vereinen und so die Mission der liberalen Theologie zu erfüllen wissen!

Weimar lag hinter uns. Da überfielen den jungen Novizen die Geister der Nacht. Auf gewitterwolkigem Hintergrunde tauchten die Türme der Lutherstadt auf.

Unter harter Kasteiung hat der Mönch dort gerungen um sein Bestehenkönnen vor dem Gewissensgebote des Heiligen. Was unter diesem Gefühle des Ungenügens in ihm zitterte und zagte, war das Menschenherz, das nach Leben lechzte und keine Quelle entdeckte, welche Wege es auch einschlug. Es war unseres Volkes Herz, das nach wahrem, ewigem Gehalte, nach seinem besseren Selbst suchte,

so lange vergeblich suchte und dann in Luthers Glauben an den gerechtmachenden Gott endlich aufjubeln durfte: Gefunden – jetzt bin ich bei mir selber!

Noch einmal grüßten Goethe und Schiller zu uns herüber. Auch sie haben diesen Kampf des Innern durchgemacht, wenn er da auch andere Formen annahm. Ihr Sturm und Drang war ein Sehnen nach besserem, höherem Leben, als die Überlieferung ihrer Umgebung es kannte. Ihr jugendliches Dichten ein heißes Durchdringen zu ihrem großen Selbst. Ihres Lebens ernste Seelenarbeit ein Gemeinschaftsuchen und Gemeinschaftfinden mit dem Ewigen. Ihr ganzes klassisches Schaffen schließlich ein sie beseligendes Weben in des Geistes göttlichen Sphären.

Ihre Gestalten treten neben die des Reformators. Hier der mit Gott ringende, von ihm erlöste Mensch, dort bei ihnen der zu Gott sich verklärende, in ihm vergeistigte Mensch. Luther der Christ mit dem Tiefgehalt seiner religiösen Selbstgewißheit, mit seinem weltüberwindenden Glauben, in unseren Dichtern das christliche Seelenleben in der Hoheit des ideal empfindenden Menschentums und mit der Zuversicht des unerschöpflich reichen, sittliche Werte in der Welt hervorbringenden Schaffens.

Jener Luthertypus macht das kirchliche Christentum aus. Die Welt der Kirche ist die Sünde und das Gesetz, die Schuld und ihre Strafe; es handelt sich darin um Buße und Glauben und aufrichtende Gnade; alles bewegt sich um das Evangelium von Erlösung, Vergebung und Versöhnung. Das ist der Inhalt der Predigt. Das die Richtung des Unterrichts und der Seelsorge. Von diesen Gedanken ist ihre Abendmahlsfeier beherrscht, auch ihre Taufhandlung. Das ist der Geist von Kanzel, Altar und Talar. Und gewißlich sind das Zustände und Lebensmächte, die zu vertreten der Beruf der Kirche ist und, da das ewig menschliche Bedürfnisse sind, auch immer ihr Beruf bleiben wird.

Aber es ist nicht mehr ihr einziger Beruf, wie noch zu Zeiten Luthers. Unser Seelenleben hat sich inzwischen bereichert und gehoben. Das heutige Geschlecht stellt an seine Kirche noch ganz andere Ansprüche. Und das mit Recht. Warum sollte die Kirche nicht auch zeugen können von Seelenschwung und Seelenschönheit, von dem Reichtum unserer Gaben und Anlagen, und von der Stirn, die sonnenbeleuchtet in den Himmel ragt? Von der Herrlichkeit

unserer Ideale und von der strebenden, schaffenden Menschenkraft und von der Freude, mit dem der Ewige sich in den Herzen seiner Geister spiegelt? Darin läge soviel Trost, soviel Versöhnung mit dem Düsteren im Leben und, teils beschämend und beugend, teils spornend und erhebend, vielleicht unendlich mehr Segen für den inneren Menschen als in zahlreichen traditionellen Kirchenpredigten.

Hier ist Neuland, das unsere Richtung der Kirche zu erwerben hat, – sagten wir uns. Nebenhin, mehr unbewußt, arbeitete sie ja längst daran; aber darin sollte mehr und aus Prinzip geleistet werden! Freilich dürfte man dann nicht immer nur auf biblischen Pfaden wandeln wollen, wie es auch der theologische Freisinn tat.

Wahrscheinlich würde es wohl der junge Theologe nicht für möglich gehalten haben, wenn ihm auf dieser Fahrt zwischen Weimar und Erfurt jemand gesagt hätte, daß er einmal über Schillers und Goethes Dramen predigen werde. Aber davon hatte doch bereits seine letzte Seminarpredigt gehandelt, daß Gottes Wort für uns weit über die Heilige Schrift hinausgehe, weit über die Grenzen, auf die einst Luther die Kirche beschränkt habe, hinein in das Land unserer Dichter. Und den Satz verfocht er mit Entschiedenheit vor seinem Dozenten wie vor befreundeten Pfarrern, daß wir nicht bloß in der Theorie es vertreten, sondern auch in praktischer Ausführung es der Kirche zum Bewußtsein bringen müßten, daß sie nicht mehr ausschließlich Bibelkirche sein dürfe.

Dieses Neuland aber – das empfanden wir schon damals – soll nicht wie eine eroberte, doch innerlich geschiedene Provinz der Gedanken- und Gefühlswelt des kirchlichen Christentums nur äußerlich angegliedert werden. Es muß in innerlicher Verschmelzung gewissermaßen eine sittlich-religiöse Umschöpfung stattfinden: es muß, was wir herzubringen, sich dem alten evangelischen Besitzstande der Kirche geistig assimilieren, und anderseits muß das biblisch-lutherische Glaubensleben der Kirche sich in uns nach Sprache und Gehalt auf den Ton des neuen Lebensgutes stimmen. Daraus wird ein völliger Wandel im Charakter des kirchlichen Christentums hervorgehen, wie er nötig ist, wenn unsere Kirche wieder herzansprechende Gewalt über unser Volk erlangen soll.

Es waren uns Stimmen vernehmbar geworden, die die Entwicklungsnotwendigkeit auf unserer Seite mit der Mahnung zu energischer Konzentration auf Luther zu deuten suchten. Diese Losung

der Ritschlschen Theologie: „Zurück zu Luther!“ fand in unserer Brust starken Widerhall. Sie stieß aber zugleich auf unsern lebhaftesten Protest, sofern damit Luthersches Bibelchristentum, Luthersche Seelennot und Seelenrettung und Luthersche Gnadenpredigt zum Ein und Alles der freisinnigen kirchlichen Gedankenwelt gemacht werden sollte. Es war uns gewiß, daß solche biblizistisch-paulinische Forderung eine vollständige Verkennung unseres Auftrages war. Vielmehr glaubten wir den Willen Gottes mit uns dahin zu verstehen, daß in des Lutherglaubens ernste Tiefen möglichst viel eingehe von der nichtbiblischen und nichtlutherschen Höhenluft des deutschen Dichteridealismus, — der Luthersinn allein genügt nicht mehr für die Kirche der Zukunft!

3.

Unter Donner und Blitz fuhren wir in Erfurt ein. Dieses Himmelsfeuer war uns ein sympathisches Symbol der Begeisterung für Deutschlands religiösen Genius, die sich in unserem Herzen mit der innigen Gebundenheit an die Klassiker unserer Poesie vereinte.

Zurück zu Luther! — Ja, zu dem Luther, wie er uns hier erschien, wo im Aufruhr der Elemente sich der Heimat durstiges Land den Flammen und Fluten von oben empfänglich auftat. Zu dem Luther, der, ganz der Berührung eines Übergewaltigen hingegeben, ganz der Licht und Leben spendenden Schöpferkraft Gottes erschlossen, in dieser Herzenserfahrung eine Gewissenserneuerung durchlebte. Zu dem Luther, der in der Weihe der Offenbarung, die so segnend über die Natur des Deutschen gekommen war, seinem Volke und der Menschheit ein sie mächtig zum Leben Drängender geworden ist.

Ob diese tiefe Ergriffenheit Lutherschen Gott-Erlebens in ihrer die Herzen mit sich reißenden Gewalt dem kirchlichen Liberalismus eigen ist? —

Da war viel Überzeugungssicherheit, viel Freude an dem kritisch gesichteten Glaubensbesitz. Aber wir hatten oft den Eindruck von reflexionskühler Empfindung, von reserviert sich zurückhaltender Äußerung des Glaubens. Es war wie ein Schweben über der Sache, nicht ein Stehen in ihr. So vor allem in der Hegelschen Dogmatik Biedermanns, die wir mit großem Interesse durchgearbeitet hatten. Sie hatte uns manches Gute gebracht, Klarheit und Fundament, den bestimmtesten Widerwillen gegen alles wurzellose, mit der

Erkenntnis nicht vereinbare Gefühlswesen, gegen die Verschwommenheit und die Phrase. Das soll dieser begriffsscharf in das denkende Selbstbewußtsein hineingrabenden Theologie nie vergessen werden. Aber ihr so philosophisch abstrakter Charakter hatte uns nie genügt. Zum Glück vermittelte uns die warme Persönlichkeit des Berliner Predigers Theodor Hoßbach die Verbindung des freien Sinnes mit dem Gemütsleben der Gemeinde; im freundschaftlichen Verkehr mit ihm erwuchs uns aus den wissenschaftlichen Studien seelische Empfindung und fruchtbare Lebenswahrheit.

Da kam, beseelt vom Herdergeiste, der große Religionsphilosoph und dabei nicht minder große praktische Theologe Otto Pfleiderer aus Jena nach Berlin, dem wir nun unser Bestes verdanken sollten. Seine Gedankengänge führten über Berg und Tal der Spekulation immer wieder hinein in den Garten Eden zur Begegnung mit dem Gott, der uns in schöpferischer Berührung Geist und Seele füllte. Unter Pfleiderers reich religiösem Einfluß baute sich uns eine lebensvolle Herzenstheologie an. Von dieser aus verstanden wir, obwohl der verehrte Lehrer ein heftiger Gegner des Ritschlschen Systems war, doch den Aufstand Ritschls gegen den theologischen Intellektualismus. Dem mußten wir zustimmen, daß aus der Idee an sich noch nicht lebendige und Leben spendende Glaubenskraft erwächst. Mächtig imponierte uns seine Deutung des starken religiösen Innenlebens des Reformators. Pfleiderers Hinweis auf Herder, und was hinter Herder steht, Ritschls Hinleitung zu Luther flossen in dem jungen Theologen zum Glockenguß zusammen.

Aus Weimar gekommen, waren wir nun jetzt in Erfurt. Da stand hier vor uns die Reckengestalt des deutschen Glaubens in ihrer glühenden Seele. Sie stand vor uns in Gewitterbeleuchtung. Vielleicht spürt man noch etwas davon in dem Bilde „der großen Tage der Reformation", das ich in dem herrlichen Gedächtnisjahre 1883 im Auftrage des Bremer Protestantenvereins dem deutschen Volke zeichnen durfte.

Entzündet an Luthers Feuergestalt nahm das Herz damals den Willen mit zu einem Liberalismus, der alle Nüchternheit und Kühle und Seelenlosigkeit auf der Kanzel wie den Tod haßt: alles Reden über religiöse Fragen ohne eigene religiöse Bewegung; die Predigten, die nur religiös angehauchte Plauderei sind, ohne in die Tiefe zu führen und den Herzen etwas zu geben;

die Rücksicht auf den glaubensarmen und oberflächlichen Freisinn, die sich fürchtet, der Gemeinde etwas zuzumuten an ernster Seelenarbeit. Nein, Gott fühlen, Gott leben, Gott wirken! Immer wieder mit Luther in des Glaubens Schöpfungstiefen niedersteigen! Immer wieder sich darin erfrischen, erneuern, verjüngen und dann mit heißem Herzen, mit weckend aufrüttelndem und begeistertem Seelenruf zeugen von dem, was man in der Fühlung mit der Liebe Gottes erfahren hat!

Und noch ein zweites Wort der Lebensweisung kam uns aus der Glaubensgestalt des Reformators zu. In Bestätigung unserer ganzen Entwicklung entnehmen wir ihr den Willen zu einem Liberalismus, der die zentrale Bedeutung Christi unbedingt hochhält.

Luther ist undenkbar ohne den, welchen die ewige Liebe zu ihrem Heilsmittler erwählt und ausgerüstet hat. Sein ganzes Gott-Erleben ist begründet in seiner mystischen Christusverbundenheit. Und die war bei ihm nicht etwa eine abstreifbare Vorstellungsform. Christus war die Brücke, ohne die er nie in wirklichem Erleben über den Abgrund zu dem Unendlichen gelangt wäre. Christus war sein Halt, der ihn bewahrte vor einer falschen, der evangelischen Wahrheit sich entfremdenden Freiheit. Christus war das Heiligtum in seiner Brust, das ihm zu seiner eigenen Gewißheit und seiner Überwindung der Welt unentbehrlich war.

In solcher Erwägung fuhren wir vorüber bei den Herrnhutern von Neudietendorf, einer jener Zinzendorfschen Kolonien, in denen Luthers Christusliebe sich am reichsten ausgelebt hat, wo es deshalb auch keine lauen und trägen Glieder der Gemeinde gibt.

Bei dem Gedanken daran, wie hier das Mysterium des Blutes von Golgatha die ganze Denkweise beherrscht, lag die Empfindung nahe, wie unendlich fremd doch der Pietismus auch in dieser seiner edelsten Form unserer Gestalt des Protestantismus sei. Trotzdem rief das Herz der weitherzigen Brüdergemeinde etwas wie einen Gruß der Geistesgemeinschaft zu. Denn das Wesentliche ist ihr doch nicht – wie bei der konfessionellen Orthodoxie – das Dogma vom Sühnopfer des Gottmenschen, wie sehr sie auch an dieser Vorstellung hängt, sondern das Herzensverhältnis zu dem fortlebenden Christus. Und das galt uns als etwas Gutes und Rechtes, wenn es sich für unser Denken auch anders vermittelt und natürlich bei uns in einem ganz anderen Tone, als bei den Pietisten, zum Ausdruck kam.

Doch nein, kann denn vom freisinnigen Standpunkt von einer bleibenden Bedeutung Christi und von einem Verhältnis zu ihm als einer lebendig fortschreitenden Größe die Rede sein?

Nach liberal-theologischer Anschauung ist Christus doch nur der Ausgangspunkt der Heilsoffenbarung, mit dieser also nicht sachlich zusammenhängend, sondern nur ein historisches Akzidens, zwar als Verkörperung des christlichen Geistes auch von einem gewissen praktischen Werte, im Grunde aber doch für uns entbehrlich, — nur eine Erscheinung der Vergangenheit. So dachte allerdings die liberale Theologie mit Biedermann, so vor allem auch Pfleiderer. Diese Scheidung der christlichen Geisteswahrheit und der Person Christi im scharfen Auseinanderbringen beider hatte ja zunächst einmal einen ungeheuren Fortschritt im Gefolge gehabt. Nur so konnte es gelingen, das unwahre Christusbild der Überlieferung, in welchem die geschichtliche Gottesoffenbarung mit semitischer Sagenbildung und griechischer Spekulation verquickt war, zu beseitigen und damit einen Hemmschuh der Weiterentwicklung unserer Religion aufzuheben. Erst damit, daß die christliche Wahrheit von dem auf sie drückenden Mythus befreit wurde, ist es möglich geworden, sie in ihrer Reinheit zu erfassen. Zugleich hat erst dieses Abrücken Jesu von dem kirchlich verbildeten Christentum es ermöglicht, zu Jesu wirklicher Erscheinung vorzudringen.

So viel Werte sich aber auch daraus ergeben hatten, stand es dem dankbaren Jünger dieser Theologie doch fest, daß unter dieser Scheidungsarbeit Christus zu einem Wesen verblassen müsse, gegen das die Gemeinde immer gleichgültiger würde, was Pfleiderer durchaus nicht wollte; und daß andererseits unter der Loslösung der Religion von ihrem persönlichen Offenbarungsnerv auch die christliche Lebensanschauung an Lebensfähigkeit verlieren, und je mehr sich die Herzen von Christus abwenden sollten, unter den Einfluß fremder, verwirrender Elemente geraten werde. Es erschien uns als eine ausgemachte Tatsache, daß die schöpferische Persönlichkeit Christi sich in der christlichen Geistesgeschichte stets als die von Irrwegen zurückbringende, in der Wahrheit erhaltende Segensmacht erwiesen habe.

So unterlag es uns denn keinem Zweifel, daß jene Stellung der Gesinnungsgenossen zu Christus nur ein Durchgangspunkt in der Entwicklung sei, bei dem die liberale Theologie auf die Dauer nicht stehen bleiben könne. Daß Christus zu seinem Werke und

zu dem Fortgang der Geschichte der Menschheit ein viel innerlicheres Verhältnis habe, als man auf unserer Seite einräumte. Daß bei aller Klarheit der ideellen Scheidung beide doch keinesfalls wirklich getrennt werden dürften. In diesem Punkte mußte der treue Schüler Pfleiderers seinem Lehrer widersprechen. Er hielt ihm die Überzeugung entgegen: Das Christentum, soll es rein, gesund und stark bleiben, bedarf unter uns unbedingt des Glaubens an Christus selbst, nicht bloß an seine Wahrheit.

Das war die Losung, mit der der junge Theologe hinauszog in seine Wanderjahre: es muß der freisinnige Protestantismus zu dem menschlich angeschauten Christus eine ebenso lebendige, ihn wirklich als unentbehrlich empfindende Herzensstellung gewinnen, wie Luther und der Pietismus diese zu dem supranaturalen Christus des Dogmas haben.

Darin lag eine Aufgabe, von Pfleiderer seinem Schüler gestellt und von diesem freudig aufgenommen. Da zwischen uns und dem historischen Vergangenheitsbilde Jesu eine solche lebendige Beziehung natürlich nicht möglich ist, – obwohl das die von Ritschl ausgegangene „moderne Theologie" behauptet – so gilt es, einen Christus der Gemeinde zu zeigen, der, aus dem geschichtlichen Menschen Jesus erstanden, doch ganz in unserm heutigen Geistes- und Kulturleben steht und eine teils mit tragender, teils mit strafender und korrigierender Macht es durchwaltende und so uns lebendig nahe Gegenwartsgröße ist.

In Gotha läuteten die Glocken den Sonntag ein. Eben rüstete der sich wohl auf den Gang zur Schloßkirche, dessen Predigten neben denen des schwertscharfen Reformers Heinrich Lang dem Studenten die befruchtendste Anregung gegeben hatten. Aber fast mehr noch als der Züricher mit seiner wundervollen Gabe der plastischen Rede hatte Karl Schwarz mit seinem Seelenschwung und seinem praktischen Ideenreichtum den angehenden Kanzelredner gefördert.

Nach einem Bilde und der Beschreibung der Freunde stand er jetzt vor unserem Geiste, als sähen wir ihn leibhaftig vor uns. Die kleine schmächtige Gestalt und doch eine gewaltige Herrschernatur, die in Hochachtung vor jeder ehrlichen Überzeugung den Grundsätzen des Protestantismus in ihrer Kirche Geltung zu verschaffen wußte. Der Mann mit den leuchtenden Augen, mit der Adlerkraft einer

Begeisterung, die in ewiger Jugend seine Brust durchglühte, die aber die Fülle höchster Bildung in Demut beugte vor dem Menschensohn. Sein fein geschnittener Charakterkopf, in dessen durchgeistigten Zügen sich der Bund spiegelte, den in ihm der Denker mit dem immer auf der Menschen Not und Sorge bedachten Idealisten des Herzens geschlossen hatte.

O hätten wir es damals geahnt, daß uns noch einmal das Glück zuteil werden sollte, als Gothaischer Geistlicher einige Jahre unter dem unmittelbaren Einflusse des teuren Mannes zu wirken! Köstliche Erinnerung, die Stunde am Himmelfahrtsfeste, wo er, zur Visitation gekommen, vor dem Altare unserer Dorfkirche stand und von falscher Himmelssehnsucht und echter Himmelsfreude sprach, wo der freisinnige Theologe vor meiner Gemeinde davon zeugte, was der Mensch für Leben und Sterben an seiner Kirche habe, und wo er, hingerissen von dem Eifer seiner Seele, bei uns allen die Empfindung weckte, als wäre Luther vor uns auferstanden. Nicht lange darauf sah ich ihn in furchtbarem Siechtum Schmerz und Tod überwinden als ein wahrer Held des Glaubens.

Karl Schwarz hat sich — nach dem Titel seiner religiösen Reden — als „Prediger der Gegenwart" einen bleibenden Namen gemacht. Es war aber etwas in ihm, was über seine eigene Predigtart hinweg zu Bahnen der Zukunft hinüberlockte. Zunächst das frische impulsive Wesen dieses eigenartigen Generalsuperintendenten, dem alle konservative Schwerfälligkeit der Theologen zuwider war, der keine ängstliche Scheu vor dem überlieferten und gewohnten Wesen in der Gemeinde kannte, der uns, seine Geistlichen, immer zum glaubensfrohen Fortschritt mahnte und unter uns beständig den Satz vertrat, daß die Kirche nicht wert sei zu bestehen, wenn sie nicht unaufhörlich an ihrer Weiterbildung arbeite.

Er selbst beschränkte sich noch auf schlicht geistvolle Bibelpredigt. Aber in seiner Persönlichkeit war der Theologe mit dem Lessingforscher gepaart, und diese Geistesverbindung leuchtete so unverkennbar durch sein Kanzelwort hindurch, daß es eine Nachwirkung des von ihm empfangenen Eindrucks war, wenn später dem gereiften Manne die Erkenntnis von einer für die Gemeindeerbauung dienstbar zu machenden Verwertung unserer poetischen Geistesschätze kam. Ich bin überzeugt, daß Karl Schwarz das freudig begrüßt und zu dem Werke seinen Segen gegeben hätte.

Und ein Weiteres wies in seiner Haltung über ihn hinaus: Er selbst wollte nur Jesus in seiner geschichtlich wahren Erscheinung – was er damals dafür ansah – auf die Kanzel führen. Aber durch die Historie seines Jesusbildes schimmerte, ihm unbewußt, in markigem und gemütsreichem Leben so viel eigenartig deutsches Wesen, daß zwischen der Berührung mit der Schwarzschen Christuspredigt und dem Auftauchen des Problems einer germanischen Wiedergeburt Christi ein innerer Zusammenhang besteht. Wenn auch spätere Faktoren uns erst den bestimmenden Anstoß gegeben haben, so irrt die damit gewonnene Christologie doch nicht zurück zur Auffrischung des alten Germanentums, sondern strebt mit Karl Schwarz hin zum Deuten der christlichen Geistesgeschichte unseres Volkes und der mächtigen Christustriebe unserer Zeit.

Doch wir sind von unserer Reise abgekommen, die Jugenderinnerung hat sich erweitert. Noch einmal zurück zu ihr. Wie pochte damals das Herz, als aus trautem Waldesgrün die Wartburg auftauchte, die vielgeliebte, bis dahin noch nie gesehene! Und über sie ausgespannt ein Diadem, am Himmel groß und breit ein Regenbogen in voller Pracht! So sie gleich zu erblicken, das war Gunst des Geschicks, eine Inspiration fürs ganze Leben.

In Eisenach machten wir Rast, um unsere Schritte zu ihr hinaufzulenken. Aber unmöglich ist es, den tiefen Eindruck jenes ersten Besuches zu schildern. Denn so oft seitdem im Laufe von Jahrzehnten kehrten wir dort ein, um Großes und immer Größeres zu finden. Da mögen denn im folgenden die Erlebnisse von früher oder später sich durcheinander mischen.

4.

Feierliche Stille webte durch das Gemäuer und stieg zum Turm hinan und sprach zu der Seele dort: Sei gegrüßt im Herzen Deutschlands! Und als die Stille ihr Auge aufschlug, das große, träumende Wartburgauge, da stand vor dem in sich Versunkenen der Genius unseres Volkes, umwittert von allen idealen Trieben deutschen Wesens.

Aus dem Walde drunten in seinem Windeswehen rauschte es wie ein Bergpsalm. Der sang von dem Mysterium der geistigen Wurzelkraft. Daß alles Vollbringen, soll es Großes wirken, aus der Heimat Boden erwachsen muß. Daß auch ein religiöser Führer nur sein kann und die Menschheit weiterbringen, wer aus seines

Volkes innerstem Kerne denkt und handelt. Nur im lebendigen Zusammenhang mit dem Volkstum findet der Geist die Gottesberührung, die ihn fruchtbar macht! — —

Ich schaute mich um. Warum blicken alle diese Fenster hier so glühend ins Land hinaus? Warum glänzt auf dem Turm so golden das Kreuz? Und Antwort ertönte es aus dem Innern der Burg. In den Stimmen des Parzivaldichters und seiner edlen Brüderschar, aus dem Herzen der frommen Landgräfin Elisabeth und in Luthers Glaubensgewißheit ein Singen und Sagen vom Wartburggold.

Es ging einer aus, zu säen seinen Samen. Über viele Völkerstraßen war er gezogen, dahin durch dorniges Feld und über steinigen Boden und manches gute Land. Der Same in seiner Hand barg Menschheitssaat; doch wo er ihn ausstreute, wurden daraus eisenstarre Lehren. Wo ist nun der Acker, in dem er einmal zu goldenem Lebensreichtum werden soll, ein Segen für alle Völker der Erde?

Da traf er auf seiner Wanderung ein Waldgebiet, wo urwüchsige Eichen rauschten und hohe Buchen schatteten, und wo, ganz anders wie im Götterverfall des Südens, die nordische Göttertreue hauste. Diese kniete an Wuotans und Frijas Altare. Die Blicke nach innen gerichtet, rang germanische Kraft in heißem Drange mit ihren Göttern, daß sie in ihnen erschauen und erleben wollte, was mächtig durch die Welt hinpulst. In der Gottheit sich selbst zu ergreifen in ihrem höheren Sein, war ihre Sehnsucht. Ewigkeit, Ewigkeit, laß dich erfassen, daß dein Kind aus seinem Dämmern erwache und aus Staubesarmut in dir sich aufrichte rein und groß! Gib meiner Kraft den großen Inhalt, daß sie Leben treibe! so flehte es aus der Tiefe in die Tiefe hinein.

Da fiel ein Blutstropfen aus der Dornenkrone des Säemanns auf das Haupt der Beterin. Deutsche Gemütsinnigkeit sog die Liebe auf, die gestorben ist, damit sie Leben werde in der Menschen Herzen, und umspann sie mit ihrem Sinnen und Denken. Was in diesem Christus lebt — hörte sie die Gottheit sagen — das bin ich, das bist du, das ist dein wahres Selbst! Halte fest die Bluts- und Geistessaat dieses Herzens und lebe sie aus zu deiner Erhöhung, zu deiner herrlichen Entfaltung! Christus, dein Heilsbesitz, werde deiner Zeiten und deiner Geschlechter höchster Reichtum: Rheingold dein Fluch, dies Gold dein Segen! Es der Menschheit mitzuteilen, dein Weltberuf!

Da ging ein Dehnen und Recken durch den Wald. Des Berges Schoße entwuchsen Mauern und Zinnen, dem deutschen Glauben erstand seine Burg. Und alles, was die Wartburg gesehen hat, — der sangesfrohe Hof Hermanns, die Kasteiung und der Liebesdienst im Sinne Franz von Assisis, die Tatenfreude der Reformation — nur Entwicklungsperioden sind es des einen sittlich-religiösen Lebensgutes. Aus diesem Christusschatz kommt ihr alles Licht. Drum glühen ihre Augen, drum glänzt es vom Bergfried.

Aber dem leuchtenden Wartburggolde wohnt ein Zauber inne. Wer an dieser Stätte sein Herz gelassen hat, der trägt eine ewigkeitsschwere Last in seiner seligen Brust. Weg ist die Ruhe und das leichte Behagen. Das Wort des Evangeliums hat sich an ihm erfüllt; er hat sein Leben verloren, weil er sein Leben gefunden hat. Er ist ein Wissender geworden. Er weiß, daß der Heiland der Welt die alten Hüllen abgestreift und neue Lebensgestalt anzunehmen im Begriff ist. Drum muß er ein Schaffender werden, ein Gewaltiger gebietet in seiner Seele. Er hat ein Bild erschaut, das ihn nicht mehr losläßt. Er hat den Ruf vernommen: Siehe, ich bin Christus — und der so sprach, war der lebendige Genius der deutschen Volksseele — gehe hin, bringe mich zum Reden und Wirken in der Kirche, daß sie aufhöre, eine Hüterin geistiger Reliquien zu sein!

Vor meiner Erinnerung stand das Siegel der Aufnahmeurkunde der Fakultät, eine Verbildlichung des geschichtlich gewordenen und in der Gewohnheit gewurzelten Kirchenwesens. Darin war eine Frauengestalt dargestellt voll Hoheit und mit einem Blick voll Reinheit und Tiefe. Aber in ihrer nonnenhaft umschleierten Erscheinung lag etwas weltabgewandt Geistliches, so gar nicht echt evangelischer und deutscher Art entsprechend. Vom ersten Augenblick an hatte sich dagegen mein Sinn gesträubt: nein, das ist noch nicht die Religion, noch nicht die Kirche, noch nicht die Theologie, wie unser Volk in unserer Zeit sie braucht!

Das Studium hatte zu der Überzeugung geführt, daß sich die religiösen Elemente der Kirche, vor allem ihr Glaube an Jesus Christus als den Quell all unseres Lichtes und Lebens, mit den in unserem weltlichen Geistesleben aufgegangenen idealen Trieben innig durchdringen müssen. Letztere habe die Kirche unbedingt auch als Christusgut zu erkennen, sich freudig anzueignen und aufrichtig

in ihr Leben hineinzubilden mit Überwindung alles dessen, was in ihrem bisherigen Denken und Wesen dem widerspreche. Was ihr not tut, ist eine weitgehende Verweltlichung ohne Preisgabe ihrer geistlichen Seele.

Und nun jetzt der Ausblick und Umblick von Thüringens Hochwarte, – hier wo von Erfurt her das erste Aufjauchzen des erlösten Lebens und von Weimar her das Hohelied der schönen Seele ihre Töne mischen, – in diesen Mauern, hinter denen das deutsche Gemüt in Luther sich die Fremdsprache der heiligen Schrift in seine Herzenslaute und lange vordem schon in Elisabeth das scholastisch-mysteriöse Christentum Roms in eine Religion der Herzenstaten umgesetzt hatte, – hier an dieser weihevollen Stätte, die den Vorklang der Reformation in den Stimmen der Sänger wider den romanisch-priesterlichen Mißbrauch deutschen Frommsinns gehört hatte, – hier, wo man das Ineinanderfließen von religiösem Enthusiasmus und sittlichem Idealismus, von Wahrheit und Schönheit, von Glaube und Kunst nicht als ein Nebeneinander heterogener Dinge, sondern als eine Mannigfaltigkeit empfindet, die gleich den Farben des Regenbogens, der am Morgen über der Feste gestanden hatte, sich auflöst in die umfassende Harmonie weltverklärender Innerlichkeit.

Ja, das Geheimnis der Wartburg, das man hier als das letzte Wort des poetischen Sinnes der Germanen das Heilige, Große, Göttliche und als den eigentlichen Kern unseres religiösen Lebens das Freie, Lichte, Geistige erschaut. Unter den Eindrücken dieser Räume sieht sich jede bloß ästhetische Bildung, ihrer Kräfte ledig und in die Tiefe gezogen, von den Mächten des Glaubens gewaltig ergriffen. Der fromme Glaubenssinn aber ergibt sich hier, jeder Beschwerung entbunden, dem Gefühl, daß all seine konfessionellen und dogmatischen Wichtigkeiten doch nur menschliche Nichtigkeiten sind. Das Angesicht der Seele lichtet sich. Formeln und Theorien der Theologie und Scheidewände des Glaubens sinken zu Tal. Man spürt, wie ein Geist, ein großes, herrliches Leben hier alles umwittert: was in seinem Wollen rein und gut ist, ob weltlich oder geistlich gerichtet, ob strenggläubig oder freigesinnt, ob Protestanten oder Katholiken, alles drückt sich hier in stummem Einverständnis die Hände. Wer das hier einmal so recht von Herzen erfahren hat, der hat die Offenbarung des deutschen Christus erlebt.

Das ist er! Nicht eine bestimmte, greifbare Gestalt, – wenn er sich dem Herzen auch immer wieder am Jesusbilde verkörpern wird – sondern eine lebendig in uns waltende Geistesmacht. Ich hatte sie hier in mir erlebt und gelobte mir nun, als ein von Herzen untheologischer Theologe nach Kräften an dem Ausbau und, wo es nötig ist, an dem Umbau der evangelischen Kirche zur Kirche dieses Wartburggeistes arbeiten zu wollen.

Damit hatte die Gloriole, die im Berliner Universitätssiegel das Haupt der Edlen umkränzte, ihren übergeistigen Schein verloren. In einem ganz anderen Leuchten stand sie nun vor meinem Auge. Die Bibel in der Rechten, das Kreuzessymbol in der Linken, erschien sie mir nun als eine wahrhafte Geistesfürstin, die, nicht mehr lebensunwahre Scholastik, nicht mehr weltflüchtige Seelenaskese, nicht mehr verengende Dogmatik, und frei auch von all dem Wust, den selbst die liberal denkende Wissenschaft noch vielfach mitschleppt, ganz Lichtfreude geworden ist, aus dem Leben und in das Leben hineinquellender Schaffenswille. Mit weitem Geiste ließ sie uns den Grundriß einer Kirche frommer und reiner Humanität erschauen, das Bild einer Zukunftskirche, die nicht mehr eine in Himmelsfernen träumende, von der Entwicklung sich absondernde Welt für sich sein wird, sondern die Repräsentation und die lebendige Konzentration unseres sittlich-religiösen Idealismus.

So grüße ich dich, meine Kirche, in deiner Wartburgauferstehung! Man sagt, du seist eine altersschwache, abgelebte Greisin geworden. So wie ich dich empfinde, bist du die jugendlich mitfühlende, mitstrebende, mitglühende Genossin meines in dir jugendlich bleibenden Volkes!

5.

Das Jahr 1883 führte den noch nicht Dreißigjährigen in die für die ungehemmte innere Entwicklung eines evangelischen Theologen so günstige freie Luft Bremens. Dabei stellte es ihn jedoch in Verhältnisse von einzwängender Enge, die ihm in bezug auf äußere Wirksamkeit von vornherein die größten Entsagungen auferlegten, sein Dasein zu einem schweren, oft geradezu dornenvollen machten, die aber für seine eigentliche Lebens- und Berufsentfaltung von segensreichster Folge werden sollten.

Ein gütiges Geschick hatte ihn vor der, nur von wenigen Stimmen abhängig gewesenen Wahl an die Bremer Domgemeinde bewahrt. Sie hätte den Thüringer Landpfarrer zwar in die Fülle des Besitzes, aber auch in eine erdrückende Umklammerung endloser Amtshandlungen und unübersehbarer Konfirmandenscharen geworfen, bei der er nie zu der späteren schriftstellerischen Lebensarbeit gekommen wäre. Gleich darauf erfolgte, unter dem Einfluß des Ausgangs der Domwahl, die Berufung auf die durch den Reformator Heinrich von Zütphen geheiligte Ansgarikanzel, die Kanzel Bernhard Dräsekes und des Dichters Adolf Krummacher. Der junge Mann betrat diese so ganz besonders ehrwürdige Stätte in weihevollster Hochstimmung. Zu seiner ersten Predigt nötigte sich ihm das Christuswort auf: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden."

Es wurde in der Tat ein Verlieren! War es ja doch, ob auch eine durchgehends gebildete, so doch die allerkleinste Gemeinde Bremens. Und Ansgaris dabei so großes Gotteshaus stand von alten Zeiten her in dem Rufe, eine vornehme Kaufmannskirche zu sein. Das lastete im kirchlichen Leben der Stadt wie ein Bann auf ihr, verhinderte die Entwicklung der Gemeinde und erschwerte dem Geistlichen ungeheuer die äußere Entfaltung von dieser Kanzel aus, ja machte sie bei der damaligen Lage der Dinge noch absolut unmöglich.

Dazu kam, daß der Kirchenvorstand bei allem guten Willen der jungen Kraft, die nach Wirksamkeit hungerte und dürstete, von einer vorhandenen Gemeinde so gut wie nichts bieten konnte. Es war der schwere und die ganze Zukunft des nun Neugewählten so tief schädigende Fehler gemacht, daß man eine längere Vakanz hatte eintreten lassen. Der nach Zahl verhältnismäßig ansehnliche und nach geistigem und materiellem Werte bedeutende Personalanhang des Vorgängers Nonweiler hatte sich längst in andere liberale Gemeinden zerstreut und dort festgemacht oder war inzwischen, fast restlos, von dem vorgefundenen Kollegen in die Hände genommen. Denn das kleine Ansgari gestattet sich nach alter Tradition die Anstellung zweier – früher sogar dreier – Pastoren.

So stand für den Ankömmling, der eine erfreuliche Arbeit aufgegeben hatte und nun mit nichts anfangen mußte, das erste Jahrzehnt ausschließlich unter dem Zeichen der Aufgabe, sich von außen

her eine ganz neue Gemeinde zu gründen. Der eigene volksmäßige Sinn, wie auch die in der Situation gegebenen Umstände wiesen ihn vornehmlich auf den Mittelstand und auf die Schichten der kleineren Leute der Stadt hin. Aber gerade hier bestand die allergrößte Scheu vor der Kirche, in der – wie uns wiederholt die Sage entgegentrat – Dienstboten, Angestellte und Arbeiter nicht gern gesehen wären, und die Armen keinen Platz fänden. Nur sehr allmählich, mit vieler Geduld und vielem Liebeswerben ließ sich diese Auffassung einigermaßen durchbrechen und das Vertrauen der Herzen gewinnen.

Aber dieser unendlich mühevolle, dem Kleinen und Geringsten nachgehender Sammelberuf hatte doch den Segen, daß er in einer Weise, wie es selten dem großstädtischen Geistlichen vergönnt ist, mit dem Volksbedürfnis engste Fühlung brachte; daß er im Werben und Suchen der Liebe die religiöse Kraft anspannte und den ganzen Sinn erst mal auf die Arbeit an der Gemeinde und für die Gemeinde konzentrierte. In der mehrjährigen Redaktion des liberalen, bis dahin nur süddeutschen Sonntagsblattes „Die Kirche" nahmen die praktischen Tendenzen dieser Periode literarische Gestalt an.

Mit der Zeit hatte sich, ununterbrochen zunehmend, ein neuer Kreis von lieben Gemeindegenossen gebildet, mehrere hundert Familien. Immerhin war das zu wenig – auch der vielleicht noch in dieser Steigungsart zu erwartende Zuwachs der Jahre in Rechnung genommen – um auf ein langes Leben hin einem Manne von drängender Betätigungslust volles Genüge zu geben. In aller Freudigkeit, mit hoher Begeisterung hing das Herz an dem geistlichen Wirken, das ihm bei der Treue und verständnisvollen Aufgeschlossenheit der Gemeinde immer werter werden mußte; aber das Amt füllte die Kraft der Seele bei weitem nicht aus.

Dieses Unbefriedigtbleiben wurde die providentielle Veranlassung dazu, daß der mehr denn zehn Jahre stillgewordene Zug nach der deutschen Dichterwelt, der dem Herzen einmal die Kraft und Richtung seiner kirchlichen Lebensaufgabe und damit sein köstlicher, es tiefbeglückender Lebensgewinn werden sollte, im Geiste wieder mächtig durchbrach.

Schon im Gothaischen Pastorate hatte Otto Pfleiderer auf eine eingehende Beschäftigung mit Schiller gedrungen. Die Wahl nach

Bremen hatte es dazu nicht kommen lassen. Jetzt gab der Verlagsbuchhändler Karl Krabbe in Stuttgart, nach einem 1894 im Bremer und Hamburger Protestantenverein gehaltenen Vortrag, auf Grund eines daraus entstandenen Aufsatzes eine neue, durch einen großen Auftrag verstärkte Anregung. So folgte denn nun ein zweites Jahrzehnt ernster, neben gewissenhafter Amtserfüllung hergehender wissenschaftlicher Studien über Leben und Schaffen unserer Klassiker.

Deren Resultate sind niedergelegt in den beiden bei Krabbe erschienenen literaturgeschichtlichen Werken dieser Lebensperiode: „Schillers Frauengestalten" (1897) und „Goethe und Schiller" im Werden ihrer Persönlichkeit und ihrer dichterischen Kraft bis zu ihrem dreißigsten Lebensjahre (1902). Unter dieser Arbeit des Literaturhistorikers spannen sich jedoch ununterbrochen Fäden von der Poesie zur Religion, von der ästhetischen zur kirchlichen Welt herüber. Es drängte sich das schon von dem Studenten theoretisch vertretene Bewußtsein nun immer mehr als Erfahrungstatsache auf, daß die Beschäftigung mit der deutschen Poesie einen wahrhaft befruchtenden Einfluß auf das Denken des Geistlichen ausübt.

Da brachte das Jahr 1902 mit dem eben genannten Goethebuch, das besonders des Dichters Sturm- und Drangideen behandelte und dabei beständig in die Gegenwart hineingriff, Kalthoffs „Christusproblem", dem er zwei Jahre darauf seine „Entstehung des Christentums" folgen ließ. Damit begann die mächtige radikale Bewegung in Bremen. Die Frage nach der Zukunft der Kirche tauchte in einer ernster werdenden Gestalt vor der Seele auf. Sie beantwortete sich mir nicht mit der Losung: Abwarten, das ist eine Erregung der Geister, die bald in ihr Nichts zerfallen wird! Obwohl ihr ausgesprochenster Gegner, war es mir doch gewiß, daß der kirchliche Radikalismus große Wahrheitsmomente enthält, die nicht mehr zur Ruhe kommen werden, bis sie in der Kirche, evangelisch geläutert und vertieft, zur Geltung gebracht sein werden.

Aber wie das? — — und nun belebten sich alle Geister der Jugend, durch das Studium der letzten Jahre bereichert, durch das Leben in Bremen gereift, unter der Bewährung des Amtes gefestigt: die Idee der gewaltigen Differenz zwischen dem reformatorischen und dem modernen Protestantismus, die Idee der zu erstrebenden

Verschmelzung des evangelischen Glaubens und des dichterischen Idealismus, die Idee der notwendigen Wiedergeburt der Kirche aus dem germanischen Geiste und dem Geiste unserer Zeit, die vom Historizismus in der Theologie sich losmachende Idee vom deutschen Gegenwartschristus, wie dieser nicht mehr der biblische Jesus, sondern eine uns immanente Größe der heutigen Welt ist, in der doch der welterlösende Persönlichkeitsgehalt Jesu fortlebt.

Der dritte Abschnitt der Bremer Zeit war damit angebrochen: das tief in der Gemeindearbeit und in der Predigt vor der Gemeinde gewurzelte, aber weit über die Gemeinde hinausgreifende Ringen nach dem Glauben und der Kirche der Zukunft. Der Radikalismus hatte den Anstoß gegeben. Das Bedürfnis, seine berechtigten Ansprüche zu befriedigen, aber seine Unwahrheit und seine das kirchliche Leben tief schädigenden Wirkungen zu überwinden, hatte die eigenen Quellen aufgeschlossen. In der Predigttat des großen Schillerjahres 1905 brachen sie hervor. – Und in der bei Töpelmann in Gießen herausgegebenen Schrift „Was nun?" und der gleich darauf mit ihm begründeten Zeitschrift „Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche" (später „Deutsches Christentum" genannt) suchten sie den Weg in weitere Kreise und die Vereinigung mit den Ideen gesinnungsverwandter Freunde und Mitarbeiter.

So hatte die äußere Fügung und innere Entwicklung auf der Höhe des Lebens zur Dichterpredigt geführt. Sie, die zugleich die Predigt vom deutschen Christus ist, ist das eigentliche Ergebnis dieser Periode, wie überhaupt die wichtigste Frucht des Lebens und Wirkens in Bremen. Auf die Schillerpredigten (1905), die, getragen von der eigenen Personalgemeinde, unter der regen Teilnahme aller geistig interessierten und religiös lebendigen Kreise des Bremer Liberalismus gehalten wurden, folgten die Carolathpredigten (1909) und die vorliegenden Goethepredigten (1910, 1911). Außer diesen herausgegebenen gingen zwischendurch und bis heute zahlreiche Predigten, die hervorragende Schöpfungen anderer edler Dichteridealisten behandelten, über die Ansgarikanzel.

Ob noch weitere veröffentlicht werden, steht dahin. Etwa Hebbelpredigten, wie manche theologischen Freunde erwarten? Oder eine Kollektion von Predigten über verschiedene Dichtungen, wie es in der Gemeinde gewünscht wird? – über C. F. Meyers Hutten –

Schönherrs Glaube und Heimat – etwas von Grillparzer, Hauptmann, Ibsen – die Predigt über Gustav Falkes „Laß mich hungern dann und wann“, die ein bedeutender Norweger, der sie auf der Durchreise hörte, in eine musikalische Komposition umgesetzt hat – oder die über Gustav Schülers „Und ganz ein Kind des Frühlings sein“ – die Karfreitagpredigt über Langewiesches „Drei Kreuze“, die Passionspredigten über Giottos poesievolle Bilder von Franz von Assisi oder die Osterpredigt über des Dichterphilosophen Otto Liebmann große Vision „Die Walkyren“? Es ist fraglich, das Leben bringt vielleicht noch andere Aufgaben, auch schriftstellerischer Art. Ein tiefer Herzensdrang möchte wohl, besonders im Hinblick auf den „Ring des Nibelungen“, zu Wagnerpredigten hinziehen, die fast greifbar schon vor der Seele stehen, – doch fehlt dazu die genügende Befähigung.

6.

Die Dichterpredigt ist nicht aus müßiger Neuerungssucht, aus willkürlicher Liebhaberei und Laune hervorgegangen, wie der Unverstand wähnt. Darüber braucht kein Wort mehr gesagt zu werden. Was aber in der Begegnung mit Gott empfangen ist, und auf der Kanzel unter dem Zwange des Bewußtseins: die Stimme Christi gebietet es mir! gegeben wird, das hat **unbedingt Berechtigung in der Kirche.**

Wir werden immer mehr dahin gelangen, Kunst und Religion in Beziehung zueinander zu bringen. Durch alle wahre Kunstfreude ging immer etwas von religiöser Sinnesweise, und auf allem echten Glaubensleben lag stets ein Schimmer von Poesie. Je bedeutender die Träger des Lebens sind hier und dort, desto stärker ist der Einschlag. Die Propheten und Psalmisten Israels, ein Jesus, ein Paulus selbst, ein Luther, der Schleiermacher der „Reden“ und so mancher Theologe der Gegenwart wurden in ihrem religiösen Schaffen zu **geweihten Dichtern.** Und ein Schiller und Goethe, ein Hans Thoma und Max Klinger, ein Beethoven und Richard Wagner entwickelten sich in ihren Kunstwerken zu **erleuchteten Sehern.**

Von hier aus aber ist der weitere Schritt gegeben zu **gegenseitigem Austausch** zwischen der Kirche und dem Tempel der Schönheit.

Der Künstler entnahm stets der Religion Gestalten, Ideen und Offenbarungen, auf denen er einen Hauch von seiner Poesie entdeckte. Er durchdringt das von dort Aufgenommene mit seinem Leben, bildet es aus nach seinen Gesetzen und stellt es so hin vor seine schauende Kunstgemeinde. Was er in solchem Werke ihr schenkte, gerade das bereitet ihr oft die höchsten Feierstunden ästhetischen Genusses.

Sollte da nicht auch die in Andacht versammelte Gemeinde es ihrer Kirche danken, wenn diese in die Welt des Künstlers und Dichters, soweit sie sich vor dem Volksbewußtsein als Seher heiliger Wahrheit legitimiert haben, hineingreift? wenn die Predigt von dort schöne, große Geistesgebilde den Herzen näher bringt, indem sie dieselben mit ihrem eigenen evangelischen Leben durchsetzt und nach ihrer gottesdienstlichen Art beleuchtet? Sollte ihr nicht gerade darin die Möglichkeit einer besonderen Feierstunde religiöser Erbauung gegeben sein?

Die Logik der Parallele antwortet mit einem Ja, das der Dichterpredigt, wie wir sie meinen und halten, unzweifelhaft recht gibt.

Die der Dichterpredigt günstig gestimmte theologische Kritik äußert wohl oft, diese sei etwas durchaus Persönliches, ganz Individuelles, was nur einmal eine eigenartige und vereinzelte Kraft wagen dürfe. Das heißt denn aber doch, eine große Sache, zu der man vielleicht mit verpflichtet ist, leichter Hand von sich abschieben! Selbstverständlich wird eine bestimmte Art der Behandlung immer individuell sein. Jeder wird es auch hier in seiner Weise anzufassen haben. Aber es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum zu dieser Predigtrichtung in der so hochgebildeten und seelisch elastischen Geistlichkeit unserer Tage nur Ausnahmen befähigt sein sollten.

Nur gehört etwas Mut dazu! Man muß, beseelt von einem starken Glauben an diese Idee, festen Schrittes seine Straße gehen, auch wenn man unter seinen Amtsgenossen erst mal wenige Weggenossen findet. Und man muß eben ein Idealist sein, der über die Kleinarbeit des Amtes hinaus wirklich große Ziele für seine Gemeinde, für die Kirche überhaupt, ins Auge zu fassen vermag und imstande ist, diese über praktische Nützlichkeitserwägungen hinweg mit Selbstverleugnung zu erstreben. Es darf einem nicht

nahe gehen, wenn man unterwegs von Anhängern verlassen wird, die, ob sie sich schon zu den Freien und Gebildeten zählen, doch noch viel zu sehr innerlich gebunden oder zu beschränkten Sinnes sind, um ihrem Prediger in neue Regionen zu folgen.

Auch darf man sich nicht beirren lassen von einer Kritik, die mit unehrlicher Verdrehung und Entstellung die Verständnislosen dagegen aufhetzt. Ebenso darf man sich nicht stören lassen von dem Warnungsrufe einer Vorsicht, die sich in der Wissenschaft alles erlaubt, aber gleich Herzbeklemmung kriegt, wenn auf der Kanzel etwas von dem hergebrachten Wesen abweicht.

Man wende nicht ein, daß die Predigt nicht schlicht genug in der Form, nicht einfach genug in Gedanken, überhaupt nicht anspruchslos und voraussetzungslos genug sein könne: auch der gebildete Kirchgänger in der Stadt verlange leichte Speise.

Das ist der homiletische Grundsatz, der unter Umständen Kirchen füllt, uns aber auch eine so böse Meinung von der geistigen Unbedeutendheit des Gottesdienstes eingebracht hat. Man traue bietend und fordernd der Gemeinde tüchtig etwas zu! Man wird damit die geistigen Elemente wieder mehr an die Kirche ziehen, doch auch bemerken, wie oft gerade geringe Leute dafür dankbar sind. In diesen Kreisen ist heute viel mehr geistige Regsamkeit, auch viel mehr Kenntnis unserer Geistesschätze, als man gewöhnlich annimmt.

Oder bedeutet die Dichterpredigt etwa eine Auslieferung der Kirche an die Schwankungen des Zeitgeistes, an die Irrtümer des Dichtergeistes?

Allerdings hat nach unserer Überzeugung das kirchliche Christentum sich am dichterischen Idealismus zu bereichern und zu vergeistigen. Es hat sich daran sogar gründlich umzubilden. Doch bei der Berührung dieser beiden Mächte bleibt der Geist des Evangeliums die entscheidende Autorität. An diesem werden anderseits auch die Gedanken des Dichters gemessen.

Und die Kirche muß es doch begrüßen, daß ihr in der Dichterpredigt die Möglichkeit geboten wird, poetische Schöpfungen, die für das Denken und Fühlen des Volkes von großem Einfluß geworden sind, über ihre Schranken hinwegzuheben, dem vom Dichter schön und reich Empfundenen die evangelische Vertiefung zu geben und das groß Gewollte in Bahnen zu lenken, wo es Segen schafft.

Das ist eine Aufgabe, die die heutige Kirche unbedingt zu erfüllen hat! Und zwar nicht im Vortragssaal allein, wo das Wort nur ganz bestimmte Kreise berührt, sondern vor der Gemeinde und im Gottesdienst, wo das Wort eine ganz andere Wirkung hat.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die Dichterpredigt als literarisches Erzeugnis. Ausschließlich biblische Predigtsammlungen, auch die allerbesten, die der kirchliche Liberalismus hervorbringt, üben nur abseits vom Strom der deutschen Literatur ihren immer nur kirchlich beschränkten Einfluß aus. Im Geistesleben der Nation bedeuten sie kaum etwas. Wenn sie überhaupt in weiteren Kreisen bekannt werden und sogar Auflagen erleben, verschwinden sie doch bald wieder aus dem öffentlichen Bewußtsein. Sie gehören zu den vergänglichsten Erscheinungen der Literatur.

In den Dichterpredigten dagegen kann von kirchlicher Seite etwas geschaffen werden, was sich vor der Seele des Volkes durchsetzt. Wonach Hände greifen, die sich sonst nie nach gedruckten Predigten ausstrecken. Ja, was allein schon durch sein Erscheinen und Vorhandensein selbst in Kreisen wirkt, wo es gar nicht einmal gelesen würde.

Die Kirche kann darin ein Wort sprechen, das – in idealer Bereicherung und christlicher Vertiefung unserer Zeit – als ein eigenartiges Glied der Literatur unverlierbar sich dem deutschen Schrifttum einreihen dürfte. Es wird, falls es wirklich etwas Wertenthaltendes ist, immer wieder einmal gelesen werden, solange des Dichters Töne durch die Welt klingen!

2.

Faust-Mephistopheles als Verbindung zwischen Luther und Goethe

Kirchlicher Vortrag zur Eröffnung der Goethepredigten

Am Reformationsfest

„Ein' feste Burg ist unser Gott – und wenn die Welt voll Teufel wär' – es streit't für uns der rechte Mann – das Reich muß uns doch bleiben!"

So braust heute wieder der trutzige Sang des Protestantismus durch die Kirche, Kunde gebend von den heißen Kämpfen unserer Väter. Das Freiheitslied jenes selbständigen, allein – aber auch tief – in Gott gegründeten Glaubens, der uns erst auf den rechten Boden zur Entfaltung des Größten und Besten, was wir in uns haben, gestellt hat. Jeden, der dies Lied mit anstimmt, weht daraus erfrischend und stärkend Luthers Geistesodem an.

Da werden nun viele mit Staunen, manche wohl auch mit Besorgnis auf die Gestalten blicken, die jetzt in unsern Gedankenkreis treten sollen. Eine längere Reihe von Kanzelreden über Faust und Iphigenie ist angekündigt. Ersterer steht mit seinem düsteren Begleiter beherrschend im Vordergrunde. Diese Erscheinungen im Dunste des Aberglaubens, und mit ihrem sittlich bedenklichen, religiös rebellischen Wesen – was soll dieser Faust neben Luther? Was hat die evangelische Kirche mit dem Faust- und Mephistophelesdichter Goethe zu tun?

Zur Beantwortung dieser Fragen möchte ich Ihnen heute abend allerlei erzählen, einmal aus dem Reformationszeitalter, von dem historischen und dem sagenhaften Faust, dann von Goethe, seinem Charakter und seiner großen Dichtung. Es wird das zur Vorbereitung auf die folgenden Predigten dienen.

1.

Wir verehren in Luther den mutigen Zeugen wider die priesterliche Entstellung des Christentums, den glaubensmächtigen Führer zu reinerer Religiosität. Das Reformatorische ist aber nicht Luthers ganze Größe. Es war eine wirre Zeit. Die Sehnsucht nach religiöser Wiedergeburt lief mit den Auswirkungen der dem christlichen Wesen sehr fernstehenden Renaissance zusammen. Da äußerten sich

die durch die Reformation entfesselten Freiheitstriebe vielfach auch als ein Verlangen nach schrankenlosem Lebensgenuß, zugleich als eine stürmisch unklare Geisteswallung, die keinen christlichen Besitzstand mehr anerkennen mochte. Wilder Fleischessinn schloß einen Bund mit ruhelosem, ganz im Zweifel sich verlierenden Wissensdrang. Auch nach dieser Seite hin war Luther eine Macht des Lebens. In einem über Selbstbesinnung oder Selbstverlust entscheidenden Momente unserer Entwicklung hat er die Volksseele bei Christus und seinem Evangelium festgehalten.

Verkörperte sich nun der eine Feind, mit dem man es zu tun hatte, in Leo X., der glänzenden Mediceergestalt, dem Papste des Ablasses und der Bannbulle, so ist es kein Wunder, daß auch jener andere Gegensatz, jene mehr unfaßbare, im stillen wühlende sittlich-religiöse Negation, im evangelischen Bewußtsein nach Veranschaulichung in einer bestimmten Persönlichkeit strebte.

Nun erregte damals ein unstät umherschweifender Abenteurer durch allerlei mystisch-zauberhaften Geheimkram, dabei durch freches Gebaren und Verhöhnung der christlichen Empfindungen, die Aufmerksamkeit. Johannes Faust war ein Gemisch von sittlicher Frivolität und großsprecherischem, aber nichts bedeutendem Vielwissen, ein windiger Kopf, der jedoch durch ein gewisses geistreiches Wesen auf die studierende Jugend, ja selbst auf einen Mann wie Franz von Sickingen Eindruck machte. Er muß um das Jahr geboren sein, in dem der große Reformator das Licht der Welt erblickt hat; er hat sich zeitweilig auch in Erfurt und Wittenberg aufgehalten. Luther erwähnt ihn zwar nie. Aber Melanchthon, der ihn als seinen aus Brettens Nähe stammenden Landsmann gut gekannt zu haben scheint, hat ihn in seinen Vorlesungen oft als ein Beispiel von verwilderter Ausgeburt der Zeit benutzt.

Mehr und mehr ergriff der junge Protestantismus, nicht der kirchlich-theologische, sondern der dem Konkreten zugewandte Laiensinn, die Gestalt des Faust, um seine Ablehnung aller Freigeisterei und Spötterei und seinen Widerwillen vor allem zügellosen Wesen an dieser Erscheinung zum Ausdruck zu bringen. Besonders nachdem Faust von der Bildfläche verschwunden war – er ist nur wenige Jahre vor Luther gestorben – umwand das Volksgefühl die immerhin ziemlich nebelhaft gebliebene Persönlichkeit mit einem Geranke verdüsternder Anschauung, doch nicht, ohne sie dabei an geistiger Be-

deutung zu heben. So verband sich mit dem Abscheu vor dem in ihm verkörperten Geist ein Gefühl des Staunens vor dem Gewaltigen und Außerordentlichen in diesem Manne.

Die Faustische Sagenbildung, die das ganze spätere Reformationszeitalter begleitete, zeigt das deutliche Bestreben, in dem Magier ein Gegenbild von Luther hervorzubringen. Im Jahre 1587, wo die erste Anekdotensammlung über Faust erschien, sah man in ihm bereits einen Mann, der große Ideen in seinem Kopfe gewälzt und über allerlei Geheimnisse im Himmel und auf Erden spekuliert habe. Sein Geist hätte Adlersflügel gehabt, Tag und Nacht wäre er mit tiefen Studien beschäftigt gewesen. Er ist im Volksbewußtsein zum Magister der Theologie geworden, zum Doktor sogar wie Luther. Auch stellte man sich Wittenberg als den eigentlichen Schauplatz seines Lebens vor. Aber dieser Faust will mehr, als ein Mensch vermag. Er will alles schauen, er respektiert keine Grenzen menschlicher Erkenntnis, auch zu dem Unnahbaren will er als zu einem sinnlich Faßbaren sich durchringen. Darüber zerfällt er mit der Heiligen Schrift, er bricht mit seinem Berufe, mit Christentum und Religion und wirft sich auf Astrologie und Magie, auf aberwitzige Geisterbeschwörung. Damit seines idealen Daseins verlustig gegangen, ergibt er sich epikureischem Weltgenuß. Und um die Mittel zu seinem lasterhaften Treiben zu finden, zugleich auch, um ohne Gott das Gewünschte vollbringen zu können, sucht er – wohl gemerkt, das erst in der Sage – den Beistand des Bösen, er wird zum Verruchten.

So hat der Geist des 16. Jahrhunderts dem in seiner demütigen Frömmigkeit so mächtigen Luther in Faust eine gottlos hochfahrende Größe voll unevangelischen Wahrheitsdranges und irreligiöser, ausschweifender Freiheit zur Seite gestellt: den Freien und Starken, dessen Leben nicht in Christus gegründet war. Auch der römisch-altgläubige Sinn wird wohl an diesem Bilde mitgearbeitet haben, um sein Bedenken gegen jede vom Katholizismus sich loslösende Neuerung in einem abschreckenden Lebensbilde zum Ausdruck zu bringen. Aber die eigentliche Tendenz der Sagenbildung ist protestantisch. Am Faust wollte man sich gegen die Richtung des Umsturzes, gegen Maßlosigkeit und unchristliche Gehaltlosigkeit und in der Liebe zum reformatorischen Lebensgut festigen. Faust geht unter, innerlich verwüstet und in seinem Streben erliegend,

Luther dagegen behauptete das Feld. „Ein' feste Burg ist unser Gott – es streit't für uns der rechte Mann – das Reich muß uns doch bleiben!" Ein Triumph, der aber untermischt war mit tragischem Mitleid.

Also doch ein hochinteressanter Zusammenhang zwischen Luther und dem Faust der Volkssage. Ein um die Wende jenes denkwürdigen Jahrhunderts in Hamburg erschienenes Buch von Widmann über die „grewlichen und abschewlichen Sünden und Laster des vielberufenen Schwarzkünstlers und Ertzäuberers" hebt scharf die Anti-Luthergestalt in Faust hervor. Freilich schon ganz in der kirchlich engherzigen und für das Machtvolle in der ursprünglichen Sagengestalt blind gewordenen Art des Epigonentums, das mit wahrer Lust im krassen Teufelglauben wühlte.

Wir haben bereits auf die satanische Seite im Faustbilde der Sage hingewiesen. Wie die Reformation die Geister des römischen Mißbrauchs der christlichen Religion als den Antichrist angesehen hat, also als teuflisch, so betrachtete man auch den Abfall vom Christentum, das irreligiöse und sittlich zerfahrene Wesen in der Zeit, als Teufelsverführung und Teufelsbesessenheit.

Schon Melanchthon hatte davon gesprochen, daß den schlimmen Doktor Faust auf Schritt und Tritt ein verdächtiger schwarzer Hund zu begleiten pflegte.[1]) So war schon früh die Legende von dem Pakt mit dem Bösen entstanden, der bereits damals als Mephistopheles bezeichnet wurde. Faust sollte seine Absage mit seinem Blut unterschrieben haben. Dafür enträtselte der Teufel ihm alle Geheimnisse. Er zeigte ihm Himmel und Erde. Er ließ ihn, nach der dichtenden Volksphantasie, in diabolischer Kunst das Undenkbarste vollbringen. Faust konnte durch die Luft fliegen. Kein Wunder war ihm unmöglich. Jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Vor allem wurde ihm zur Befriedigung seiner sinnlichen Gelüste vom Satan jeglicher Genuß gewährt. Natürlich mußte der Frevler, der so gewissenlos sein Seelenheil preisgegeben hatte, schließlich unter entsetzlichen Seelenqualen enden. Er verfiel der höllischen Welt; sein Leichnam wurde, vom Teufel zerrissen, in entsetzlich verstümmeltem Zustande aufgefunden.

---

[1]) Nach Johannes Manlius in seinen 1563 erschienenen „locorum communium collectaneis". Siehe Prof. Berthold Litzmann, Goethes Faust, S. 18–20.

2.

Liebe Zuhörer! Diese Verquickung des Teuflischen mit dem Faustbilde, das viele auch bei Goethe nicht begreifen, könnte für den aufgeklärten, alles Abergläubische verabscheuenden Sinn ein Grund sein, an dem Gedanken der Behandlung des „Faust" auf der Kanzel Anstoß zu nehmen. Lassen Sie mich deshalb näher auf diesen Punkt eingehen.

Der Teufelsglaube kann freilich ein gar schlimmes Zeichen für das religiöse Leben sein. Wenn er zur Lehrsatzung wird, die das Gemüt beängstigt und verfinstert. Wenn er sich als starke Glaubensleistung brüstet oder als das nicht ernst genommene Spielzeug der Frömmelei sich gibt. Wenn er einen verfolgungssüchtigen Fanatismus decken soll oder dahinter sich die sittliche Schlaffheit versteckt, die ihren Mangel an Charakter auf die übermächtige Verführung des Bösen abzuschieben sucht.

Anders jedoch ist es, wo die Teufelsempfindung als lohender Himmel über der gewaltigen Zeitgeburt steht. Wenn der Prophet, der den Samen der Zukunft streut, sein Feld in Feuer getaucht sieht, das sein Werk verzehren will. Wenn dem Streiter, der um sein Geschlecht ringt, düstere Gluten die Brust bestürmen, die ihn um Sonnenlicht und Sonnenkraft der großen Idee zu bringen drohen.

Das gesunde Gefühl nennt mit Recht das gewöhnliche Reden vom Teufel einen Aberglauben. Aber kein tieferer Sinn wird wohl das dämonische Element in den Worten Jesu und in den Erlebnissen Luthers als ein Rückständiges und Krankhaftes bedauern. Man merkt da nichts von einem verunreinigenden, entgeistigenden Einfluß dieses Gedankens. Vielmehr scheinen, wo er hier zutage tritt, besonders leuchtende Bewußtseins*hebungen* zum Vorschein zu kommen.

In der Tat, das *Erscheinen des Teufels im religiösen Leben kann auch einen sehr idealen Wert haben!* Es kann geradezu eine Ankündigung sein, daß Gott in schöpferisch lebendiger Betätigung die Seele erfüllt: ein Symptom *dafür*, daß die Natur- und Geistestiefen der Menschheit sich wieder einmal aufgetan haben, und eine göttliche Kraft aufsteigt, die Neues, Herrliches zum Dasein rufen will.

Wieso sich das aber als Wort vom Teufel äußern sollte? Betrachten wir Luther. In ihm war damals das Beste, was im Volke lebte, zu ungeheurer Entfaltung aufgerichtet. Die ihm gewisse Über-

zeugung, daß seine Taten nicht bloß über Zeit und Ewigkeit der eigenen Seele, sondern über die ganze Entwicklung seines Volkes und über die Zukunft der Christenheit zu entscheiden hätten, hatte sein Inneres in einer Weise angespannt, die etwas Überpersönliches hatte. In dieser Riesenhaftigkeit seiner Gottergriffenheit mußte Luther den ungöttlichen Widerstand, der, wie es ihm seine Erfahrung zeigte, so stark war, daß er nur mit einer sein eigenes Selbst übersteigenden Hochkraft der Seele niederzuringen war, als ein übermenschlich Ungeheuerliches empfinden.

Seine Zeit lieh ihm dazu die Vorstellung vom Satan. Was er in dieses Gedankenbild hineinwarf, daß es lebendig vor ihm aufwuchs, war – leidend und ringend, dem feindlichen Ansturm sich widersetzend und versuchliche Regungen in seiner Brust bekämpfend – das furchtbar Gewaltige seines eigenen Zustandes. Das ist der Teufel in Luthers Reformationsgesang: der Inbegriff der Unwahrheiten und Verirrungen Roms, der Geist der Gewissensbedrückung, die Macht der Priesterkirche, wie auf dieses Ungeistige, es in Feuer tauchend, der Reflex von Luthers kolossaler Größe fällt. Dies Dämonische in dem „alt' bösen Feind" ist nichts anderes als der glutvolle Schatten des Gottes, der in Luther mächtig war. Darum singen wir auch mit solcher Lust sein großes Sturmlied, weil der Teufel darin, mit dem wir also in keiner Weise die katholische Kirche lästern, uns tief in die Kraftfülle seiner Heldenseele Einblick tun läßt.

Dieser dämonische Widerschein von des Reformators Geistesbilde hatte sich nun so sehr dem Bewußtsein der Seinen eingelebt, daß, als die Sage in dem Faust das titanisch-ungöttliche Gegenbild Luthers schuf, jene Flammengestalt sich auch diesem Faust sofort zugesellte. So begreift sich Melanchthons Bericht.

In seiner Ausgestaltung, also in den einzelnen Zügen seines unheimlichen Wesens und Treibens, ist der Mephistopheles der Faustsage freilich dem Volksaberglauben des 16. Jahrhunderts zuzuschreiben. Seine Erscheinung selbst jedoch ist eine in Faust begründete, von dem Genius Luthers herrührende Notwendigkeit gewesen. Nur daß natürlich hier bei Faust, dem Wider-Luther, diese mephistophelische Reflexgestalt sich in der Anschauung aus dem bekämpften Widersacher des Reformators in den begehrten Helfer des Magiers verwandeln mußte.

3.

Dieser Teufel Luthers wird immer wieder da sein, wo der sieggewillte schöpferische Genius da ist.

Mag solch ein genialer Geist, welcher eine werdende Zeit heraufzuführen berufen ist, dann auch von Teufelsvorstellungen in sich vielleicht nicht das Geringste mehr haben, also auch nicht gerade mehr von Teufelskämpfen reden, so wird er doch, wenn seine Stunde kommt, sich durchbebt fühlen von der Empfindung, als sei die Luft erfüllt von einem Heer unnennbarer Gewalten, die ihn quälen und drängen und hetzen, und mit denen er zu ringen habe bis zum Atemvergehen.

Das war Goethes Seelenzustand im Sturm und Drang seiner Jünglingszeit. Damals, als ihn in Straßburg der Fauststoff packte, und in der nächsten Zeit, als er, von Straßburg zurückgekehrt, die Faustdichtung begann.

Man sage nicht, das wilde Gären jener Jahre habe doch mit der Geschichte der Religion und des Christentums nichts zu tun; das wären nur die Geburtswehen einer neuen Periode des künstlerisch-dichterischen Geistes in Deutschland gewesen. Das ist ein Irrtum. Jener Sturm und Drang, der allerdings zunächst zu einer ästhetischen Wiedergeburt führte, arbeitete bei dem jugendlichen Goethe aus der Tiefe seines religiösen Lebens heraus. War ja doch auch sein eigentlicher Seelenberater in Straßburg, sein Treiber und seine orientierende Autorität, der junge Herder, der große Dichtertheologe. Dessen Ruf nach Naturwahrheit wurde in Goethe, noch dringlicher als es bei Herder selbst der Fall war, zur Forderung einer Verjüngung auch der religiösen Welt in Deutschland.

So kam es in Straßburg zu einem Bruch mit dem Christentum in seiner überlieferten Gestalt. Hatte er sich zuletzt aus Verlangen nach etwas Besserem, als es Orthodoxie und Rationalismus boten, in den Pietismus hineingekünstelt, so begann nun ein Graben in noch unberührten Lebensgründen, in der Gottnatur seines Innern, ein Heraufwühlen dunkler Gefühle, ein Entfesseln des Willens zu einer neuen Daseinsstimmung. Die dichterischen Projekte der nächsten Jahre — Mahomet, der ewige Jude, Prometheus — zeugen sämtlich von dem Drange eines religiösen Werdeprozesses. Und bezeichnend ist es, daß das erste vollendete Werk, das die neue Richtung der Poesie einleitete, sein „Götz von Berlichingen“, im

Reformationszeitalter spielt und gleich vornan den Bruder Martin, einen lebensdurstigen Augustinermönch, vorführt.

In diesen Jahren der ringenden Kraft Goethes liegen die Empfängnisstunden jenes Geistes, der unsere Glaubensempfindungen von allem dogmatischen Wesen erlöst hat; der die Engen des Kirchentums, die dem Werke des 16. Jahrhunderts noch anhafteten, für immer gesprengt hat. Der uns das Christentum als reines, hohes, aus Gottes Leben herausgelebtes Menschentum hat erfassen lassen. Durch den wir erst zu voller Freiheit der durch Luther losgesprochenen Persönlichkeit gelangt sind, und der eine Reformation in der Reformation bedeutet: das Umleben des noch immerhin mittelalterlich getrübten reformatorischen Protestantismus zu der lichten, freien, großen Welt des modern-protestantischen Idealismus.

Dieses neue Leben, in dessen Entwicklung wir noch mitten inne stehen, das aber von Weimar aus seine Weihe und seine gewissermaßen bekenntnismäßige Losung erhalten hat, – hier in Goethes Sturm und Drang brach es quellengewaltig aus der Tiefe der deutschen Volksseele hervor, alles noch unklar und unreif, aber in der schöpferischen Brust des jungen Titanen sein Dasein kündend, seinen Durchbruch fordernd.[1])

In dieser seelischen Situation kam die Faustaufgabe über den Dichter, um ihn sechzig Jahre nicht wieder loszulassen. Diese gewaltige Aufgabe, an die der Jüngling seine feurigste Kraft, der Mann die ganze Reife seines hohen Sinnes, der Greis schließlich die Fülle seiner Weisheit und seines beschaulichen Wesens setzte, – an der er, wenn auch mit langer Unterbrechung, sein Leben hindurch gearbeitet hat, bis endlich das große Werk wenige Wochen vor seinem Tode abgeschlossen vor ihm lag.

Ich glaube nun nicht, daß es gleich die Faustgestalt selbst gewesen ist, die seinen Geist ergriff. Denn diese Gestalt war durch die Mißhandlung der lutherischen Orthodoxie, dann durch die den Faust lächerlich machende Kritik der Aufklärung in einen vollen Entgeistigungsprozeß geraten. Von der titanischen und tragischen Gestalt der Volkssage war nur noch eine wunderliche Figur für die unterhaltende Komödie und schließlich für das Puppentheater übrig geblieben.

---

[1]) Näheres darüber siehe: Burggraf, Goethe und Schiller im Werden der Kraft, 1902, Kap. V: Titanisches Fühlen und Sehnen, Seite 130–187.

Es wird vielmehr Mephistopheles gewesen sein, der Goethes erstes Aufmerken erregte. In dem Glutschein der Teufelsgestalt hat Goethe das Gehaltvolle des volkstümlichen Faustbildes erst wieder erahnt. Aber unter der von dieser dämonischen Macht an Fausts Seite ausgehenden Glut wuchs nun die Außergewöhnlichkeit des Faust vor Goethes Dichtergeiste sofort weit über das Maß, das ihr die Sage gesetzt hatte, hinaus. Es ging in Goethe geradezu ein inneres Umschaffen des Faustcharakters vor sich.

Erinnern wir uns: die Gewalten, die in der Sage zum verführenden und verderbenden Satan des Sinnenmenschen Faust geworden waren, diese dämonischen Gewalten waren ja ursprünglich nur der Reflex von der ringenden und siegenden Kraft des gewaltigen Geistesmenschen Luther gewesen. Das wird Goethe schwerlich durchschaut haben. Doch unbewußt hat er mit diesem Ursprünglichen, Luther Spiegelnden, im Mephistopheles Fühlung gewonnen. Goethe hat in dem Dämonischen, das den Faust der Sage umwittert, etwas wie einen Glutreflex von seiner eigenen jungen, in Sturm und Drang hochgespannten Seelenkraft verspürt: von dieser seiner Seele, die eine titanisch mit Gott ringende, aber dabei doch nach dem göttlich Höchsten strebende und eine in vielen Verirrungen des heißen Jugendblutes dahinschweifende, aber dann doch nicht wirklich dem Bösen ergebene Seele war, vielmehr eine Menschenseele, die sich zu behaupten, zum Reinen und Großen und Idealen sich durchzuringen wußte.

So hat Goethe – gewissermaßen mittels des ihm und Faust gemeinsamen Mephistopheles – sich selbst mit allem, was er war und was er wollte und was er werden sollte, in Faust hineingesehen. Damit aber ist der Faust der Sage in Goethes Drama völlig umgelebt. Er ist ein ganz anderer geworden, als die Sage des Reformationszeitalters ihn gedacht hatte: aus dem Verruchten und Verdammten, dem Gegenbilde Luthers, hat Faust sich nun in einen Geist verwandelt, über dem des Dichters erlösende Losung steht: Aus der Verworrenheit zur Klarheit.

Faust ist Goethe geworden. Allerdings nicht so unbedingt. Einesteils ist Faust doch ärmer als sein Dichter. Es fehlt ihm die sittliche Charakter- und Widerstandskraft, die einen Goethe bei aller Verwandtschaft mit seinem Helden immerhin vor manchem Faustischen Schritt und Verhängnis bewahrt hat. Der Faust der Dichtung ist

aber anderseits doch auch wieder reicher als Goethe, denn er hat über die individuellen Schranken hinaus eine Fülle des Lebens an sich gezogen. Er ist unter des Dichters Händen zur Verkörperung der deutschen Volksseele geworden.

Goethe hat seinem Faust vieles, was er großen und bedeutenden Erscheinungen deutschen Wesens abgelauscht hatte, eingedichtet, so bei seinem jugendlichen, so auch bei seinem späteren Schaffen daran. Dem tiefer Blickenden zeigen sich am Faust z. B. Züge von Herders Geistesbilde. In den Faustpartien aus der klassischen Zeit vernimmt man manchmal deutlich etwas von dem Rauschen des Schillerschen Adlersinnes. Und überraschend wirkt es, wenn nach dem Osterspaziergang im Doktor Faust plötzlich das Angesicht des Luthers der Wartburg aufblitzt:

Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

4.

Verehrte Versammlung! Ich glaube, den Nachweis erbracht zu haben, daß Faust und Mephistopheles ein geschichtliches und innerliches Band zwischen Goethe und Luther bedeuten. Damit aber rückt die Faustdichtung an die Geisteswelt der Kanzel heran.

Ich möchte nun aber noch näher auf Goethe selbst eingehen. Es ist bei der denkbar größten Verschiedenheit der geistigen Physiognomie doch etwas Lutherverwandtes in diesem Dichter, wie Goethe ja auch eine besondere Verehrung für Luthers Charakter oft bezeugt und sich durch sein ganzes Leben erhalten hat.

Zunächst eins. Sollte hier oder da sich noch das Gefühl dagegen sträuben, daß Goethe im Gottesdienst zu uns reden soll, so möge man sich daran erinnern, daß der Dichter sich in seinem Leben tatsächlich einmal als christlicher Prediger betätigt hat.

Das war in einer Stunde bangster Seenot, als das Schiff am Felsen von Capri zu zerschellen drohte. Man lese in der „Italienischen Reise" (Brief vom 16. Mai 1787) die Schilderung der furchtbaren Verzweiflung, die sich da des rings ihn umgebenden Volkes bemächtigt hatte. Der Wirrwarr und die Aufregung, das Schreien und Toben war so schlimm, daß die Mannschaft, ganz

davon verwirrt, nicht mehr denken noch sich untereinander verständigen konnte. So schien die Katastrophe unabwendbar zu sein.

Da erhob der Dichter seine Stimme und erzählte ihnen von Jesus auf dem See Genezareth, wie den die Jünger geweckt hätten, und wie er der Retter der Kleingläubigen geworden sei. Mit kräftigem Geisteswort mahnte er sie, den Blick wegzuwenden von der Gefahr und betend im Innern Einkehr zu halten. Mit seiner in sich gesicherten und das Gefühl von Sicherheit um sich verbreitenden Persönlichkeit rief er Mut und Gottvertrauen in ihnen auf. Auch hier legten sich die Wogen: unter der Gewalt seiner Ansprache wurde es stille an Bord. Alles umgab ihn knieend im Gebet, die Schiffsleute hatten wieder freie Hand und klaren Blick zum Handeln, und dankbare Herzen priesen den protestantischen Prediger, für den man ihn hielt. Ist das nicht wie eine Weissagung auf eine Zeit, wo der Geist unserer großen Dichter zum Christuswort vor der Gemeinde werden wird?

In dieser Christuspredigt hatte sich Goethe vor den Italienern auch der Anschauung von der Vermittlung der Mutter Gottes bedient, um zu dem katholischen Glaubenssinn Zugang zu finden. Es bleibe dahingestellt, ob das wirklich nötig gewesen ist. Aber wie sehr er selbst sogar schon als Kind von dem lutherartigen Bedürfnis nach unmittelbarer Gottesberührung beseelt war, beweist jene Stelle in „Wahrheit und Dichtung", wo er von seiner jugendlichen Sonntagsmorgenfeier berichtet, an die noch der Mann mit bewegtem Herzen dachte.

Schon früh zum Gottesdienst angehalten und als Knabe ein sehr fleißiger Kirchenbesucher, fand er doch in der Kirche kein volles religiöses Genüge. Das finster ernste Dogma von Gott versperrte ihm den Zugang zu der göttlichen Liebesseele, von der er überzeugt war, und der Gottesglaube des damaligen kaltmoralischen Freisinns verhinderte die herzliche Gemütserfahrung. Wie nun edle pietistische Gestalten seiner Umgebung, innerlich unabhängig von der kirchlichen Art, sich in starker religiöser Selbständigkeit ihres Gottes zu vergewissern wußten, so wollte auch er zum Erfassen seines Gottes, wie er ihn fühlte, seine eigenen Wege suchen. Wir alle kennen wohl die Geschichte von dem Notenpult, belegt mit den besten, die Welt darstellenden Stücken aus der Naturaliensammlung des Vaters, und obenauf die kostbare Schale mit den Räucherkerzen, die der

erste über die Dächer dringende Strahl vom Osten zum Glimmen brachte: wie er da unter Sonnenglanz und Opferrauch vor dem Nahen des Ewigen niedersank:

> Es stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
> Auf mich herab in ernster Sabbathstille.
> Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
> Und ein Gebet war brünstiger Genuß.
> . . . .
> Und unter tausend heißen Tränen
> Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.

Das ist ja noch nicht das evangelische Gottempfinden in seiner Seelentiefe. Aber dieses Wort, das als Medaillonbild der religiösen Jugendempfindung Goethes viel mehr enthält, als es nach dem Zusammenhange im Munde Fausts bedeutet, zeigt bereits die Lebendigkeit wie die Gewißheit seines durchgreifenden Seelendranges.

Wie steht doch schon dieser Knabe unendlich hoch über der religiösen Armseligkeit der Tausenden von Kirchenchristen, denen Gott stets nur ein angelernter und nachgesprochener Glaube bleibt, ohne daß sie je danach verlangen, ihn zu einem persönlichen, eigenes religiöses Leben spendenden Herzensgut werden zu lassen. Wie hoch aber auch über der Schwächlichkeit jener Unzähligen, die wohl ein persönliches Glaubensbedürfnis gehabt haben, aber weil ihnen das nicht gleich nach ihrer Art befriedigt wurde, es, ohne sich je zu seelischer Selbständigkeit zu erheben, haben verkümmern lassen und indifferente Geister geworden sind. Hier der echte Luthersohn mit seinem Gottesdurst und seinem starken Glaubenswillen.

Ein drittes ist für Goethe charakteristisch, was die Ähnlichkeit mit Luther vermehrt. Bei dem eigenmächtigen, mit Menschen und Verhältnissen nicht rechnenden, lediglich und oft rücksichtslos dem inneren Drange folgenden Individualismus ihres Wesens, der auch bei dem Dichter das maßgebende Motiv seiner Haltung und seines geistigen Schaffens gewesen ist, dennoch ein ausgesprochenes Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl und Ergehen der Seelen seiner Mitmenschen.[1]

---

[1]) Es ist bemerkenswert, aber nicht jedem Gebildeten bewußt, welch eine Fülle mit Liebe gezeichneter Seelsorgergestalten Goethes Schriften enthalten. Sie sind von dem Verfasser dieses Buches in einer Reihe von Aufsätzen zusammen-

Man denke an seine köstliche „Harzreise im Winter" und ihren ernsten Hintergrund, wie es den in Weimar schon hochgestellten Mann durch Sturm und Schnee hinzog zu einem ihm persönlich unbekannten Jüngling, welcher unter dem Einfluß der Lektüre von „Werthers Leiden" in schwermütige Grübelei versunken war.

Eine Menschenseele in Gefahr, ihren eigenen Wert in sich zu verzehren, vor ihren Augen die dunkle Nacht pessimistischer Weltverachtung, welche die Arme klammernd nach ihr ausstreckt, – das genügte dem Dichter, sich aufs Pferd zu werfen und in die Ferne zu eilen, um zu versuchen, ob „der Vater der Liebe auf seinem Psalter nicht einen Ton habe, ihn zu erquicken, seinem Ohr vernehmlich."

Auch in dem Briefwechsel Goethes finden sich Belege für solche Fürsorge seines gütigen Herzens gerade schwachen und geringen Leuten gegenüber. Aber das Herrlichste in dieser Beziehung ist sein mit Hingabe der ganzen Persönlichkeit betriebenes Werk der sittlichen Läuterung und Charakteremporbildung Karl Augusts. Kein Hofprediger hat wohl je einem Fürsten und in ihm einem ganzen Lande so viel Gutes erwiesen, wie es Goethe an seinem Herzog getan hat. Sein „Ilmenau" ist die monumentale Verewigung dieses Werbens und Erlösens.

Goethe hat sich erst, der Weimarer Welt unbegreiflich, in alle die tollen Launen des Jünglings mit eingelassen, um des Freundes Vertrauen zu gewinnen. Aber dann hat er sich neben Karl August zu einer machtvollen Autorität aufgerichtet, deren stätes Fordern beherrscht war von dem Gedanken, daß nur ein von segnender Tüchtigkeit bewegtes und um einen reinen Mittelpunkt kreisendes Leben seiner fürstlichen Seele würdig sei.

Es war ein jahrelanges heißes Ringen mit der Leidenschaft und dem unbändigen Wesen einer innerlich großen Natur, oft bis spät in die Nacht hinein. Er hat ihn mit dem liebevoll zusprechenden Zwange seiner Persönlichkeit mehr und mehr in Zucht und Maß hineingezogen. Er hat Karl August aus dem Wirrsal der Begierden und aus unreifen und widerspruchsvoll durcheinander schwirrenden Ideen zur Klarheit geleitet und an ihm die Hoheit einer fürstlichen Erscheinung erwirkt, auf die wir Deutschen mit Stolz blicken dürfen.

---

gestellt und behandelt unter dem Titel „Das Bild des Geistlichen bei Goethe" in Warneckes Monatsblättern für deutsche Literatur, August-, September- und Oktoberheft 1899.

So hat Goethe, selber aus Faustischem Drange erstiegen, ein Werk ganz und gar nicht Mephistophelischer Faustführung vollbracht. Ich möchte hier an Luthers ob auch ganz andersartige Emporbildung seines Landesherrn denken.

5.

Wir dürfen aber noch weitergehen. Es ist mir keine Frage, daß Goethe – wie er in seiner Jugend durch Faust-Mephistopheles hindurch unbewußt eine mystische Fühlung mit dem die Welt umwälzenden Recken des 16. Jahrhunderts gehabt hatte – auf der Höhe seines Lebens sich dem deutschen Reformator bewußt beigesellt und sein Lebenswerk, wenn auch nicht nach der kirchlich-religiösen Seite, als eine Fortsetzung des reformatorischen empfunden hat.

Ich erinnere an Goethes Wort, zu Müller gesprochen: „Wer ist denn heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet." Und in den „Venetianischen Epigrammen" schildert der Vierzigjährige das Weltgericht, wie Christus die Bösen, seine Widersacher, als die Böcke zur Linken stellt und zur Rechten seine Frommen. Wohin kommt da Goethe? Der Richter wird zu ihm sagen: Du sollst mir gerade gegenüberstehen! Das ist kühn. Freilich diesen Ehrenplatz erwartet er für sich und seinesgleichen, die Vernünftigen. Aber damit ist doch für ihn eine Ausnahmestellung gekennzeichnet, wie man ihn in Gedanken nur auserwählten Geistern, nur den großen Trägern der christlichen Menschheitsentwicklung einräumt.

Das Bewußtsein einer außerordentlichen Mission durchzog Goethes Sinnen und Denken. Er spricht es nicht laut und deutlich aus; aber wer ihn kennt, der hört seine hohe Selbstgewißheit heraus aus seinen vielfachen Hinweisungen auf ein Dämonisches, ein göttlich Unbegreifliches, das in ihm und über ihm, das durch seine ganze Lebensfügung hin bestimmend waltete. Über dieses Dämonische in Goethes Selbstbekenntnissen ist viel gegrübelt und geschrieben. Für uns hängt dasselbe mit dem Mephistopheles zusammen. Nicht natürlich mit dem Satanischen in seiner dichterischen Gestalt; sondern mit der durch den Faustischen Mephistopheles der Sage hindurch von ihm gespürten aufgeschlossenen göttlichen Geistestiefe, wie das vorn dargelegt ist. Es ist bei Goethe ein Ausdruck

des Bewußtseins von der Verbundenheit seiner eigenen genialen Schaffenskraft mit dem wieder gefundenen und wieder rege gewordenen Schöpferwillen Gottes.

Daß aber der Dichter seine Schaffensaufgabe bei weitem nicht auf das künstlerische Gebiet beschränkt wußte, ist ebenso zweifellos. Wie wunderbar ist doch noch in einem seiner letzten Werke, kurz vor dem Tode, in den „Wanderjahren", dieses Tasten und Suchen nach einer Neugestaltung des christlichen Religionswesens. Der Greis wollte seinem Volke und der Menschheit noch Geister rufen, für die seine Stimme schon zu schwach, für deren Unterscheidung sein Auge schon zu getrübt war, Geister der Zukunft, einer lichten und freien Welt. Aber während der Achtzigjährige so vergeblich sinnend danach ausschaute, siehe da zogen sie ja längst durch Deutschlands Geistesleben dahin, jene Geistgewaltigen, Lebensmächtigen, ein erlauchter Chor, von seiner Poesie einst mit der Seele bester, schönster Kraft geschaffen und, auch wo der Christenname ihnen fehlt oder der religiöse Ton in ihrer Brust nicht erklingt, doch aus dem reinen, großen Menschheitsideale Christi geboren!

Vor ihnen her, gleichsam ihre Bahnbrecher, aus Jugendkraft und Jugendsturm erzeugt, der ritterliche Hort der Bedrängten, der für die Freiheit wider alle Gewalttat die eiserne, aber biedere Faust erhebt, und mit ihm Martin der Mönch, der wider alles Unwahre und Unnatürliche nach seinen Menschenrechten schreit.

Dann weit hinter den Berlichingern, den Kampfdurchtobten, die Friedensgestalten, von Geist umleuchtet: Dianas Priesterin, Iphigenie, mit ihrem lauteren, wahren Herzen, aus dem, menschliche Gebrechen sühnend, reine Menschlichkeit ausgeht auf alles Rohe, alles Schuldige. An ihrer Seite Platos Schülerin, Leonore von Este, mit ihrer hoheitsvollen Güte, die, stark in sich selbst verleugnender Charakterzucht, der Seelenreife edles Maß um sich breitet. Neben beiden ein Fürstenpaar: Thoas der Großsinnige, in dem trotzig rauhe Kraft sich beugt vor der Majestät des menschlich Guten und Wahren, und Herzog Alphons, dessen Stolz es ist, Menschenglück zu schaffen und mit seiner mächtigen Hand des Menschengeistes schönes Blütenleben zu schützen. Und wer kennt sie nicht, die treumutige Jungfrau, gestützt auf den wackeren Jüngling, wie in Hermann und Dorotheas Liebe sich spiegelt die herzenswarme Humanität ihres Pfarrers?

Manch anderes noch schwebt dahin, in der Hülle der Poesie große Ideen des Lebens verkörpernd, wie Eugenie, des Frankenherzogs natürliche Tochter, die, aus Glück und Glanz gestoßen, zu den Niederen hinabsteigt, um hier heiligend des zerrütteten Vaterlands Rettung anzubahnen, — „denn wenn ein Wunder auf der Welt geschieht, geschiehts durch liebevolle, treue Herzen." Und nicht zu vergessen jene hehre Gestalt der „Zueignung", das verklärte Bild der Charlotte von Stein, die das aufwallende Übermenschgefühl besänftigend niederdämmt zur Demut und Gesundheit eines die Menschheit segnenden Wirkens.

Drei schließen den Zug und wahrlich nicht die geringsten: das gräfliche Geschwisterpaar aus den „Lehrjahren", bestrebt, die Adligen erst zu werden durch Großtat und Edelsinn — Natalie, die mondesklare, ruhige Seele, die keine Liebe kennt, weil sie die Liebe ist, die hochherzig Tolerante, die alles verzeiht, weil sie alles begreift, die Fleisch gewordene Barmherzigkeit; diese schön menschliche Frauengestalt, in deren schlichter Zeichnung Goethe das großartigste Hosianna gedichtet hat, das je dem Menschensohn gesungen ist. Dazu ihr Bruder Lothario, der soziale Reformer von oben herab, der in selbstloser, verständiger Menschenfreundlichkeit seine Arbeiter heranzieht zur Teilnahme an seinem Besitz und Gewinn. Und zwischen ihnen ihr Erzieher, der Abbé, der freimaurerische Meister, der, was er einst dem Jesuitenorden abgelauscht hat, den weltdurchspähenden Blick, den überall eindringenden Sinn, die lenkensmächtige Hand, nun in den Dienst der höchsten idealen Zwecke stellt. Diese Selbstdarstellung des Dichters, wie er bemüht war, seinen irrenden Brüdern zu ihrer freien sittlichen Entwicklung zu verhelfen und in großen, edlen Menschenseelen um sich einen Tempel der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu erbauen.

Und diese Gestaltenwelt, aus der es einen so lebensfrisch, so herzerhebend anweht, ein Gefühl von Menschenherrlichkeit und großer Menschenbestimmung, war bei Goethe nicht lediglich ein Gebilde der Phantasie. Aus der Fülle seines Herzens und seines eigenen Charakters hat er in die moderne Lebensanschauung jene Humanität hineingedichtet, die uns für unser Denken und Streben ein ebenso heiliger Besitz geworden ist, wie die reformatorische Religiosität.

Goethe hat, was so in ihm entstanden war, gern als eine Offenbarung des Griechentums ausgegeben. Aber in dieser

Goetheschen Art ist etwas dem griechischen Geiste gänzlich Fremdes. Der Einfluß des von dort gekommenen Humanismus war nur die Sonne, die jenes Gewächs in ihm hervorgebracht hat. Es selbst entstammte dem Grundkerne Christi in seiner Seele und hat, was es geworden ist, nur werden können in Goethes echt deutschem Wesen. Sein vermeintliches Griechentum ist nichts anderes als die Läuterung und Vollendung jener triebkräftigen Prinzipien der lichten, edlen Menschlichkeit deutsch-christlichen Empfindens, wie sie bereits in Luthers Programm und Persönlichkeit ahnend ihr Haupt erhoben hatten. Goethe ist, allerdings unter dem sehr bestimmenden Einflusse Schillers, der ethisch-humane Reformator geworden nach Luther, dem religiös-kirchlichen Reformator.

6.

Doch gerade der sittliche Wert Goethes wird ja nun mannigfach in Zweifel gezogen. Ist nicht vor allem die Gretchentragödie in „Faust" eine Dichterbeichte, die tief blicken läßt? Und ist Goethe auch nicht der Faust bis zu diesem Äußersten, ist nicht doch darin ein Niveau angedeutet, das nimmermehr das eines verehrungswürdigen Charakters genannt werden kann? — sagt man uns.

Wir wollen gewiß nicht dem Genie eine besondere Moral gestatten. Aber wir dürfen einen Mann wie Goethe auch nicht mit jenem Ameisenblick betrachten, der nur sieht, was dicht vor Augen steht, der dies zur riesenhaften Ungeheuerlichkeit verzerrt sieht und von bestimmten einzelnen Zügen seines Lebensbildes nicht loskommen kann. Der echt christlichen Gesinnung ist der Tiefblick gegeben für das Große und Ganze einer bedeutenden Persönlichkeit. Betrachtet man den Dichter mit diesem umfassenden und ins Innerste schauenden Blick, so gewinnt man den Eindruck einer imponierenden sittlichen Würdigkeit.

Es ist ja begreiflich, daß besonders ideale Frauen, die im übrigen seinem Schaffen volle Anerkennung zollen, doch mit dem übergroßen Liebesbedürfnis Goethes innerlich recht schwer zu tun haben. Es ist deshalb anzunehmen, daß sie im Hinblick auf sein damit zusammenhängendes vielfaches Irren den Gedanken an eine Verbindung Goethes mit der Kanzel nicht so leicht zu vollziehen vermögen.

Ich wage die Verbindung dennoch! Und mit gutem Gewissen! Einmal deshalb, weil ich ja doch nicht Goethe predigen will,

sondern den Christus, der sich in ihm offenbart, – dieser, soweit es sein kann, Goethe zu Ehren, aber, wo es sein muß, auch wider Goethe.

Übrigens lege man alles, was in dieser Beziehung an Goethe zu tadeln wäre, in die eine Schale der Wage, man lege es voll und restlos hinein. Und meinetwegen dazu noch all die Antipathie der von einem ungesunden Goethekult mit Recht Abgestoßenen. In die andere Schale lege ich nur zweierlei: eine einzige Tatsache und eines einzigen Mannes Urteil. Diese Tatsache ist Goethes ernstes Ringen nach immer abgeklärterer Lebensvollendung, wie es als tief ehrlicher und durch alle Fehler und Schwächen immer wieder durchschlagender, immer mehr Feld gewinnender Wille für jeden, der zu sehen imstande ist, vor uns steht. Dazu dann das Zeugnis Schillers in seinem Briefe an die Gräfin Charlotte von Schimmelmann (23. November 1800):

> „Die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an Goethe binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden."

Welche Schale, meinen Sie wohl, wird die andere emporschnellen lassen und schwer ins Gewicht fallend Gottes entscheidendes Urteil enthalten? Für einen offenen und gesunden Sinn bedarf diese Frage keiner Antwort.

So kommt denn herauf, ihr beiden gewaltigsten Gestalten Goethes, Faust und Mephistopheles, gefolgt hernach von Iphigenie und Orest – der Geist eures Dichters hat ein Recht auf unsere Kanzel! Ist Gott für ihn, wer mag wider ihn sein? Ich schließe mit der Stelle aus dem Römerbrief (Kap. 8, 30), woher schon dieses Wort stammt: „Welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch mit Herrlichkeit beschenkt."

In der Verworrenheit



3.

Leid und Schuld Lichtgedanken der Gottheit

Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid.

Solches rede ich zu euch, auf daß meine Freude in euch bleibe, und eure Freude vollkommen werde.

Johannes 8, 12. 12, 36. 15, 11.

Prolog im Himmel:

Der Lobgesang der Erzengel, die Offenbarung des Herrn.

1.

Liebe Gemeinde! Am Eingang der großen Dichtung umfängt uns die lichte Himmelswelt des Prologs, von Harmonie erfüllt, von Lobgesang durchtönt. Auf diesem Hintergrunde dann jenes merkwürdige Gespräch zwischen Gott und dem Teufel, das über Faust handelt, den Ratschluß des Ewigen enthüllt, zur Wette mit Mephistopheles führt und schließlich ausläuft in das Wort des Herrn an Raphael, Gabriel und Michael, die Gewaltigen seiner Heerscharen:

> Doch ihr, die echten Göttersöhne,
> Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
> Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
> Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
> Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauernden Gedanken.

Vom ästhetisch-literarischen Standpunkte wäre über diesen Faustprolog viel zu sagen. Über die Schönheit des einleitenden Hymnus, dieses tief aufklingenden Naturpsalms auf dem Boden der heutigen Weltbetrachtung; und wie darin die Pythagoreische Lehre von der Musik der Sphären eine eigenartige Verwendung findet. Über die Wechselrede mit ihrer Wette, die dem Buche Hiob nachgebildet ist; wie diese aber in der Gestalt, die sie bei unserm Dichter angenommen hat, die biblische Vorlage an Farbenpracht und Ideenweite und Geistesreichtum gar mächtig überragt.

Es wäre da auch zu reden über die literaturgeschichtliche Bedeutung dieses in höheren Regionen sich abspielenden Vorspiels. Wie es entstanden ist in der klassischen Zeit des Dichters, gleich nach „Hermann und Dorothea“, aus dem freundschaftlichen Geistesaustausch mit Schiller heraus. Wie von Schillers großem philosophischen Gedichte „Das Ideal und das Leben“, das kurz vorher erschienen war, ganz unverkennbare Fäden hinüberleiten zu Goethes Prolog

im Himmel. Und wie er mit diesem Prolog die endliche Vollendung seines so lange Bruchstück gebliebenen genialen Jugendwerkes — worauf des Freundes unermüdliches Drängen ging — in Angriff nahm.

Hätten wir die Dichtung als solche und in bezug auf Goethes Entwicklungsgang zu betrachten, so würde auch zu zeigen sein, wie jetzt erst die Faustdichtung ihre eigentliche Größe empfing. Wie Goethe die wesentlich nur erst aus dem titanischen Anfangsstücke bestehende, dann gleich zu der herrlichen Gretchentragödie überspringende Herzensschöpfung seiner Jugend mit diesem dramatischen Präludium aus dem Sturm und Drang der Vergangenheit zur Höhe seiner nunmehr abgeklärten, auf Maß und Selbstbeschränkung geführten Lebensanschauung emporgehoben hat. Wie der Prolog für die ganze Weiterarbeit und teilweise Umarbeitung, auch für den Plan eines zweiten Teils des Dramas, bestimmend wurde, und wie die Dichtung in der nun uns vorliegenden Gestalt von diesem Vorspiel aus angesehen und verstanden werden will. In jenem Worte an die Erzengel, „die echten Göttersöhne", dachte Goethe auch an sich selbst. Sein vergeistigter Sinn stellte sich hier, im Zusammenhange mit der ganzen Herrenrede, die Aufgabe, einen bleibenden Wert für sein Volk und die Menschheit zu schaffen, indem er seine leidenschaftliche Jugenddichtung zu einem aus der Verworrenheit in die Klarheit weisenden Kunstwerke ausbilden wollte.

Mit diesen kurzen Strichen sei es genug. Es handelt sich ja für uns nicht eigentlich um die Dichtung, sondern um die Frage, was die christliche Gemeinde an Licht und Leben in der Geisteswelt des Prologs zu finden vermag? Wir beschäftigen uns deshalb im weiteren auch nicht eigentlich mit Goethe, sondern schauen nach dem Christus aus, der in dem deutschen Dichter redet: was dieser, aus seiner biblischen Ursprungserscheinung heraustretende und zu neuer Offenbarung gewillte Christus uns in Goethe an froh und frei machendem Verständnis Gottes darbietet? Das ist der leitende Gesichtspunkt in der ganzen Predigtreihe.

Eins muß da vorausgeschickt werden. Man klammere sich nicht an das verkörpernde Bild von Gott, das sich hier vor unser Auge stellt, als gehörte das zu Goethes und unserer Gottesauffassung. Mit solcher menschenartigen Vorstellung vom Ewigen würdest du nachher im „Faust" und auch schon im Prolog keinen Schritt weiter kommen, das Größte und Gewaltigste darin würde sich

dir verschließen. Diese Verbildlichung Gottes beruht hier lediglich auf dem dramatischen Bedürfnis, den Herrn zur Darlegung seiner Gedanken redend einführen zu können. Die Gottheit ist für Goethe nicht eine jenseitige, irgendwie sichtbare Persönlichkeit, sondern ein innerweltliches, das All erfüllendes Wesen. So sind dem Dichter auch die Engel des Prologs in Wirklichkeit nicht überweltliche Gestalten, sondern die die Menschheit beseelenden höheren Gefühle und Kräfte. Dieser Chor der Erzengel ist gewissermaßen die Verkörperung des Edelkerns der Menschheit, jener Adelsgeister, die anbetend in Gottes Herrlichkeit schauen, seine Wege verstehen, mit ihrem Dasein seinen hohen Zwecken dienstbar sind und die ihr Geschlecht zu der reinen Freude der Gottessohnschaft hinzuleiten Drang und Beruf haben.

Was singen die Geister?

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieses-Helle
Mit tiefer, schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags.
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Dieses große Weltbild enthält mehr als bloße Naturbetrachtung. Wer Ohren hat zu hören, dem kündigt sich in diesem Lobpreis auf die Schöpfer- und Herrschermacht Gottes, die dem scheinbar seelenlosen Mechanismus innewohnt, das Evangelium eines sonnigen Optimismus an: eine Lebensanschauung, die jene vollkommene Freude des Johannes, für die es kein Wandeln in Finsternis mehr gab, aus der griechischen Christusspekulation in deutsche Gotteserfahrung umsetzt.

2.

Meine Freunde! Was aus dem Faustprolog – und stark und voll gleich hier aus dem Präludium – zu uns spricht, ist eine Religion der Lichtfreude. Sie geht aus von der Sonne droben am Firmament:

Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke.

O wie oft haben wir, durchströmt von Kraft, dies empfunden! Wenn wir am Morgen das Auge aufschlugen, und da im Glanze des jungen Lichts unser Tagwerk von neuem so lieb und lockend vor uns stand. Wenn im grauen Einerlei des Winters ein Tag uns kam voll schimmernder Pracht, der uns zurief: Siehe, wie leuchtet die Welt, hebe dein Haupt auf, mutig vorwärts! Wenn wir im Sommer von der Warte der Berge oder am Strande des Meeres dem sinkenden Feuerball unsern Dankesgruß nachsandten für all das Schöne, was wir zur Erfrischung unseres Gemütes wieder hatten genießen dürfen.

Ist es denn aber wirklich das Himmelsgestirn, von dem solche erhebende Wirkung auf uns ausgeht?

Was unser Herz so neu belebt, ist – auch nach Goethes Sinn – der Ewige, der da vor uns steht in seiner Sonne strahlendem Gewande. Unter ihrem hellen Schein fällt uns der Lichtgedanke der göttlichen Liebe freundlich und stärkend in die Seele. Ein Geist-Erleben ist es, das uns da immer wieder zuteil wird und das uns aus der Tiefe der Brust bekennen läßt: Du Leuchte unseres Daseins, Vater unser, wie meinst du es so gut, so treu mit uns! Und dieses Gotterleben wird in dir wohl zu einer flutenden Kraft, daß du wie neugeboren dich zum höchsten Vollbringen aufzurichten vermagst, dann, wenn die Helle, die dich umglänzt, der Widerschein ist von einem großen Glück, das herrlich über deinem Leben aufgegangen ist. In solcher Stunde ist all dein Denken und Empfinden die anbetende Freude der Kinder des Lichts. – –

Doch schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieses-Helle
Mit tiefer, schauervoller Nacht!

Das Leid bricht herein, des Herzens Sonne ist untergegangen. Nun sinken wohl die Arme, es ermattet der Sinn, du schließest das Auge, um das Weh nicht zu sehen, das ringsum das arme Leben bedrückt.

Was kann einem da die Religion der Lichtfreude sein? fragt vielleicht jemand in Mißtrauen gegen den Goethegeist. Ist sie nicht doch ein Gewächs aus einem anderen Klima, aus dem Lande des Wohllebens und der leichten Menschenart, das da, wo die Nordstürme brausen, eingeht? Ja, ist's nicht ein Glaube, der, zu wenig geistlichen Wesens, in seiner Weltlichkeit einem in sich gebeugten Menschen gegenüber völlig versagt?

Das trifft zu bei der Oberflächlichkeit, die ihr inneres Nichtssein mit dem Flitter Goethescher Lebensanschauung verdeckt. Was diesem oder jenem nur Schaumgold ist, wird sich ihm in der Not nicht in Worte von tröstendem und erhebendem Leben verwandeln. Aber dem Dichter, der, ob auch ein Günstling des Glücks, das Leidenslos der Menschheit doch oft genug tief in sich durchgelebt und heiß in sich durchgerungen hat, ist sein frohes Anschauen des Lebens keine gedankenlose Annahme, sondern eine erkämpfte, zum Persönlichkeitsgehalt gewordene Überzeugung. Darum erwuchs ihm daraus eine starke und auch Stärke verleihende Glaubenskraft wider die Finsternis im Leben.

Über Goethes charakterhaften Optimismus hat der den Segen gesprochen, der die Mühseligen und Beladenen sucht, um sie zu erquicken. Steht ja doch Goethes Lichtglaube durch das heitere Wesen seiner tief christlich gestimmten Mutter in seelischem Werdezusammenhange mit dem „Licht der Welt". Sollte dieses Christusherz da nicht den Dichter dazu gebrauchen können, um aus seiner Fülle denen etwas zu spenden, die es selbst nicht erreicht?

Ich weiß doch so manchen, dem in seiner Unzugänglichkeit für Jesus Christus, der Goethegeist diese Berührung schon vermittelt hat. Hier ein Zweifler, der im Grübeln den Gott des evangelischen Bewußtseins verloren hatte. Dort einer, der dem Walten Gottes Weisheit und Güte nicht zuzutrauen vermochte, weil diese nicht mit Händen zu greifen waren. Oder auch ein Mensch, dem die Kirche

mit ihren unechten Zutaten die Sprache unserer Religion verleidet hatte. Und trotzdem in ihrem Innersten ein herzliches Sehnen nach religiöser Aufrichtung.

Da trat der Dichter an solch Menschenherz heran und sprach zu ihm: du wandeltest im Tage, du hast das Glück so reichlich genossen, — warum klagst du, wenn es jetzt mit dir ins Dunkel rückt? Darfst du allein beanspruchen, dem Gange der Dinge entnommen zu werden? Und willst du vor dir selbst dich deines Kleinmuts schämen, wenn dein Geschick sich wieder dem Lichte nahen wird? Komm, laß uns glaubend in die Sonne schauen, die da ist, auch wenn sie dein Auge jetzt nicht umflutet. Laß uns dem Geiste verbunden bleiben, dessen Wohltun du verspürt hast, und der nicht darum erkaltet und verfinstert ist, weil er deine Bahnen in die Nacht gewiesen hat. Es soll die Nacht dich nur zu neuem Lichtempfange, zu weiterem Lebenswachstum zubereiten. Laß uns stille halten der Notwendigkeit in freudiger Zuversicht. Was uns Druck und Plage ist und was düster unsere Seele umbraust, schon wird es fortgerissen beglückender Entwicklung zu. Siehe, ist's auch noch Finsternis, die uns umzieht, die leuchtenden Mächte walten trotzdem über uns so herrlich wie an unsers Daseins schönstem und seit unsers Lebens erstem Tage.

So etwa ermuntert Goethes Geist aus seinem Sonnenhymnus heraus zum Gottvertrauen. So weckt er dem, was der Menschen Los bestimmend im All lebt und wirkt, Glaubenskinder. Und ist's auch eine unbiblische Predigt, wer von uns spüret nicht doch in solchen Lichtgedanken die Christushand, die sich Ruhe spendend auf die bange Seele legt?

3.

Diesem Lichtglauben ist die Religion weiter die Gewißheit einer göttlichen Weltharmonie. Die Engel des Prologs hören in der Sonnensysteme Donnergang und in dem Wüten der Erdelemente einen melodischen Gesang; vor ihrem Seelenblick ist in dem Ewigen alles Schönheit und heiliger Zusammenklang.

> Doch ihr, die echten Göttersöhne,
> Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!

Eine grandiose Auffassung: im Weltall der Gottesgeist, wie er die Welt und alles, was er darin ordnend denkt und zielend voll-

bringt, als eine gewaltige Symphonie aus sich herauslebt. Eine Vorstellung, mit welcher der noch in den reinen Anschauungen der biblischen Frömmigkeit sich bewegende Sinn allerdings nichts anzufangen weiß. Wer es aber in Hinsicht auf das Unermeßliche des Weltbaues und seiner Ordnungen und Bewegungen und im Gedanken an die ungeheure Fülle des Lebens und seiner Rätsel und Schwierigkeiten empfunden hat, wie die alten Formen des Gottesglaubens das Geheimnis der Religion längst nicht mehr zu fassen vermögen, der begrüßt dankbar diese der durchgotteten Unendlichkeit entsprechende Anschauung des deutschen Dichters.

Gar wohl vermögen wir unsere christliche Überzeugung da hineinzubilden: Gottes Schöpferwille und seine weltleitende Vorsehung, das Liebeswalten des großen Künstlers, der, in seinem Werke lebend und webend, darin Disharmonien erzeugt, um sie zur Harmonie aufzulösen, und der aus der Harmonie im stetigen Gange der Entwicklung immer neue Dissonanzen aufklingen läßt, um damit wieder Größeres, Herrlicheres zu rufen. Darum auch Gott – der in sich bestimmte, wollende, bewußte Geist – doch „das Werdende, das ewig wirkt und lebt", wie er am Schlusse des Prologs selber sich nennt.

Liebe Gemeinde! Wir Menschen von heute fühlen wieder einmal vorwiegend die Dissonanzen. Die ganze Weltlage bringt das mit sich, die Zeit des Übergangs in eine ganz neue Periode der Menschheits- und Geistesgeschichte. Diese Tage mit ihrer politischen Zerfahrenheit und Unsicherheit, mit ihren sozialen Umwälzungen, mit ihren Erschütterungen des bisherigen Besitzstandes fast auf allen Gebieten des Lebens, mit ihren bitteren und dabei vielfach so unklaren Geisteskämpfen, mit ihren aufregenden religiösen Wirren, wo eins mit dem andern eng zusammenhängt.

> Und Stürme brausen um die Wette,
> Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
> Und bilden wütend eine Kette
> Der tiefsten Wirkung rings umher.

Es hat sich bei uns die Empfindung verschärft für das Schreckensvolle in den Katastrophen und Verheerungen der Natur. Der Herzenssinn ist humaner und damit reger geworden zum Miterleben von Not und Elend. Wissenschaft und Beobachtung haben bisher verschlossene Gründe durchleuchtet, tausend Probleme dringen da quälend

auf unser Geschlecht ein. Die moderne Kunst hat vielen täuschenden Schein zerstört und sich die bedrohlichen und zersetzenden Mächte des Lebens zum Gegenstand erwählt. In Theater und Literatur der Gegenwart wird die traurige Wahrheit, zur Beängstigung der Gemüter, oft ins Ungeheuerliche übertrieben. Dazu die hastige Unruhe des heutigen Lebens, die Kraftüberspannung, um seine Existenz zu behaupten und seine Ideen durchzusetzen. Der Friede ist dahin. Die Genußsucht hat das große Wort, aber die eigentliche Freude flieht. Der Treiber ist hinter uns her. Die Tiefen beben und die Herzen zittern. Da ist es begreiflich, daß man unter dem Eindruck der realistischen Betrachtung der Dinge die Züge des Gewaltigen und Furchtbaren und Grausigen in das Antlitz der Gottheit hineinzuzeichnen geneigt ist.

Aber gewaltig ist auch der Herr! Das ist ein Segen des Pessimismus, daß er aus dem christlichen Production Vaterglauben die von der Aufklärung herrührenden Reste einer gemütlichen Salon- und Biedermeier-Frömmigkeit wegschwemmt und das Ernste, majestätisch Große des biblischen Gottesgefühls wieder zum Vorschein bringt.

Auch das Furchtbare wollen wir im Sinne der symbolischen Naturzeichnung unsers Engelliedes in unsere religiöse Denkweise mit aufnehmen. Furchtbar ist Gott in den Wehen der Geburt wie in der Angst des Todes. Im Zusammenbruch der Dinge wie in dem Ringen der neuen Gedanken. Ungeheuerlich im Gewitter und im Brand des Krieges. Erschrecklich in den Heimsuchungen der Schuld und in dem Schauer der Tragödie. In dem Gesetz der Vererbung wie in so vielen seiner Ordnungen. Wir können seine Herrlichkeit oft nur anbeten mit einem Herzen, das tief die Wunden und Schmerzen seiner Griffe fühlt. Diese Stimmung besteht in unserer Seele vollständig zu Recht, und wir müssen sie mit unserm dankbaren und freudigen Gottvertrauen zur Einheit innerlich zusammenleben.

Denn zum Grausen vor Gott darf uns das nicht bringen. Ob auch die Stimme Gottes in dem Geschehen des Lebens uns so manchmal des Lebens Freude gründlich stört, wir stehen dennoch auch in dem tobendsten Gewirr mit der Gewißheit: aus seinem götllichen Geiste muß doch schließlich die Harmonie ersteigen, ob wir sie noch hören werden oder nicht. Und wenn unser Herz auch oft erschrickt vor dem, was er uns tut oder an uns zuläßt, wir haben es doch immer wieder erfahren: er führt es endlich — ob

so oder so — zu einem guten Ziele hinaus. Weltschmerzlicher Unglaube empfindet nur die Disharmonien, fühlt nur die Schrecken und Schläge, hört nur den Donnergang der Ereignisse, sieht nichts von dem Leuchten dahinter, spürt nichts von der segnenden Güte darin, ahnt nicht das herrliche Vollbringen, —

> Doch deine Boten, Herr, verehren
> Das sanfte Wandeln deines Tags!

So wollen wir mit Goethes hellem harmoniegläubigen Optimismus in die Welt und in unsere Zeit hinausschauen. Aus dem Sonnenauge dieser Gesinnung blickt uns ja in neuer Geistesgestalt die alte weltüberwindende Frohbotschaft Christi an, ob sie sich auch bei dem Dichter anders vermittelt wie bei dem Menschensohne.

Goethe war die wunderbare Fähigkeit gegeben, — auch das war eine Offenbarungsgabe Gottes — die Natur, die den meisten nur nach ihrer Außenseite vor Augen steht oder in die sie wohl manche ihrer Empfindungen hineinzuleben vermögen, vielmehr zu durchdringen in ihrer Tiefe, mit seinem sensitiven Wesen sie zu belauschen auf ihr geheimstes Weben und in ihr lebend sie zu erfassen auf die Geisteswirklichkeiten, die sich in ihr unter Weh und Dunkelheit durchsetzen. Daraus kam ihm sein zuversichtlicher Glaube an die Güte im Universum und an die auch im Leben und in der Geschichte sich durchringende Macht der guten Gedanken der Vorsehung: an das Walten göttlicher Lichtgedanken gerade in dem, was verletzend, erschütternd, zerstörend, finster und furchtbar ist.

4.

Da, siehe, taucht in dem lichten Bilde des Prologs eine düstere Gestalt auf, um diesen großen, guten Gottesplan zu verlästern. Unter ihren Worten, die unserer Menschenkenntnis, ach vielleicht der eigenen Selbstbeobachtung durchaus entsprechen, umschrillt uns der leidige Widerspruch zwischen des Menschen hohem Streben und der Gewalt seiner niederen Triebe. Der Teufel weist auf die Tatsache unserer Willensfreiheit hin, und wie daraus das Böse hervorgehe, das die ganze göttliche Weltharmonie in Frage stelle.

Meine Freunde, wer ist dieser Mephistopheles? Natürlich lediglich etwas Innermenschliches, eine bestimmte Seite in dem Wesen und Leben unseres Geschlechtes. Dieses Teuflische schillert

im Laufe der Faustdichtung in mannigfachen Farben. Hier ist es noch nicht eigentlich das satanische Element voll Haß und Feindschaft wider Gott, nicht der böse Dämon des Volksglaubens, dem es eine Lust ist, das wirklich Gute zu verführen und Gotteswerk zu zerstören. Vielmehr erscheint es hier vor Gottes Angesicht als ein Glied im Geisterchore, und der Herr gesteht ihm darin eine gewisse Berechtigung zu.

Der höhnende Geist des Faustprologs verkörpert jene ausschließlich realistische Beurteilung des Lebens, wie sie uns hier und da erschreckend und tief verletzend begegnet.

Gerade heute hört man oft genug Reden, die einem alle glaubensvolle Anschauung von dem, was Mensch heißt und was aus der Menschheit werden wird, mit eiskaltem Wasser übergießen. Solcher Mephistophelessinn hat scharfe Augen für die tatsächliche Schwäche und Ungeistigkeit, für alles Armselige in der Menschen Art. So wie hier in der Schilderung des Faust nimmt sich vor einer nüchternen Vernunftbetrachtung allerdings die Wirklichkeit aus! Aber dieser Mephistosinn hat trotzdem keine hellen Augen. Denn in unidealer Empfindungslosigkeit für die innerste Wesensnatur der Menschenseele übersieht er im Menschen die Triebkräfte und Betätigungen des Göttlichen, die langsam, aber sicher aufsteigende Linie unserer Entwicklung. Was so der moralische Pessimismus sich zurecht macht, ist ein Zerrbild vom Menschen.

Stellt sich uns in Goethes Engeln die reine, große Glaubensauffassung von der Welt dar, ihre Beurteilung aus der Gottheit heraus, so vertritt also der Mephistopheles des Prologs, für den solche ideale Weltbetrachtung nichts als Phrase ist, —

> Verzeih', ich kann nicht hohe Worte machen,
> Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen, —

dieser Mephistopheles vertritt, vor allem auch in seiner Ansicht vom Menschen, den kalten, mißtrauischen, spöttisch grinsenden Unglauben. Er ist der teuflische Geist jener zersetzenden Kritik, die am Menschen nichts Gutes läßt. Und die kennt keinen größeren Triumph als den, die Grundgemeinheit, von der sie überzeugt ist, hervorzulocken, wo sie dann sagen kann: seht, da habt ihr's, der Mensch ist doch eine erbärmliche Kreatur!

Freudig begrüßen wir es als Christen, und es ist uns ein herz-

erhebender Anblick, wie der Dichter hier mit seiner Wette des Herrn solchem pessimistischen Unglauben das Evangelium von der Geisteskindschaft des Menschen entgegenrückt. Was er in einer ganz und gar nicht beschönigenden und dabei doch so hohen, zuversichtlichen Beurteilung des menschlichen Wertes den Herrn sprechen läßt, das ist uns in der Tat, ob's auch nicht biblisch lautet, ein Gotteswort:

> Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Aber dieses Evangelium des Goetheschen Optimismus greift nun über die biblisch-kirchliche Betrachtungsweise weit hinaus, wenn der Dichter wider die Ansicht, daß das Böse die göttliche Weltharmonie zerstöre, Gott dem Herrn die Wahrheit in den Mund legt, daß auch in Sünde und Schuld – und gerade durch sie – sich göttliche Lichtgedanken verwirklichen.

In der Tat eine Wahrheit! Ist nicht dieser oder jener zu der Größe seines Charakters erst aus Verirrung und Verschuldung emporgewachsen? Es geschah durch die Kraft des da in schmerzlicher Reue in seiner Brust Durchlebten. Aber dazu hat ihn eben die schwere Versündigung geführt; ohne diese hätte er sich nie über das Niveau seines gehaltlosen Daseins und seiner bisherigen inneren Unbedeutendheit erhoben. Hier ist die Sünde einem Menschen zum Segen geworden!

Es hat sich einer durch das, was er gefehlt hat, um vieles gebracht, sein Dasein dadurch schwer geschädigt. Ja, hat aber der durch Versäumnis oder Mißgriff verursachte Verlust ihn nicht vielleicht erst in die für ihn richtige Berufsbahn gedrängt, in die für andere heilsame und ihn selbst beglückende Entwicklung seines Lebens?

Und zeigt nicht die Geschichte Beispiele dafür, wie ein Volk erst durch die trüben Erfahrungen des Niedergangs seines idealen und moralischen Lebens aufgerüttelt ist? Wie ihm so seine Sünde zu einer Macht wurde, die es zu neuer Kulturentfaltung, vielleicht auch erst zu seiner politischen Bestimmung erweckte?

> Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen;
> Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
> Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen.

Demnach hätte in dem, was so oder so das vorhandene Böse hervortreibt, Gott seine Hand im Spiel. Die Sünde wäre ein unentbehrliches Stück im Plan der Vorsehung: eine gottgewollte Disharmonie, um die Harmonie zu erzeugen.

5.

Der Gedanke hat etwas Erschreckliches. So sehr auch das Leben dafür spricht, das christliche Empfinden mag sich wohl dagegen sträuben: nein, das kann ja nicht sein, dann wäre ja Gott nicht die Liebe und nicht der heilige und gerechte Gott. Doch gemach! Das wird er auch in der Goetheschen Auffassung bleiben, nur daß die Begriffe, die man sich unter biblisch-kirchlichem Einfluß davon gebildet hat, wohl einer Korrektur bedürfen werden.

Es wandeln sich für uns die Zornesaugen der alttestamentlichen und auch ins Neue Testament eingedrungenen und das kirchliche Christentum beherrschenden göttlichen Vergeltungsstimmung. Das Richterantlitz wird zum Angesicht des Vaters, der der Sünde nicht mehr als Auflehnung und Feindschaft und Abfall gegenübersteht, sondern sie aus der Tiefe seines großen Gottesherzens ansieht und sie als Gebundenheit, als naturbedingten Entwicklungsdurchgang, als Unfertigkeit begreift.

Die Strafe über die Sünde bleibt, weil die Sünde, ob auch aus dem Bösen, dem vor Gott Unwahren in des Menschen Natur, geboren und vielleicht auch von dort erzwungen, doch unter der Zulassung der Persönlichkeit erstanden ist und als ein Widerspruch gegen das Innerste eine Bedrohung der Seele, ihres Bestandes und ihres Friedens, bedeutet. Und Gott ist der Heilige, der das Heilige im Menschen, seinen göttlichen Seelenadel, zu schützen und in seinen Herrschaftsansprüchen zu unterstützen hat.

Aber diese Strafe Gottes ist uns im Sinne Goethes nun nicht mehr eine rächende Tat, sondern teils die Liebesweisheit des bildenden Erziehers, der damit das Gewissen schärfen, das höhere Bewußtsein zu besserm Widerstand aufrütteln will; teils und vor allem die Liebestreue des erlösungswilligen Geistes, der mit seiner Heimsuchung in den Menschen eindringt als Kämpfer. Nicht als der Kämpfer wie in früheren Kriegen, der Vergeltung übend die Stadt, in die er eingebrochen war, in Trümmer warf und alles niederschlug; sondern als der Kämpfer, der, ob auch wie beim blu-

tigen Ringen noch heute mit flammenden Blitzen einherfahrend, doch, sobald der Widerstand gebrochen ist, dem Besiegten mit Freundessinn die aufrichtende Hand reicht.

In seinen wehetuenden Fügungen und Eingriffen, die Gott als Pädagoge Strafe nennt, ringt Gott zu seines Kindes Heil mit seines Menschenkindes Herzen. Furchtbar kann dieser Kampf wider das es betörende und bestrickende Böse sein, so daß es unter der züchtigenden Hand Gottes aus der schuldigen Brust aufschreit in Verzweiflungsschmerz; aber den Geschlagenen zieht der Überwinder an sein Vaterherz und läßt es ihn empfinden, daß seine Gedanken Lichtgedanken sind, denn sie sind Befreiungsgedanken.

Weil jedoch der erlösende Sieg vielleicht noch kein völliger gewesen ist, so wird wohl zu neuem Schmerzensansturm der ewigen Liebe auch wieder einmal ein Schuldigwerden nötig sein, — — das diene zum vorläufigen Einblick in den Gedanken an eine im ewigen Ratschluß vorgesehene und begründete Sünde. Es ist das Geheimnis der von Gott gefügten, Harmonie suchenden Disharmonie in des Menschen Herz und Leben. Diese Disharmonie wird von Gott weiter und weiter geweckt, bis über den Menschen sich das Wort erfüllt:

> Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauernden Gedanken.

Liebe Gemeinde! Unser heutiger johanneischer Schrifttext redet von „der vollkommenen Freude der Kinder des Lichts". Mit Goethes sonnigem Optimismus zieht diese tiefe Freude in unsere Seele ein. Seine Dichtung zeigt uns das All, durchwoben von des Gottesgeistes Licht- und Liebesgedanken. Die geben uns glaubensfrohe Zuversicht in unseres Daseins vorübergehenden Dunkelheiten. Die lassen uns, wenn wir selbst auch leiden müßten als Opfer der großen Entwicklung, unter Tränen das Glück empfinden, mit unseren Schmerzen Segen wirkende Werkzeuge ihrer schöpferischen Macht zu sein. Und die dringen als heilige Harmonie in die noch auf- und abschwankenden Erscheinungen des verworrenen Herzens. Wie du vor einem großen Musikstück wohl das Verlangen hast, alles, was du da hörst, in deiner Brust in eigenes Tönen zu verwandeln, so streckt sich deine Seele aus Sünde und Schuld harmoniedurstig diesem klingenden Lichte entgegen und entnimmt aus des Geistes reinem Leben die

freudige Kraft zum Widerstand gegen das Böse und zu endlich siegreicher Selbstüberwindung.

Nun sagt, ist nicht, was in diesem Evangelium des Optimismus gerade auch über das Böse und des Menschen Wesen geschrieben steht, Geist von Christi Sinnesart und ein Auswirken seiner Seele, wie sie heute sich ihrem Volke offenbaren will?

Das bestimmende Wort der Predigt am See war ja nicht die Sünde, daß Jesus sich nach Theologenart da hineingebohrt, daran gewälzt, damit die Herzen gesteinigt hätte. Es war vielmehr das Wort von der großen Freude, die seine Brust beseelte, ganz genau dieselbe lichte Gewißheit wie bei Goethe, wenn diese Lichtfreude sich auch auf dem Boden Israels bei dem Anfänger unseres Glaubens noch in Ausdruck und Vorstellung anders gab wie bei dem deutschen Idealisten. So trat einst der Menschensohn in den Kreis der Schwachen, von der Sünde Gedrückten; mit seiner jauchzenden Seele rief er die guten Geister in ihnen zur Erhebung auf.

Wie er nun damals Erlöser geworden ist durch seinen leuchtenden Appell an den Adel ihrer göttlichen Natur, indem er von Sünde und Schuld nur so weit redete, als es nötig war, um das Liebes- und Freiheitsevangelium seines Gottes im menschlichen Bewußtsein zum vollen Klange zu bringen, so spricht er heute im Goethegeist: Mensch, was du bist und wonach du dich sehnst, was du doch im Innersten bist und wahrhaft werden möchtest, daran fasse ich dich! Du bist ein Kind des Lichtes, auf, schüttele die Finsternis ab, richte dich empor, du kannst es; dringe durch zur Harmonie, du trägst ihre Bedingungen in dir, entfalte sie, lebe dem Reinen und Guten, lebe der Freude!

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne.
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

Amen.

4.

Gottes Glaube an den Menschen – wird er an uns recht behalten?

Am Bußtage.

Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod.

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesichte und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir. Tröste mich wieder mit deiner Hilfe, und mit einem freudigen Geist rüste mich aus.

2. Korinther 7, 10. Psalm 51, 12—14.

Prolog im Himmel:

Die Wette des Herrn mit Mephistopheles.

Liebe Gemeinde! Noch einmal soll der Prolog der Faustdichtung uns beschäftigen. Es ist ein besonderer Tag, er mahnt zur Einkehr, zur Selbstbesinnung. Und ist nicht auch dieses Goethesche Evangelium des Harmonienglaubens eine Bußpredigt?

Es führt uns vor den großen Glauben der Gottheit an uns. Was traut diese göttliche Liebe, wie sie unseres Dichters Seherauge schaut, dir und mir zu! Entspricht denn, was wir sind, wirklich solcher hohen Meinung von Menschenwert und Menschenbestimmung? – das ist *die gewaltig ernste Prüfungsfrage*, die sich uns bei der nach dem Vorgange des biblischen Buches Hiob dargestellten Wette des Herrn mit Mephistopheles aufdrängt.

Der Goethegeist wird zum Bußprediger! Freilich das Gefühl des verlorenen und verdammten Sünders, das von den Aposteln und von Luther her durch die Kirche klingt, liegt dem Goethegeiste gänzlich fern. Nie würde der Dichter sich dieses Buß- und Beichtbekenntnis des alten Protestantismus anzueignen vermocht haben. „Für eine in Selbstaufgeben führende Sündenzerknirschung, – sagt Keuchel, ein Kenner Goethes – für ein absolutes Verzweifeln an der Heilskraft und dem Wert der eigenen Natur fehlte seinem Geiste durchaus das Organ, wie auch seiner Vorstellungsart von der Gottheit die Voraussetzung fehlte, dieselbe könne fordern, daß einer Annäherung des Menschen eine solche Zerknirschung, ein solches Sichaufgeben vorangehen müsse."

Es ist aber nicht zutreffend, wenn der Genannte in seinem Faustbuche daraus den Schluß zieht, daß *die Reue der Tat* für den Dichter die einzig denkbare Art der Sühne gewesen wäre. Die

Reue der Tat setzt, wo sie ehrlich gemeint ist, immer eine leidende, im Gefühl des Schuldigseins sich beugende Bußempfindung voraus. Und es gibt denn doch eine innerlich schmerzvoll sühnende Buße, die ganz und gar nichts von jener altkirchlichen Jammerstimmung hat, dennoch aber ebenso tief ernst, wahrhaft christlich und wohl viel mehr evangelisch ist.

Paulus, einerseits zwar der Vater jenes uns so fremd gewordenen überspannten Sündengefühls, hat doch aus seiner darunter liegenden evangelischen Denkart heraus in unserem heutigen Schriftworte ihren Ton so schön getroffen. Auch unser Psalmwort erhebt sich zu dieser lichten Höhe. Es ist „die göttliche Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut". Diese göttliche Traurigkeit kannte Goethe aus eigenster lebendigster Erfahrung. Die ist es, die unter dem Prolog zum Faust heute unsere Seele erfassen will.

1.

Meine Freunde! Dem großen Glauben Gottes steht hier doch eine finsterblickende Kritik an Menschen nach Fausts Art gegenüber. Und es sind sehr bedrohliche Einwände. Der Herr selbst muß es zugeben: den er seinen Knecht nennt, als den Seinen anerkennt, er ist wie ein Baum im vollen Blätterschmuck, aber ohne Früchte. In der noch vollen Unbestimmtheit seines Innern kann sich keine rechte Kraft entwickeln, die sittlich Wertvolles hervorbringt. Und wunderbar, wir hören darüber keinerlei Worte des Unwillens, nicht einmal eine Mißbilligung dieses Zustandes. Hat denn dieser Heilige in der Dichtung nichts von gebietender Forderung?

O gewiß, der Dichter kennt sehr wohl die Majestät der inneren Gottesstimme, ihr heiliges „du sollst!" im Gewissen. Doch er kennt auch hinter dem Gewissensgesetz, aus seiner Seele Grunde auftauchend, das Antlitz eines gütigen Vaters, der, wenn er sieht, daß der wahrhaftige Trieb da ist, der einmal Leistungen verspricht, sich mit dieser Hoffnung begnügt und in verzeihend abwartender Geduld solche Früchtelosigkeit zu ertragen gesonnen ist.

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Ist das aber eine Gottesanschauung für den Bußtag? Wird dadurch nicht das laxe Wesen genährt, das es mit dem Selbstge-

richt sehr leicht nimmt? In den Bußtag gehört doch vielmehr ein Gottesbegriff hinein wie der des Gleichnisses vom Feigenbaum: „Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht und finde sie nicht; haue ihn ab, was hindert er das Land!" Ja, und was läßt Christus den Weingärtner darauf erwidern? Der legt seine schützende Hand an den Baum und bittet den Besitzer des Gartens um ein weiteres Jahr, damit er ihn pflege und ihm Gutes tue, er glaubt an die Frucht!

Daraus redet die Gottesauffassung Christi, wie er sie dem hart zugreifenden Gesetzesgotte seines Volkes entgegenstellt. Das „Haue ihn ab!" ist die Stimme Jehovahs, der unbarmherzig richtet nach den Taten, die vor Augen sind. Sein Gott und Vater dagegen kann und wird zwar auch dem wirklich unnützen Baum seine Berechtigung schließlich absprechen, daß er an seiner Wertlosigkeit zusammenbrechen muß; aber dieser sein Gott kann und will schonen, wo er im Durchblick auf den Grund des Wesens die Wahrscheinlichkeit der späteren Werke erschaut. Er kann auf die Erfüllung seiner Forderungen vorerst und lange verzichten. Er kann sich mitten in der Unfruchtbarkeit der Früchte freuen, die noch kommen sollen.

O wie gut, daß dieser Christusgott und dieser Goethegott im Regiment der Welt sitzt, nicht jener Pharisäergott des Gleichnisses, nicht der Gott des kirchlich-richterlichen Bußtagssinnes! Ein guter Teil der edelsten Güter, welche die Menschheit besitzt, sind Geduldsfrüchte. Sie würden uns nie beglückt haben, sie wären im Keime untergegangen, hätte nicht jene göttliche Langmut ihnen Zeit gegönnt. Und wie manches, was in deiner Umgebung, vielleicht an einem deiner Kinder, deine besondere Lebensfreude geworden ist, verdankst du diesem abwartenden Glauben der Gottheit. Menschen hatten längst verzweifelt ihr wegwerfendes Urteil gesprochen; aber seine Hand hatte dein Auge aufgetan, daß du, obwohl lange schmerzlich entbehrend, doch des Werdenden schon froh sein konntest, — und jetzt steht es nun schön und lebensvoll vor dir.

Was aber vor unserer Erfahrung Wahrheit ist, das bleibt auch heilsame und tatsächlich die wirksame Wahrheit am Bußtage!

Vor Jahren sagte mir eine hochachtbare Frau, die längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, daß sie nur in einer freisinnigen Predigt ihre Erbauung finden könne; am Bußtage jedoch genüge

ihr eine nach Schiller und Goethe geartete Geistesrichtung nicht, da ziehe es sie zu einer Predigt hin, in der Gottes Zorn den Menschen niederdonnere, und in der sie einmal so recht auf die Erbärmlichkeit ihrer Natur geführt werde. Ich entgegnete der auf ihren vermeintlich frommen Bußheroismus stolzen Frau zu ihrer Empörung, daß dann ihre Bußtagsfeier ganz und gar wertlos und dabei eine böse Unwahrheit sei. Sie künstele sich da in eine Selbstbeurteilung hinein, die sie als Christin und bei ihrem christlichen Standpunkte nie und nimmer haben könne und, wenn sie ehrlich sein wolle, auch nicht für eine Minute von Herzen zugebe. Wessen sie sich anklage, das sei nicht wirklich ihr innerer Mensch, was sie aber vielleicht in der Tat zu bereuen habe, das entginge dabei ganz ihrem Bewußtsein.

Liebe Gemeinde! Was ist es denn, was solche herbe, alles niederreißende Predigt von dem schreckensfinsteren Richter unseres Lebens zustande brächte?

Träte heute das Wort von der Unfruchtbarkeit deines Lebens an dich heran, durchglüht von jenem zerschmetternden Zornesgedanken der Gottheit, „Haue ihn ab, was hindert er das Land?" — so würde dich das sofort dazu führen, deinen Hinweis auf mancherlei Früchte, die du denn doch schon gezeitigt hast, dem entgegenzusetzen. Und mit Recht, wir sind ja doch Christen, nicht so erbärmliche Geschöpfe, an denen nichts Gutes wäre. Du würdest dazu veranlaßt werden, dich, wo die Früchte ausbleiben, auf deinen guten Willen zu berufen, der in mannigfacher Hinsicht ohne deine Schuld behindert worden sei. Und vielleicht auch mit einem gewissen Rechte. Das ist aber nicht der Weg zur wahren Selbstbesinnung.

Dieser richtende Gott, der uns zum Bewußtsein unseres Nichts bringen sollte, brächte schließlich rechnende Pharisäer hervor und höchstens eine knirschende Buße.

Wie anders dagegen, wenn uns der Dichter des „Faust" im Sinne Jesu unsern Gott zeigt, wie er auf sein sündiges Menschenkind vertraut, weil er es im Innersten kennt,

> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren

— das weckt wirklich den Geist der Einkehr. Diese Güte Gottes läßt keinen Trotz aufkommen, keine Entschuldigung. Da versteckt

man sich nicht hinter diesen oder jenen Früchten und holt dabei vielleicht auch recht kümmerliche Früchte hervor. Da sieht man sich mit wahrhaftigem Ernst an, man kann nicht anders, man muß sich eingestehen, daß noch so reiche, schöne Möglichkeiten, die der Ewige in unsere Natur hineingelegt hat, darin unbenutzt und unentwickelt schlummern. Ach, daß man, was die göttliche Liebesführung zu ihrer Hervorbringung an uns getan hat, so blind, so lässig, so eigensinnig unbeachtet lassen konnte! Noch mehr: man prüft sich auf den Kern seines Lebens, ob man wirklich dieses großen Glaubens Gottes wert sei? Wird es denn je dazu kommen, daß ich seine hohen Erwartungen erfülle? Unter solcher beschämten Frage werde ich von Herzen traurig über mich und flehe mit dem Psalmisten: Schaff in mir, Gott, ein reines Herz! Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, o glaube weiter an mich, mein Gott!

Du liebes junges Menschenkind, spürst du es wohl? Aus des Dichters Worte blicken dich deine Lehrer, deine Eltern an. Die ewige Liebe hat aus ihrem Gottesherzen ein so starkes Zutrauen zu dir in ihr Menschenherz gelegt. Wie mühen sie sich, das Gute, wovon sie überzeugt sind und was sie dir abgelauscht zu haben meinen, aus dir hervorzulocken. Haben sie recht gesehen und werden sie recht behalten? Oder mußt du, wenn du heute an dein Tun und Treiben, an den mangelnden Ernst des Willens, an dein Herzensverhältnis zum Vater, zur Mutter denkst, wenn du, was du im Innern bist, mit ihrem Bilde von dir vergleichst, vor diesem Glauben vielleicht die Augen trübe niederschlagen? Ist das der Fall? O, diesem Gefühle überlaß dich. Geh ihm nach, wohin es dich führt. Und führte es dich auch durch Demütigung und manchen schweren Kampf, es führt dich durch brechenden Sturm zum Blühen und Reifen unter dem Segen des sonnigen Glaubens, der auf dich niederschaut.

Aus seinem Herrenwort im „Faust" schauen Goethes große Augen auch hinein in das Denken und Sinnen seines Volkes. Seht, als die beiden Dichterfürsten sich im Freundschaftsbunde die Hände reichten mit dem Gelöbnis, fortan nur noch das Edelste, was ihr Geist zu schaffen imstande wäre, ihren Deutschen bieten zu wollen, da war das ein Ehrenzeugnis für die deutsche Volksseele. Welch eine hohe Meinung hatten sie von dieser und von dem, was in ihrer Tiefe lebte, daß sie die Zuversicht hegen konnten, es würden die Scharen

ihnen auf dem Wege zu ihrer idealen Geisteswelt Gefolgschaft leisten. Das war wieder eine Betätigung jenes gewaltigen göttlichen Glaubens an unser Volk wie damals, als die Vorsehung den Luther mit seinen ungeheuren Anforderungen in den deutschen Landen erstehen ließ.

Haben wir diesen Glauben gerechtfertigt? Ach, der realistische Zug der Gegenwart, beherrscht von der Übergewalt der materiellen Interessen, hat so viel von dem Großen und Seelenvollen dieser Dichterwelt bei uns Deutschen verkümmern lassen. Darüber kann uns alle ästhetische Kultur unserer Zeit nicht hinwegtäuschen. Es ist das bei so vielen nur ein Spielen mit der glänzenden Schale ohne Verständnis für den idealen Wertgehalt. Und sieht man diese Arbeitshast, diese Sucht der so äußerlichen Vergnügungen, diese Neigung zur Üppigkeit und zu geistlosem Luxus im heutigen Geschlechte, so kann einem das Wort von dem Volke der Denker und Dichter doch manchmal rechtes Herzweh bereiten. Da klingt einem wohl etwas zu wie eine Stimme aus Weimar: Seid ihr die Enkel derer, denen ich meinen „Faust" und meine „Iphigenie" und meinen „Hermann und Dorothea" geschrieben habe? Wo sind die Früchte dieser Pflanzung unseres Idealismus? Ja, etwas wie eine Frage des Christusgeistes in dem deutschen Dichterboten: Willst du, mein Volk, mich in meinem Glauben an deinen Hochflug und deinen tiefen Seelengrund zuschanden machen?

2.

Meine Freunde! Aus der Güte seines großen, uns zur Buße leitenden Glaubens spricht der Herr bei Goethe das Wort:

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Also kein vollendetes, von Fehlern und Mängeln gänzlich freies Lebensbild wird von uns verlangt! Sagt doch auch der Menschensohn: Niemand ist gut, denn allein der Vater. Und die Forderung, vollkommen zu sein wie Gott, ist bei Jesus nur eine Zielangabe und ein ermunternder Zuspruch auf dem Wege, kein Lebensgesetz. Die Vollkommenheit kann auf Erden nie Wirklichkeit werden, allem Menschlichen wird immer der Irrtum anhaften.

Merkt wohl, dieses Goethesche Christuswort ist nicht das vulgäre Irren ist menschlich, der so bedenkliche Satz fauler Beschwichtigung, mit dem der Leichtsinn auch bei schwerstem Unrecht um Vorwurf der

andern und Anklage des eigenen Innern herumzukommen sucht: Das ist nun mal so, daran ist nichts zu ändern, das liegt in der Natur des Menschen, das rechnet Gott einem nicht an, – es irrt der Mensch, so lang' er lebt.

Nein, es irrt der Mensch, so lang' er strebt, heißt es beim Dichter. Nicht den Verirrungen, die eine Ausgeburt niedriger Denkart, der Selbstsucht und des weltverlorenen Wesens sind, ist damit die göttliche Nachsicht zugesagt. Auf die kann Gott der Herr bei aller väterlichen Gesinnung in tiefer Entrüstung schauen. Auf was sein Auge dagegen verzeihend blickt, was er gar nicht als Sünde wägt oder – wenn auch das – was doch der das Innere erforschende Blick des großen Gottesherzens liebend versteht und gnädig trägt, das ist ein ganz anderes Irregehen.

Gott sieht einen Menschen in seiner Schaffenslust, wie er das Gute begehrt, der Wahrheit und dem Fortschritt dienen möchte, wie sein Wirken jedoch gehemmt wird von beschränkter Einsicht oder sonstigen Mängeln seiner Natur. Was mit kühnem Mute begonnen ist, kann er nicht entsprechend hinausführen; es fehlt ihm die Kraft zum erfolgreichen und zum schönen und reinen Vollenden. Unvollkommen steht sein Tagewerk da. Vielleicht reden die Menschen nur von Fehlgriffen, die er getan habe, sie sprechen wohl gar von einem verfehlten Leben. Gott wertet anders! Diese Fehlgriffe gelten ihm vielleicht federleicht, und was dem irdischen Blick als Wegverfehlung erscheint, steht vor dem Ewigen in seiner bleibenden, weithin sich auswirkenden Wahrheit. Solche Irrtümer beachtet Gott gar nicht, ob auch die Menschen noch so viel Wesens davon machen. Er achtet nur auf das Große, was einer in sein Leben hineinlegen wollte, – das ist ihm genug.

Und Gottes Auge sieht einen in seiner drängenden Kraft, wie er dem Strome gleicht, der zum Meere treibt. Aber der Strom, unfähig, sich je von seiner Richtung abbringen zu lassen, mag doch vielleicht einmal in seines Flutens ungestümer Fülle sich in Arme teilen, deren einer auf eine Weile grüne Matten ruhefroh umfängt. Hier ist Irrung, Sünde, Schuld. Und weil Schuld, daher Strafe, – aber Strafe voll Gnaden- und Retterblick, die Strafe des hellsichtigen Geistes, der auf solche Sünde ohne Entrüstung blicken kann, da sie wohl Aufenthalt, aber nicht Verlust bedeutet, wohl ein Abschweifen vom eilenden Lauf, aber nicht ein Entarten der starken Seelentriebe.

Gott ist sich dieses Menschenherzens gewiß, es wird und kann ihm nicht verloren gehen, denn

> — alle Näh' und alle Ferne
> Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Dieses Wort, im Munde des Mephistopheles eine Verhöhnung des Faust, gilt der göttlichen Liebe als ein Wertzeugnis für ihn. Darum aber kann sie trotz aller Verfehlungen an Menschen wie Faust glauben! Die „tiefbewegte Brust", das ist der Sinn, der weiter will, solange er lebt, der kein Versumpfen und Versanden kennt, der jung bleibt bis ins höchste Alter, der sich große Ziele setzt, allzeit in reger Kraft, im Leuchten innerer Begeisterung, in drängender Lust. Es ist der tiefe, reiche Seelendrang, der, ob er auch noch so schäumen mag, doch schließlich zu Jesu Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit werden muß. Und diesen nie zufriedenen, vorwärtsstrebenden, aufwärtsringenden Geistern spricht der Prolog es zu: eure Sünden scheiden euch nicht von eurem Gott!

Aber darf man denn nach Goethes Weise von einem Gott mit so milder Beurteilung menschlicher Schwäche in einer Stunde reden, die uns doch vor die enge Pforte im Evangelium stellen will? Wird nicht da des Herzens Lug und Trug, indem es sich solchen hinter all seinen Irrtümern liegenden Hochsinn vortäuscht, damit aus Gottes großem Glauben sich eine recht weite Bußtagspforte machen, durch die sich am Ende eine Unmenge bedenklichster Verirrungen leichten Sinnes hindurchbringen läßt?

Liebe Gemeinde! Das verhindert der Dichter damit, daß er der verdächtigenden Anklage des Mephistopheles doch eben zu viele Wahrheit der Lebensbeobachtung beimischt. Die zwingt zur Selbstprüfung und wird solche Selbstüberschätzung kaum aufkommen lassen. Es sind böse Krallenhände, die hier dem deutschen Idealismus nach dem Pulse fühlen; aber die Treffsicherheit ihres Spürsinnes für das, was in mancher hochgestimmten Seele nicht in Ordnung ist, läßt sich nicht bestreiten.

> Fürwahr! er dient euch auf besondere Weise.
> Nicht irdisch ist des Toren Trank noch Speise.
> Ihn treibt die Gärung in die Ferne;
> Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
> Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
> Und von der Erde jede höchste Lust.

Die Prognose lautet auf eine Zwiespältigkeit des Wesens, welche die Lebenskraft der idealen Sinnesrichtung doch sehr in Frage stellt.

Ja, ein Sinn, der sich in dem Gemeinen unbefriedigt fühlt, der da weiß, daß das Geistige sein Element ist, der zu des Himmels reiner Lichtwelt sehnsüchtig aufschaut. Aber dieser ganze Idealismus ist eben nur Sehnsucht, – nur Gefühlsregung, nur Wunsch, nicht Wille, Kraft und Drang, der imstande wäre, den Lockungen, die die Begierde reizen und Lust versprechen, zu widerstehen. Dieser ganze Idealismus so manchmal nur ein Gedankenleben, – nur ein Schweifen und Träumen der Phantasie, nicht eine Herrschaft in der Seele: die Seele vielmehr geteilt zwischen ihm und der niederen Natur mit ihrem starken Zuge nach der Staubeswelt. Nun steht der Mensch da und schwankt unklar zwischen dem Leben nach oben und dem Leben nach unten, möchte beides haben, keines lassen und wird sich doch schließlich für eines entscheiden müssen, – wird er nicht mehr und mehr eine Beute der Schwerkraft des Ungeistigen werden?

Das ist die Frage, die sich wohl manchem für sein persönliches Empfinden von der mephistophelischen Faustkritik ablösen wird. Die Prüfungsfrage, die dir vielleicht doch den Mut nehmen wird, dich denen, an die Gott glauben darf, ohne weiteres zuzurechnen. Denn aus deinen inneren Erfahrungen wird sie dir zu einer schmerzlich ernsten Selbsterkenntnis.

Oder wäre dir damit unrecht getan? Ich wünschte, recht viele von uns könnten das sagen. Wir könnten uns energisch gegen die Behauptung, daß unser Idealismus nur ein Luftgebilde von Wünschen und Gedanken sei, auf geistige Herrschaftstriebe berufen, die sich in uns regten, stolz auf stark sich aufrichtenden Tatenwillen, und mehr als das, – haben wir nicht wirklich ein Recht dazu? – auf ein wirkliches und freudiges Angreifen des hohen Werkes unserer Persönlichkeitsbildung. Und das nicht bloß dem Unlauteren gegenüber, sondern in festem Widerstand, in wahrer Selbstbehütung allen Gefahren gegenüber, die im Verkehr mit den Menschen und unter dem Gang der Verhältnisse unsere Charakterhaltung, unsere Herzensgüte, unseren Seelenfrieden bedrohten: wir haben gestrebt, gearbeitet, überwunden!

Schon gut, nur dauert es nicht lange,
Mir ist für meine Wette gar nicht bange

– unterbricht uns garstig die Stimme des Anklägers – kannst ja doch nicht fest bleiben und die vorgesetzte Richtung zum Guten nicht innehalten, lässest dich ja doch immer wieder irre machen und vergissest im Streben und Kämpfen um das Nächstliegende deine höchsten Ziele. Gewiß, du willst das Beste, du steigest auf mit Lerchenschwingen, wohl mit Adlersfittigen, – aber, weißt du noch? du warst damals im schönsten Fluge, wie lange hat's gewährt, o wankelmütiges Menschenherz? Bist nun doch einmal keine Lerche, gar ein Adler, aller Aufschwung bringt dich schnell wieder zum Fall; du bist nur eine der Zikaden,

Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt.

Ein niederträchtiges Teufelswort, aber ein erschrecklich wahres Bußtagswort! Es zwingt ins Innerste hinein. Es reißt von entschwundenen Stunden der Vergangenheit die Schleier weg. Es verscheucht den Rosenschimmer der Selbstidealisierung von der Realität des seelischen Daseins. Nicht wenige werden es sich eingestehen müssen, daß selten vielleicht ein Propheten- oder Apostelwort sie so beschämend von ihres Lebens Wirklichkeit überzeugt hat wie dieses Bildwort des Dichters. Das ist ein Inspirationswort. Darauf gibt es nur eins zu erwidern, eine Bitte, das Gebet der göttlichen Traurigkeit: Schaffe in mir, Gott, einen neuen gewissen Geist! Nimm die aufrichtende heilige Kraft deines Glaubens an mich nicht aus meiner Seele weg!

3.

Meine Freunde! Der Glaube Gottes erreicht seinen Höhepunkt in dem bekanntesten Worte des Faustprologs. Wieviel Richtiges in der so ungünstigen Beurteilung des Mephistopheles auch ist, ein Geist wie Faust ist trotzdem in des Herrn Augen ein guter Mensch. Gottes Blick sieht ihn bestimmt von einer Seelenkraft, die, mag sie auch sich selbst in ihrem eigentlichen Wesen noch nicht kennen, von ihrem Urquell nimmer abzuziehen ist und zu dem Ewigen, Wahren sicher hinfinden wird:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Das „gut" ist hier offenbar nicht im moralischen Sinne gemeint, im Sinne der Vollkommenheit oder wenigstens des hellen und geläuterten sittlichen Bewußtseins. So angesehen, ist Faust ja noch ganz und gar kein guter Mensch. Er irret und tappt noch gar viel im Dunkeln, er muß aus der Verworrenheit erst zur Klarheit geführt werden.

Unter einem guten Menschen versteht Gott — nach des Dichters Deutung — den im Kerne seines Seelenlebens gesunden Menschen: den wahren Vollmenschen im, ob auch noch ungeklärten, Gefühle seiner Geisteswürde, zum Unterschiede von dem verkümmerten oder verbildeten Wesen des bloßen Sinnenmenschen, aber auch des nur scheinbar geistigen Gesetzesmenschen.

Beide sind noch keine Gotteskinder. Sie sind für die Gottheit ein schlechtes Material, das, um zur menschlichen Bestimmung tauglich zu werden, einer gänzlichen Umschöpfung bedürfte oder, wie die religiöse Sprache es nennt, einer Wiedergeburt. Beide wissen nichts von einer Buße, die, als innere Sühnung, läuternd und klärend an ihrer Seele wirken könnte.

Der eine kennt nur seine Instinkte. Und wüßte er auch mehr, stände er selbst mitten in geistigen Interessen und idealen Aufgaben, so ist er doch in Wirklichkeit ganz beherrscht von dem Triebe, seine Sinnlichkeit auszuleben. Dieser Sinnenmensch hat nichts zu bereuen, er lebt ja seiner Natur gemäß, dem, was er dafür hält. Sollte sich doch einmal eine höhere Stimme in ihm äußern, so behandelt er diese Gewissensregung als törichte Einbildung. Höchstens läßt er sich leid sein, was ihm Schaden bringt. Seinem Gott steht ein solcher Sinn innerlich vollständig fern, von einer Pflicht, ihm zu dienen, weiß er nichts, mag auch sein Leben äußerlich manchmal eine gewisse religiöse Dekoration haben.

Der andere ist das Gegenteil von dem in niederen Bedürfnissen hinlebenden Genußmenschen. Es ist der korrekte Mann, die Frau des respektablen Wandels, und Sitte, Ordnung, Gesetz sind eine bestimmende Macht für sie. Ist es auch nicht immer Gottes Wille, an den sie dabei denken, nicht überall gerade religiös gerichtete Rechtschaffenheit, sind es vielmehr oft nur bürgerliche und gesellschaftliche Ansprüche an sie, die sie dabei im Auge haben, so ist es doch ein Mühen im Rechten, und Gott könnte ihr Leben als einen ihn zufriedenstellenden, oft sogar sehr eifrig betriebenen Dienst gelten lassen.

Und doch genügt ihm dieses Leben nach dem Reglement gar nicht. Ein Mensch, von dem er sogar wüßte, daß er ihm zwar „nur verworren dient", kann ihm unendlich wertvoller sein. Denn der Gesetzesdienst ist seelenlos, weil an der Menschenseele selbst wirkungslos. Diese wird dadurch nicht besser und reiner, nicht reicher und tiefer, wie solcher Sinn ja auch die veredelnde Buße nicht kennt. Was soll der gerecht sich Wissende bereuen? Und drängte sich diese Empfindung ihm trotzdem einmal auf, so wäre sie eingegeben von der Furcht vor Gott, nicht von jenem Verlangen nach Läuterung in Gott und zu Gott hin, das unser Psalmwort so bewegt ausspricht.

Hinter einer derartigen Bußpsalmstimme, die, wenn auch nicht im Wortlaut, so doch im gleichen Ton und Inhalt, aus manchem Goetheausspruch klingt, steht immer der echte, gesunde, — Goethes „guter Mensch": der Geistesmensch, der, mag er auch noch in der Irre gehen, doch erfüllt ist von dem Bewußtsein, daß er zweierlei in sich hat und dahin kommen muß, sein Sinnenwesen zu beherrschen und zu kultivieren, nicht nach einer Lebensvorschrift von außen her, sondern indem er seine höhere Natur stark und lebendig macht und sie bildet zu dem, was sie sein will. Der Geistesmensch, in dem immer etwas vom Künstler lebt und der sich sagt: in meiner Natur ist mir roh und hart ein Steinblock gegeben, aber in dem armen Steine schlummert ein göttliches Gebilde, das habe ich zu rufen, das habe ich hervorzubringen und zu beseelen; meine Lebensaufgabe ist es, aus meinen Erdentagen eine Persönlichkeit herauszuschaffen.

Wo solch ein, durch frohes Gelingen und schmerzliche Bußen hindurchgehendes Verlangen nach Persönlichkeit ist, da begrüßt der Ewige in dem Menschen sein Kind. Da freut der göttliche Geist sich der Seele, die in ihrer Vergeistigung ihm wahrhaft dient, auch wenn dieser Selbstdienst von dem Menschen noch gar nicht als Gottesdienst empfunden würde. Da blickt der große Meister in väterlicher Nachsicht auf die Fehlgriffe und Mißerfolge des strebenden Lebens. Er vertraut dem schöpferischen Sinne, der diesem Werden als mächtiger Trieb innewohnt; er weiß, derselbe — vorerst vielleicht noch unsicher und ungeklärt — wird immer lichter und sicherer werden und das Ersehnte schon finden lassen:

> Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt!

Das ist der Glaube der Gottheit. Wie oft ist es dir schon eine erhebende Kraft geworden, wenn ein Mensch an dich glaubte, wenn Menschenliebe trotz aller Irrung an dir nicht verzweifelte und dir zurief: ich vertraue dir, ich sehe, was du noch nicht bist, aber was du werden kannst und auch werden wirst! So spricht nun heute die Liebe Gottes zu uns. Da wollen wir an ihr Herz legen alles, was wir uns vorwerfen müssen an Versäumnis und Verfehlung, was wir an uns und anderen nicht erreicht haben. Wollen, von Gottes Glauben beschämt, in Reue und Weh uns ihm offenbaren, wie Kinder es vor ihrem Vater tun, dann werden wir es spüren, wie aus solcher göttlichen Traurigkeit uns erlösendes Leben kommt und beseligendes Geist-Erstehen.

Wird so der Bußtag eine belebende Stärkung unserer Geistesmenschheit, wird er, wo einem von uns unter selbst verschuldeten inneren Niederlagen der Schaffensmut des von Gott geweihten Künstlers verloren gegangen sein sollte, ihm ein sich Zurückfinden zu seinem Seelenberufe, zu neuem eigenen Glauben an diesen, so erfüllt sich die Bitte des Psalmisten um Gottes Trost und seinen freudigen Geist. Das ist unser Trost, daß ein tiefer blickendes Auge in uns mehr sieht, als in uns schon wirklich geworden ist, und daß es, wo mancher unter vielem Mißlingen vielleicht an sich verzagen möchte, in ihm doch ein Ewigkeitswerk in werdendem Aufstieg erschaut.

So reden wir vom Bußtagsglück im Bußtagsschmerz und feiern den Tag nicht in der „Traurigkeit der Welt“ als einen Tag der Schrecken, sondern bei allem tiefen Ernste doch als einen Tag der Freude. Zum Freudenfeste macht ihn uns der Christusgeist in unseres Dichters Herzen: zum Feste eines hohen Lebensgefühles in Gottes Glauben an uns.

Dieser lichten Stimmung gib dich hin, o schuldbeladene Seele, unter all deiner Last, in all deinem Weh! Und in dieser von Gott dir verliehenen Selbstgewißheit trotze dem Hohn des trüben Sinnes, der aus den dunklen Gründen deiner Brust im Blick auf dich und auf andere und auf die Menschenwelt überhaupt klagen möchte: Ach, es wird ja doch nie besser, wir kommen nicht weiter!

Hier im Prolog redet dieser verzweifelte Sinn vieler Menschenherzen aus dem pessimistischen Ankläger, er redet aus seinem Munde mit kalter Schadenfreude. Die Engel hatten Gott gepriesen wegen seiner hohen Werke, daß sie noch alle seien wie am Schöpfungs-

morgen. Darauf der Spott des Mephistopheles: Gewiß, so ist's, denn dein allergrößtes Werk, der Mensch, ist heute noch genau so, wie er von Anfang war, und wird auch nichts anderes werden, –

> Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
> Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag –

– noch immer das unklare Wesen, so leicht verführbar, nach dem Geist sich sehnend, nach dem Höchsten strebend und dabei doch mit Lust vom Staube zehrend, so ist und bleibt er immer das Tier und wegen dieses unüberwindbaren Zwiespalts seiner Natur schlimmer dran wie jedes Tier.

Liebe Gemeinde! Wir hätten dieses Teufelswort vom „*kleinen Gott der Welt*" zum Ausgangspunkte unserer Bußtagsbetrachtung machen können, wie es auch erst gedacht war. Das wäre eine Kulturbeleuchtung geworden. Tatsächlich haben wir mit dem gewaltigen Fortschritt der Erfindungen und der wissenschaftlichen Erkenntnis eine bewundernswerte Höhe erklommen. Man könnte geradezu sagen, daß wir nicht wenig von Gottes Allmacht und Allgegenwart und Allwissenheit besitzen. Die Frage, was wir nun aber von Gottes *Heiligkeit und Liebe* uns angeeignet haben, würde dann zu einer inneren Prüfung unseres Kulturlebens geführt haben. Zu der Einsicht, daß der Erwerb auf dieser Seite dem auf jener an Fülle und das Leben bestimmender Bedeutung nicht entspricht. Daß all die schönen Errungenschaften an Naturbeherrschung, Lebensentfaltung und Wissenszunahme zunächst einmal recht störend, nicht selten geradezu vergiftend auf die sittlichen Zustände eingewirkt haben.

Aber, Gott sei Dank, ist diese im Fortschritt der Kultur sich vollziehende Dekadenz mancher Schichten und Glieder der Gesellschaft und die darin liegende Bestätigung der in alten Sünden und alten Schanden ewig gleich bleibenden Menschennatur doch nur *eine* Seite des Lebens. Soviel Wahrheit in jenem Mephistopheleswort liegt, es wird doch Lügen gestraft durch die *andern* Seiten des Gegenwartslebens. Und wo unsere Bußtagsbetrachtung nun im Abschluß von dem Hohn des Mephistopheles berührt wird, wollen wir dem doch diese andere schöne Seite unseres Daseins kräftig und freudig entgegensetzen.

Auch die göttliche Heiligkeit und Liebe hat sich uns zu immer reicherem und lebendigerem Besitz erschlossen. Wir sind weiter gekommen in humaner Auffassung und Durchführung des Lebens.

Die soziale Frage hat sich als nicht mehr abzuweisendes Problem festgesetzt. Mit gewaltigem Ernste arbeitet der Liebesgedanke in Hunderttausenden, in Millionen, und er arbeitet jetzt in immer zunehmender Bestimmtheit auch gerade an der Überwindung der sittlichen Not. Das ethische Interesse ist in unseren Tagen lebendig erwacht. Man entwirft neue Grundrisse, müht sich in neuen Richtungen moralischer Bereicherung und Vertiefung, und neue sittliche Triebkräfte künden sich an. Es ist nicht wahr, daß es mit uns abwärts geht, mit unserem Volke, mit unserem Geschlechte – Ermattung und Niederbruch wohl zur Linken und Rechten, aber die Kerntruppe, in stetem Zuwachs begriffen, marschiert, die Menschheit steigt!

Und wir kommen weiter, es bleibt nicht beim alten, wir steigen! das wollen wir uns – geläutert und erhoben von dem Geiste dieses Tages – zurufen, jeder sich selbst. Wir pochen, dem Spott des Bösen entgegen, auf den gütigen Glauben Gottes an uns und auf seinen Gnadenbeistand in diesem Glauben. Wir verlassen uns auf den Seherblick eines Großen unseres Geschlechtes, auf seine Faustverheißung. Wir dürfen uns darauf verlassen, weil dieser Goethesche Begriff von Menschenwert und Menschenbestimmung unserm innersten Gefühle entspricht und sein Ja und Amen findet in dem Namen, den uns Christus gegeben hat. In aller Demut, mit gebeugten Knien, aber mit selig aufjubelndem Herzen sei es gesagt: es ist doch etwas Wahres an dem „kleinen Gott der Welt“ – wir sind Gottes Kinder!

Amen.



5.

Flieh! Auf! Hinaus –
zu jungem, heil'gem Lebensglück!

Im Advent

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich einen Hunger und Durst in das Land schicken, nicht Hunger nach Brot und nicht Durst nach Wasser, sondern danach, das Wort des Herrn zu hören.

Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkünden, Gutes melden, Heil ausrufen, die da sprechen zu Zion: dein Gott ward König!

Amos 8, 11. Jesaias 60, 1; 52, 7.

Eingangsmonolog im Studierzimmer

(„Habe nun, ach, Philosophie“ bis „schmacht' ich so vergebens?“)

Liebe Gemeinde! Neben dem großen Jesaias leitet ein Wort des Amos uns die Adventszeit ein. Dieser Prophet, der vom Lande draußen vor Jerusalem stammte, ist eine der ansprechendsten Gestalten des Alten Testaments, eine sozial- und sittlich-religiös reformatorische Erscheinung. Der frische Odem der Natur beseelte seine Rede. Heraus aus der Ungerechtigkeit und Unreinheit eines verbildeten Treibens! Heraus aus der Unwahrheit des toten Opferwesens! Hin zur Natureinfachheit und Naturwahrheit! – Das ist, wenn er es auch nicht gerade so ausdrückt, die Losung, mit der sein Sinn über die entartende Kultur seiner Zeit dahinfuhr und die Religion in die Bahn vergeistigender Weiterentwicklung drängte. Auch jener Hunger nach dem Wort des Herrn, den er zu erregen hofft, jenes neue Seelenverlangen, unter dem das große Volksleben der Davidstage wieder hergestellt und das damals so lebendig gewesene Glaubensleben wieder aufgerichtet werden soll, kommt auf diesen befreienden und verjüngenden Anhauch aus den heiligen Gottestiefen der Natur in des Propheten Brust hinaus.

Damit ist der Stimmungston angegeben, der uns gleich den Kern von Fausts erstem Selbstgespräch treffen läßt. Wir stehen mit dieser Szene im Studierzimmer vor dem frühsten Stücke, dem stürmisch drängenden Werke aus Goethes Jugendzeit. Also aus den Tagen, wo er am Herzen der Natur reich und selig sein Dichterleben empfing; wo alle Höhen, alle Gründe, alle Wälder, alle Quellen, wo Sonne und Wolken und Mond und Sterne vertraulich wie Brüder und Schwestern mit ihm redeten, und wo ihm aus der Schöpfung lebendiger Fülle Geist und Kraft und Feuer in die Seele strömte.

Da hat der Dichter das, was er selbst so voll besaß, dem mit seinem bisherigen Leben zerfallenen Faust als große, tiefe Sehnsucht ins Herz gesprochen, so daß dieser, im engen Raum zwischen Büchern und Papier verelendete und nach Leben und Wahrheit durstende Gelehrte sich zu dem Entschlusse aufzuraffen begann, der damals seiner eigenen Jugendtage tägliche Parole war:

> Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
> Und wenn Natur dich unterweist,
> Dann geht die Seelenkraft dir auf,
> Wie spricht ein Geist zum andern Geist!

Da hat Goethe dem seiner Studien und Vielwisserei überdrüssig gewordenen Denker Nostradamus' Rätselbuch in die Hände gegeben, daß Faust in geheimnisvoller Naturbeschwörung es aussprechen mußte, was seines eigenen Dichtersinns köstliche Naturempfindung war:

> Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
> Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
> Ich schau' in diesen reinen Zügen
> Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen!

Laßt uns sehen, wie uns dieser Anruf aus Goethes Dichtung zur Adventsandacht werden mag.

1.

Meine Freunde! Faust mutet dem Leser und Beschauer im Laufe der Dichtung viel zu an Fähigkeit, ihm durch die Welt der geistreichen Gedanken, der hohen Ideen und der verwegenen Spekulationen zu folgen, womit wir es in unseren Betrachtungen im großen und ganzen ja nicht zu tun haben. Mehr aber doch noch mutet er ihm zu an seelischer Befähigung des Verständnisses für das, was uns hier beschäftigen soll, für das Suchen und Sehnen, das Ringen und das Leiden, das Unterliegen und Überwinden des inneren Menschen. Da wird man die Erfahrung machen, wie sich erst mit zunehmendem Alter, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr, die eigentlichen Tiefen des Werkes erschließen. Das junge Herz erfaßt noch nicht das, was der gereifte Sinn am „Faust" besitzt.

Aber hier im Eingangsmonolog ist nun wohl das Umgekehrte der Fall. Da muß gerade der abgeklärte Geist, um das rechte Mitempfinden zu gewinnen, nach Möglichkeit eine Anleihe beim Fühlen und Sehnen vergangener Tage machen. Es geht einem,

wie es dem Dichter selbst gegangen ist, als er auf der Höhe seines Lebens sich zum Zweck des Weiterschaffens in diese Anfangspartie des Werkes wieder hineinzuleben hatte. Man fühlt sich gedrungen, ihm mit seinem damaligen Worte aus dem „Vorspiel auf dem Theater" zuzurufen:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug . . .
Gib meine Jugend mir zurück!

Meine Jugend, wo ich noch so ganz ein Kind der Natur war, in wunderbarem Geisteszusammenhange ihr verbunden, mit feinem Gehör für ihre Stimme, voll ungebrochenen Vertrauens auf ihre Verheißung; wo man so ahnungsfroh, so hoffnungsselig ihrem Zuspruch lauschte: Siehe, dein Licht kommt, – da draußen ist es schon aufgegangen, da liegt schon im Sonnendämmer für dich bereit und wartet dein das Messiasreich deiner Wonnen, da draußen in der Ferne, dort wo der Himmel sich zur Erde neigt und Berg und Wolke sich küssen.

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!

Ringsum das beängstigende Häusermeer der Weltstadt mit ihren hochaufsteigenden Gebäuden, mit ihren unübersehbaren Straßen, das bedrückende Brausen des geschäftigen Gewühls im Rennen und Jagen des Lebens. Alles will verdienen, will weiterkommen und reich werden. Und durch das Gewirr drängst du dich durch mit deiner Kollegienmappe unter dem Arm, mit deinen Idealen im Herzen, mit deiner Gleichgültigkeit gegen das Silber und Gold der Welt.

Da windet sich ein Eisenbahnzug dahin, entfliehend dem Staube und der Unruhe Berlins. Er führt abgehastete Menschen hinaus in die Weite, dahin wo die Seen leuchten und die Firnen ragen und die Lawinen donnern. Wohl auf! grüßt mir das Messiasland, meiner Sehnsucht Lande, und füllet euch die Brust mit jungem, heil'gem Lebensglück! Mich hält die Pflicht, kann euch nicht nach,

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,

– spricht mit Faust der Weitereilende – doch meine ich keineswegs, man möchte so nicht länger leben. Mir ist sie doch nicht minder hold, die heilige Natur; auch mich wird sie umfangen mit ihrem süßen Geheimnis. Wenn des Tages Arbeit getan ist, wenn die Vergnügungsstätten sich den zerstreuungsdurstigen Massen auftun, dann auf, hinaus, nicht unter die halbwelken Bäume der Stadtgärten, hinaus aufs Land, wohin das Herz drängt!

Weit ab von dem lauten Getriebe steht, traut und still, ein Häuschen, umgeben von Wiesengrund und umflüstert vom Rauschen des Waldes. Da in dicht umrankter Laube geht die Herrlichkeit des Herrn auf über dir! Da gibt der junge Geist wieder, was er am Morgen sich auf der Universität erworben hat. Im Austausche der Seelen wird das Große und Wahre fruchtbar für das spätere Wirken. O diese Tage, wenn wir, ans Ziel gelangt, miteinander schaffen werden im Dienste unserer göttlichen Ideale, – wo? – wie? – gleichviel, sie werden köstlich sein! Siehst du sie nicht schon von ferne flimmern und locken, in einer von der Liebe verklärten hohen Lebensaufgabe, unsere Messiaswelt?

Doch so heiß auch die Zukunft ersehnt wird, die Gegenwart ist auch reich. Das sind Stunden von Sesenheim. Friedlich klingt im Zittersang der Harmonika ein Abendlied von den Spreekähnen herüber. Über den Bäumen steigt im vollen Glanz der Mond herauf. Scherz und ernste Rede verstummt im Schwesternkreise. Jedes wandelt seines Herzens stillen Gedanken nach. Da dringt von einer Lippe das Goethewort:

Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben.

In diesem heimeligen Worte des Faustischen Eingangsmonologs lebt die Seele der deutschen Jugend. Wieviel ihr auch noch in der Dichtung unentdeckt bliebe, diese Stelle liebt und versteht sie. In dieser Naturmystik begegnen sich ihre Herzen. Aus ihr nehmen sie die Weihe für ihre schönsten Gefühle. Aus ihr spricht es ihnen zu wie segnendes Mutterwort der Natur, und in ihr ist Andacht und tiefe Gottesberührung. Solange ein Mensch diese Worte noch sprechen kann mit schwärmerischer Erhebung, solange ist er jung, solange ist er auch gut und rein und wahrhaft fromm.

2.

Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,

– Jahrzehnte sind dahin. Ich schritt im Mondenschein über eine Kuppe des Schwarzwaldes. Vor mir her zog unter Saitenspiel ein Wandervogel aus Straßburg. Eine klangvolle Jünglingsstimme ließ sich vernehmen. Innig bewegt hörte das Herz wieder den Sehnsuchtsruf des Faust:

Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Tau gesund mich baden!

Hernach fuhren wir eine Strecke auf der Bahn zusammen, frische junge Menschen mit leuchtenden Augen, mit rosigen Wangen, voll ernsten Sinnes, aber voll munteren Wesens, so recht aus dem Seelenbade der Bergesnatur erstiegen und gestärkt zu neuem Idealismus. Mit dem Goetherezitator kam ich ins Gespräch. Ich fragte ihn, ob er auch die nahe bei jener Faustſtelle stehende, schon von Goethe ausgegebene Wandervogel-Losung kenne? Und erfreut nahm er es auf, als ich sie ihm nannte:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!

Damit bewegte sich unsere Unterhaltung um den Fluchtgedanken. So faßte auch er diese mächtig durch die deutsche Welt gehende Jugendbewegung auf: eine Flucht vor der erdrückenden und vor der entnervenden Wirkung unserer Kultur, vor der letzteren aber ganz besonders. Das jugendliche Leben rette sich unter der zersetzenden Hast des modernen Lebens und unter der Wucht der auf allen Berufsgebieten immer mehr steigenden Anforderungen des Lernens und Wissens zu den stärkenden Quellen der Natur, um in seiner Seelenkraft leistungsfähig zu bleiben.

Aber der junge Mann wußte von einer noch viel notwendigeren Flucht zu reden. Er sprach von der drohenden Verödung des heranwachsenden Geschlechtes, und daß sie, Jünglinge wie Jungfrauen, es in diesem verflachenden Treiben ringsum nicht länger aushielten, in geistloser Geselligkeit und der alle Ideale ertötenden anspruchsvollen Genußsucht des Zeitalters, daß sie ihre Seele herausreißen wollten aus der Gefahr der Verkrüppelung. Er sprach in erregten

Worten von der Verwüstung des Alkohols und der sittlichen Ausschweifung unter seinen Altersgenossen, und daß man in ihren Reihen ein Entsetzen habe vor der vergiftenden Gemeinheit und vor der verfeinerten Roheit des Empfindens, die mehr und mehr über die junge Welt komme: daß sie ihre und möglichst vieler Jugendkraft vor dem Verderben bewahren wollten. Ich gab ihm recht in seiner Beurteilung der Kulturschäden der Gegenwart und in seinem hohen Glauben an den von ihnen gesuchten Gesundbrunnen. Es seien allerdings weite Kreise unserer Jugend heute aufs schwerste gefährdet, und es sei ein Verdienst, daß man die Gefährten aus Versuchung und Umstrickung herauszuziehen bemüht wäre.

Wir kamen darin überein, daß die Rückkehr zu dem schlichten, reinen und echten Idealismus, wo dieser getrübt sei, nur auf dem Wege einer religiösen Befreiung und einer sittlichen Erneuerung gefunden werden könne, daß das aber für das deutsche Gemüt erst einmal eine Herzensverjüngung an der Natur voraussetze. Erst müsse die Jugend draußen wieder ihre Verbildung loswerden und die weit einreißende Greisenhaftigkeit ihres Empfindens abschütteln, erst müsse sie wieder fähig werden, einen Geist frischen Lebens durch ihre Seele strömen zu lassen und unter den Eindrücken des Schönen und Großen in der Natur zu erglühen: erst dann werde sie imstande sein, geistige Mächte zu ihrer inneren Aufrichtung und Belebung in sich aufzunehmen und sich mit erlöstem Sinn wieder am Heiligen begeistern zu können.

Im Laufe dieser Unterhaltung kam die Berufsstellung des älteren Mannes zum Vorschein. Mein junger Freund fragte mich, ob denn die Kirche diesem Naturdrange in so weiten Schichten der Jugend, da die Wanderzüge ja doch auch eine Flucht von ihren Gottesdiensten in sich schlössen, nicht zürne?

Da hatte ich ihm allerdings zu bekennen, daß wir als Wirkung dieser sonntäglichen Ausflüge, um so mehr, da diese in die auf die Konfirmation sich vorbereitende Kinderwelt störend und vom Gottesdienst zurückhaltend eingriffen, das Heranwachsen eines völlig entkirchlichten jungen Geschlechtes befürchten müßten. Aber die hier zutage tretende Reaktion gegen die Kulturentartung der Gegenwart sei doch etwas so durchaus Notwendiges und Gottgewolltes, daß von einem Widerstande unsererseits gar nicht die Rede sein dürfe. Es müsse vielmehr die Kirche sich nach der neuen Gestalt des Lebens

einzurichten beginnen. Da in großen Städten mit ihren zahlreichen Andachtsstätten ohnehin viel zu viel Sonntagsgottesdienste stattfänden, so ließe sich wohl der Gedanke erwägen, daß die eine Hälfte der Stadtkirchen ihren Gottesdienst in Zukunft auf den Sonnabendabend verlege, – und zwar nicht als Nebengottesdienst, sondern als volle Feier – die andere ihn am Sonntagvormittag halte und das in abwechselnder Folge. Ich zweifelte nicht, daß es dahin schließlich kommen, und daß die neue Sitte sich bald einbürgern, auch erfreuliche Früchte tragen werde.

Meine Freunde! Weit über den Wandervogel in der Jugendwelt hinaus wird das Bedürfnis, möglichst den ganzen Sonntag der Erholung in der Natur zu widmen, in der städtischen Bevölkerung immer mehr zunehmen. Warum sollte die Kirche sich nicht entschließen können, den Sonntag als eigentlichen Kirchentag preiszugeben und zur Sabbathfeier zurückzukehren? Sie wird es um so eher wagen dürfen, da die Bewegung, schon den Sonnabendnachmittag von der Arbeit ganz oder wenigstens früh frei zu machen, im Wachsen ist. Es ist keine Frage, an dem Niedergange des kirchlichen Lebens trägt die Kirche die Hauptschuld durch ihren Mangel an jenem elastischen Wesen, das sich dem Volksleben rechtzeitig anzubequemen versteht. Sie hat damit schon in anderer Beziehung viel Unersetzliches verloren. Möge sie hier zur Neugestaltung übergehen, ehe die Entfremdung vom Gottesdienste weiter einreißt und es zu spät sein könnte.

Und hier handelt es sich um Rücksichtnahme auf einen Geisteszug der Zeit, der so ganz und gar unser Bundesgenosse ist. Wie stark er auch zunächst die religiösen Gemeindeinteressen beeinträchtigt, es ist dieser Zug an das Herz der Natur doch ein heiliger Geist der Läuterung und der Vertiefung der Seelen und der Errettung unseres Geschlechtes.

Rings um uns wachsen die Bierpaläste wie wucherndes Unkraut aus dem Boden der Städte heraus. Man braucht kein organisierter Temperenzler zu sein und kann das doch aufs tiefste bedauern. Ihre Schilder reden den Toren einen Durst ein, den man zumeist gar nicht hat, und die Flut ihrer Fässer ersäuft Verstand und Herzensfrische und Gesundheit und Tatkraft. Da sitzen die armen Menschen und verblöden sich im endlosen Hintrinken bis in die Nacht hinein ihr bischen Verstand. Die Seele wird stumpf

gegen alles Ideale, die Liebe zu Weib und Kind verliert ihren zärtlichen Charakter, und das Leben verarmt an Reiz und Freude. Aber da draußen geht die Seelenkraft dir auf. Da ist Herzenserquickung und Lebensbereicherung. Da ist Weihe der Liebe und Berührung mit einer Jugend, die kein Alter kennt. Gesegnet der Durst, der dort seine Stillung sucht. O, er nehme zu und greife immer weiter um sich. Es ist ein Durst, den uns der Herr ins Land geschickt hat!

Rings um uns reihen sich die Stätten der Vergnügungssucht, so viel Tand und Gepränge und meist innerlich so leer, nichts bietend, was bleibt, nur dazu da, den Massen das Geld aus der Tasche zu locken. Zwischendurch so viele Plätze wilder Belustigung, wo das Blut erhitzt und die Vernunft betäubt und vielleicht ein Unglück fürs ganze Leben geschmiedet wird; und Höhlen des Lasters, die das Herz veröden und Ehen zerstören und ganzen Generationen den Todeskeim bereiten. Da kommen uns nun von den Bergen, aus den Wäldern, von unserer Heimat schönen Wasserzügen her die Füße der Boten, die Frieden und Heil verkünden. Es sind die Geister der alten Deutschen, die die Kinder unserer Zeit bei der Hand nehmen und sie dahin ziehen, wo einst die Väter ihren Göttern die Altäre bauten. Es sind die Geister des deutschen Christus, die unserm nach Leben und Genüge lechzenden Geschlechte zurufen: Mache dich auf und werde Licht, lichte, frohe Wanderlust hin zu jener Herrlichkeit des Höchsten, wo Winde und Bäume die Orgel spielen, und die Vögel die Vorsänger sind, und wo der Herr, der da Geist ist, in deinem Boote dir seine Schiffspredigt hält; o folge uns und bade dir deine Seele gesund in stiller, reiner Gottesnatur, –

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land
Und fühle junges, heil'ges Lebensglück!

3.

Liebe Gemeinde, die Faustische Sehnsucht ist uns zur Losung geworden: Aus der Kultur zur Natur! – nicht einseitig und extrem verstanden: heraus aus den Kulturgefahren, hin zum ergänzenden und bewahrenden Leben der Natur. Das ist auch zunächst die Stimmung im Herzen des jungen Dichters gewesen. Aber sie setzte sich in jenen Tagen voll Sturm und Drang in Goethes Brust sofort zu noch anderen Tönen um.

Was hier den Naturdrang im „Faust" umklingt, ist dies: Aus der Traditionsenge zur Freiheit und Wahrheit! – heraus aus den aufgehäuften tausend Wertlosigkeiten eines Wissens, das einem innerlich längst nicht mehr Wahrheit ist, hin zur Wirklichkeit der Welt und dem einen, worauf es ankommt, zum Erfassen der in ihr wirkenden Mächte.

Faust in seinem Studierzimmer ist ein Königsadler im Käfig. Dieser hochstrebende und naturverwandte Geist hier in diesen Mauern, zwischen Tiergeripp und Totenbein,

> Wo selbst das liebe Himmelslicht
> Trüb' durch gemalte Scheiben bricht.
> Beschränkt von diesem Bücherhauf,
> Den Würmer nagen, Staub bedeckt,
> Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
> Ein angeraucht Papier umsteckt;
> Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
> Mit Instrumenten vollgepfropft,
> Urväter Hausrat drein gestopft.

Als ich das zum erstenmal veranschaulicht vor mir sah, diesen Moder des Abgelebten, und aus einer wertlosen Wissenschaft und einem unbefriedigenden Berufe den Schmerzensruf des Faust vernahm:

> Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!

da ging durch die junge Seele, die dem theologischen Studium hoffnungsfreudig zustrebte, ein Erschrecken. Die Studierstube des Faust vereinte sich in der Anschauung mit der eines alten verehrten Pfarrers. In den Büchergestellen dort auf der Bühne glaubte das Auge vergilbt und abgegriffen die bei diesem Geistlichen oft gemusterten, von ihm als Inbegriff aller Weisheit gepriesenen Werke des alten Kirchenglaubens zu sehen. Ich mußte an die wiederholt von ihm vernommene herbe Forderung denken, sich von dem Geistesleben der Nation fernhalten zu sollen, weil dieses die Gläubigkeit gefährde. Ich empfand – was bis dahin nie der Fall gewesen war – die bei ihm so manchmal beobachteten Ideen eines vom Leben draußen sich absperrenden Amtsbegriffs als etwas Beängstigendes. Und obwohl selbst auch völlig dieser orthodoxen Glaubenswelt zugetan, wollte sie mir in diesem Augenblicke als eine verstaubte Vergangenheitswelt und meine Zukunft als ein Gang in den Kerker erscheinen.

Über solche Empfindungen warf nun das Wort hier aus dem Faustanfang

Und leider! auch Theologie

ein grelles Licht, das die Seele zusammenpreßte. Also so urteilt man auf der Geisteshöhe deines Volkes über das, was du einmal zu deinem Beruf machen willst? Mit einem Seufzer der Enttäuschung und der Geringschätzung wird diese Wissenschaft genannt. Heißt das nicht: was die Kirche treibt, ist etwas Unlebendiges geworden?

Da wurde aus dem Eindrucke dieser Aufführung allmählich der Entschluß:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!

Gottes Führung hat später den durch Goethes „Faust" an seinem Lebenszwecke Irregewordenen mitten im Studium zu seinem Jugendideal zurückgebracht. Aber nun zu einer Berufsauffassung, die sich ein Studierzimmer geschaffen hat, in dem es ganz anders aussieht: wo die Theologie, aus der Grüblerin zur Seherin, aus der Glaubensverwalterin zur treuen Genossin der Gott suchenden Geister der Zeit geworden, mit allem Großen, Edlen und Schönen in der Menschheit trauliche Zwiesprache hält. Hoch und licht sind die Fenster, breit dehnt sich draußen der Garten, und vom Freihafen der Hansastadt herüber tönen die Signalpfeifen der ausfahrenden und einkehrenden Handelsschiffe, Reiseerinnerungen und Geschenke aus der Ferne her, Gemälde von des Vaters und der Tochter Hand lenken die Blicke hinaus in die Weite – Natur und Leben im schönen Verein, von Liebe und Freundschaft verklärt, durchwirken reich die Sonnenwelt der ewigen Ideale.

Diese selbst sind verkörpert in einer herrlichen Wartburgzeichnung treuer Schülerinnen, in der Lutherstatue und in großen Bildern Schillers und Goethes. Dazwischen redet eine eingerahmte Handschrift Schoenaich-Carolaths, bezeichnend auch für die Faustdichtung, von dem Lebensopfer alles wahrhaft großen Schaffens, wie wert zum Fortbestehen nur das ist, was Lohe ist vom eignen Marke brennend, vom eigenem Lebensstamme gebrochen.

Den ganzen Raum aber beherrschen Sambergers Antlitz des in uns fortwirkenden Christus und das Christuskreuz als das Symbol der Großtat der erlösenden Liebe Jesu, – nicht das Kruzifix, das in jeglicher Darstellung dem Empfinden des hier Hausenden widerstrebt. Der „Urväter Hausrat" dagegen ist, soweit es sich

nicht um unvergängliche Geisteswerte handelt, in das Altenteil des Bodens verwiesen. Das lebendige Heute unserer Religion spricht aus den Titeln der Bücher. Und an dem mit Blumen geschmückten Arbeitstische erklingt nie auch nur das Geringste von dem Faustischen

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?

Wohl ist die geistliche Wirksamkeit heutzutage schwerer denn je; in dieser Zeit des massigen Übergewichts der materiellen Interessen, in dieser so verworrenen Übergangsperiode der Kirche, in dem so flügellosen und für seine innersten Bedürfnisse so tauben Geschlechte. Besonders gilt das hier in Bremen, wo die so gute absolute Freiheit als ihre Kehrseite doch eine schwelgende Negation und als deren Folge bis in die besten, seelisch am höchsten stehenden Kreise hinein soviel religiöse Zerfahrenheit und kirchliche Unlust hervorgebracht hat. Das hat hier in den letzten Jahren Verhältnisse geschaffen, aus denen wohl die Geister des Mißmuts und der Verzagtheit schwarmweise gerade über den freisinnigen Theologen kommen könnten.

Doch ich spreche in der Hypothese. Wenn er nicht der wäre, der er ist, und seine Losung nicht lautete:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!

Wenn er nur an das dächte, was vor ihm ist und was die Kirche heute ist, – wenn er nicht vielmehr reich und beglückend seine innere Welt hätte und in ihr Hoffnung erweckende Ideale der Zukunft schaute. Und wenn diese innere Welt ein Bücherhaufen und ein angelerntes Wissen, nur die Bibel und das Hergebrachte wäre, – wenn sie nicht vielmehr eine grüne Aue an den strömenden Gotteswassern der Zeit wäre, wo einem in unaufhörlicher Folge Gedanken des lebendigen Gottes und Kräfte seines werdenden Seins und zum Heranbilden des Kommenden begeisternder Zuspruch und tiefe Freude, die nichts zerstören kann, und Mut und Lust, immer wieder sein heiliges Wort zu reden und unverdrossen an seinem Segenswerk weiter zu arbeiten, zufluten würden.

O unaussprechlich köstliches Los, das des vorwärtsstrebenden Theologen, der es aus innerstem Berufe, nicht als Handwerker des Geschäfts und des Kleinerfolges ist; es ist mit all seinem Weh und seinen Wunden beseligendes Prophetenlos! Er ist nicht Altertümer hütender Museumswärter, nicht ängstlich wachender Historienverweser; er ist, als ein Adventsprediger in Permanenz,

ein Sporner des Lebens, ein Vermittler und Deuter des schaffenden Geistes der Zeit und darin ein Bildner, ein Schöpfer. All sein Denken, all sein Fühlen ist ein Sichloswinden aus dem Gewordenen und Verfestigten und Erstarrten zum Lauschen auf die Seele dieses Seins, wie sie bereits auf neue Formen, auf eine neue Entfaltung ihres Lebens sinnt: siehe, dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! All sein Wollen, all sein Streben ist, im innerlichen Zusammenhange mit der Entwicklung, doch ein fortwährendes Zurückgehen zu der hinter dem Historischen und Positiven des Kirchenglaubens liegenden Naturwahrheit. Es ist mit dem Drange der Frage:

> Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
> An denen Himmel und Erde hängt?

ein beständiges Wandeln in jenen großen, reinen und frischen Regionen, wo, auch ohne daß die religiöse Sprache gesprochen wird, die Seelentiefe unsres Volkes sich mit der Gottheit berührt und Offenbarungen empfängt.

Darum ist die ganze Daseinsempfindung des vom Banne des alten Kirchenwesens frei gewordenen Theologen, der sich viel mehr einem Goethe und Schiller, als den Kirchenvätern und Scholastikern verwandt fühlt, – ob auch die Haare ergrauen und das Alter steigt – unverwüstliche Jugend.. Er erkennt kein Glaubensbekenntnis der Kirche für sich als bindend an; aber ein Glaubensbekenntnis hat auch er, ein schönes, herrliches, das mehr wert ist als alle Glaubenssätze. Wenn er in seiner Studierstube seinen Geistes- und Herzensbesitz durchlebt und dann, so aus des Geistes Gottnatur herkommend, wieder auf der Kanzel vor seiner Gemeinde steht, dann jubelt es aus allen seinen Worten:

> Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
> Neuglühend mir durch Nerv und Adern rinnen.

4.

Dies unsere Antwort auf das Faustische „Und leider! auch Theologie". Unsere Entgegnung auf den Mißbrauch, den Flachheit und Unverstand mit dem Ausspruch treiben, um damit die Mächte der Religion aus dem Gegenwartsleben herauszudrängen.

Es gibt eine Theologie, die durchaus auf der Höhe der Zeit steht und vollberechtigten Anteil an der geistigen Führung unseres Volkes hat!

Aber dem Worte wohnt eine magnetische Kraft inne, wir kommen noch nicht davon los. Man fragt sich, wie es Goethe gemeint habe?

Überblicken wir den Gang unserer Betrachtung. Das erste war: Aus der Kultur zur Natur! dann: Aus der toten Überlieferung hin zum Strom des lebendigen Lebens! Doch Goethe will noch mehr. Indem er Faust an allem Wissenkönnen irregeworden sein läßt, will der junge Dichter damit nicht dem Skeptizismus huldigen, wie es wohl scheinen könnte, sondern nur daran seine Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß alles verstandesmäßige Wissen keinen großen Wert habe: es mache die Menschen nicht besser, das Leben nicht reicher, das Herz nicht glücklicher. Faust verfällt nun auf die Magie. Was will Goethe damit? Im Grunde nichts anderes als dies, dem theoretischen Verstandeserkennen, das wertlos sei, weil es nur unlebendige Produkte erzeuge und immer wieder zu totem Überlieferungsstoff führe und der Wirklichkeit entfremde, ein gewissermaßen naturfrisches Erkennen, das des unmittelbaren Erlebens, entgegensetzen.

Wie dem nun auch sei, damit ist jedenfalls für die Religion der richtige Weg angegeben, der ihrem Wesen entspricht und zum Ziele führt. Hier scheidet sich die alte von der neuen Zeit. Als religiöse Geister wandeln wir Menschen der Gegenwart eigentlich alle, nicht bloß der liberale Protestantismus, auf diesem von Goethe gewiesenen Wege.

> Und wenn Natur dich unterweist,
> Dann geht die Seelenkraft dir auf,
> Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
> Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
> Auf! bade, Schüler, unverdrossen
> Die ird'sche Brust im Morgenrot!

Während es früher, selbst noch in der Zeit der Aufklärung, in der Religion vornehmlich auf ein Erkennen Gottes und das richtige Wissen von der göttlichen Wahrheit abgesehen war, bedeutet uns heute der Glaube wesentlich ein Gott-Erfahren, ein Gott-Erlebenwollen. Selbstverständlich nicht auf eine gewaltsame Weise, wie hier in der Faustischen Magie. Das wäre

im Religiösen etwa die überspannte Seelenerregung des Methodismus und der Heilsarmee, die wir, bei aller Anerkennung der guten Absicht, als etwas Ungesundes abweisen. Sondern mit den vom Evangelium gewiesenen Mitteln der Herzenshingabe und des Lebensgehorsams, der gemütlichen und sittlichen Arbeit des Sicheinlebens in das Göttliche.

Nun ist zwar jener Sinn, dem alles darauf ankommt, den Ewigen und sein Walten in bestimmte scharfgeschliffene Begriffsformeln und feste Erkenntnissätze zu bringen, von deren Anerkennung er dann den Glaubenswert seiner Mitmenschen abhängig macht, unter uns immerhin noch stark genug. Aber diese Wissensgläubigkeit ist doch nur noch eine Unterströmung im religiösen Leben der protestantischen Christenheit, die selbst unter den Altgläubigen sichtlich abnimmt. Sie ist eine Rückständigkeit, die sich ableben muß, wenn auch die orthodoxen Vorstellungen selbst bleiben. Man wird immer weitherziger werden und auch andre Auffassungen gelten lassen, weil man selbst das ebenso wertlose wie vergebliche Gottausrechnen und Gottfestlegen überwunden hat und – religiös reifer geworden – auf der Bahn des Gottsuchens und Gotthabens wandelt, worauf man auch anders Denkende wandeln sieht.

Eine der stärksten Mächte, mit denen der Geist der fortschreitenden protestantischen Entwicklung im Bewußtsein der gebildeten Laienwelt die Kraft des alten Wesens gebrochen und damit die Verjüngung der Religion angebahnt hat, ist nun Goethes Hohn über die Theologie. Denn darin ist noch ganz und gar diese im Grunde so seelenlose Erkenntnistheologie, die sich mit ihrem Eingeweihtsein in alle Geheimnisse Gottes brüstet. Diese im Grunde so unfromme Wissenstheologie, die Gott mit dem Verstande sezieren und die Wahrheit zum begriffsdürren Skelett machen möchte. Solche Glaubenslehre ist immer eine Art von geistlicher Anatomie. Aus dieser spottet Goethe in seinem Widerwillen vor dem Totenbein die Theologie heraus. Auch ihr gilt dann das

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!

– in die Weite einer die religiöse Formelenge hassenden, und dem, was dazu führt, allem kalten, toten Intellektualismus abgeneigten Seele. Heraus aus jenem Pharisäertum, das da spricht: Ich danke

dir, Gott, daß ich dich besser kenne, als die andern, und darum soviel besser bin – in die Offenheit des nach Gott hungernden und dürstenden Sinnes, die sich dankbar jeder höheren Berührung aufschließt. Hin zu dem Sinn, der, mit allem Wissen von Gott nicht zufrieden, ihn *besitzen*, ihn als eigenes inneres Lebensgut Leben spendend *erfahren* möchte. Und ich konstatiere: das ist, wie die religiöse Stimmung der heutigen Gemeinde, so auch heute mehr oder weniger die Richtung in der ganzen Theologie, so *daß des Dichters „Leider!" sie nicht mehr trifft*, – wohl einzelne ihrer Erscheinungen noch genug, aber nicht mehr den bestimmenden Geist der Theologie der Gegenwart.

Also auch das wieder eine Rückkehr zur Natur. Nun heißt das aber nicht, das Erkennenwollen aufgeben. Wie schon Jesus den reinen Herzen die Fähigkeit, *Gott zu schauen*, zuschreibt, so wird auch dieses Gott-Fühlen und Gott-Erleben zum Gott-Wissen. Nur ist das kein definierendes, festlegendes, Dogmen schaffendes, Grenzpfähle aufrichtendes, sondern ein weitbleibendes, Herzen verbindendes, das Leben bereicherndes und beglückendes Seelenschauen: so, wie der Dichter die Schönheit schaut, die wohl jeder anders sehen mag und wo doch jeder dem andern es zuspricht, daß er damit dasselbe sieht; so, wie Liebende ihre Herzen schauen, nicht mit Sinnen und Grübeln, sondern im inneren lebendig frohen Offenbarwerden.

Auch Goethe, der sich damals viel mit Theologie beschäftigte, hatte seine Theologie. Er hat hier ein Stück aus *seiner Theologie des Seelenblicks* verewigt. Es betrifft Gottes Walten im Weltorganismus:

> Wie alles sich zum Ganzen webt,
> Eins in dem andern wirkt und lebt!
> Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen,
> Mit segenduftenden Schwingen
> Vom Himmel durch die Erde dringen,
> Harmonisch all das All durchklingen!

Das legt hier der Dichter seiner dramatischen Gestalt in den Mund. Für Faust selbst ist das freilich nur ein nichts ihm gebendes Schauen. Es geschieht bei ihm kraft mystischer Versenkung in das Bildzeichen vom Makrokosmus. Es wird bei Faust kein *Erschauen*, das ein Heben, Erfahren und Erleben bedeutet, sondern ein ihn unberührt und ungesegnet und unbefriedigt lassendes

bloßes Hineinschauen in die große Harmonie der das All durchwirkenden Kräfte.

Faust zeigt sich hier also als ein noch außerhalb des großen Segensgefüges stehender, dem göttlichen All noch nicht gliedlich verbundener Geist. Darüber würde eine literarisch-philosophische Erklärung der Dichtung allerlei zu sagen haben. Wir werden aber des Dichters Absichten gewiß in ihrem Kern erfassen, wenn wir sagen: er will ihn damit als noch nicht reif zum Empfang göttlicher Geistes- und Kraftmitteilung darstellen. Und warum nicht reif? Dem Titanen schließt sich der Himmel zu. Dem Stürmer und Dränger, der geneigt ist, sich zu der Empfindung aufzublasen: „Bin ich ein Gott?" – muß es erst mal in seinem Gefühl des Leerbleibens zum Bewußtsein kommen, daß er ohne Gott ein Nichts ist. Darüber in späteren Predigten mehr.

Noch nicht reif zum Empfangen! Darin liegt zugleich ein Stück Goethescher Selbstempfindung und Selbstbeurteilung. Das sind persönliche Erfahrungen über seinen seelischen Zustand in jenen Tagen jugendlich titanischer Regungen. Und dazu wird wohl auch mancher kommen müssen, der die Stimmen vernommen hat: Gehe hinaus in die Natur, da ist Verjüngung, Erfrischung, Belebung; nahe dich dem Heiligen, lebe dich hinein in deinen Glauben, da ist Trost, Friede und neue Kraft. Er hat es gewollt, er hat herzlich danach verlangt, er hat es ernstlich versucht, – aber vergeblich. Warum hat er nichts von dem Verheißenen dort gefunden? Warum ist er aus dem, was Segensfülle für Tausende ist, seinerseits immer wieder mit dem Ergebnis gekommen: Es hat dir nichts gegeben, es hat dich leer gelassen, es hat dich nicht besser, nicht glücklicher gemacht, ach

Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot?

Nun, es wird auch bei dir daran gelegen haben: Noch nicht reif zum Empfangen! Denn, wenn es auch in dir nicht gerade faustisch-titanisch aussähe, so wird es auch bei dir wohl Wahrheit sein, daß du dem, was dich segnen soll, noch nicht gliedlich verbunden bist. Du stehst noch draußen und schaust nur erst hinein, mit deiner Seele ihm ein Fremdling, ein schweifender, leidenschaftlich wühlender, eigenwilliger, nur dich selbst begehrender Geist.

Mein Freund! Hierüber wird die nächste Betrachtung uns mehr zu sagen haben. Heut zum Schluß nur dies: als der junge Goethe

etwas von seiner gewaltigen, aber noch gehemmten Kraft, von seinem reichen, aber noch unbefriedigten Herzen spürte, ging er nach Weimar und stellte sich als Freund und Erzieher Karl Augusts in eine von ihm große sittliche Selbstverleugnung und viel Herzenshingabe fordernde Arbeit. Mache auch du dich auf und werde Licht, lichter, froher Taten- und Liebessinn, damit dein Licht dir aufgehen kann! Vielleicht sind heilige Pflichten auch für dich die Berge, von denen dir die Füße der guten Boten kommen sollen, die deinem Leben Heil und Frieden verkünden werden; die dir deinen Sinn auftun, dein Herz lebendig und empfänglich, zum Empfangen reif machen werden, daß du in Wald und Flur und in den Geistesweiten des Evangeliums bald aufjubeln darfst:

Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück!

Amen.



6.

Ein Bild der großen, aber noch unerlösten Kraft

Im Advent

Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er. Von den Tagen Johannis des Täufers bis hieher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt tun, die reißen es zu sich.

Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Matthäus 11, 11–12. Johannes 3, 3.

Die Erscheinung des Erdgeistes

Liebe Gemeinde! Die große Adventsgestalt unserer Kirche, der Volks- und Bußprediger Johannes, ist eine gewaltige Kraftgestalt gewesen. Er suchte durch eine Tat unerhörter seelischer Anspannung das Himmelreich in seine Zeit hineinzureißen. In seiner religiösen Glut, in der Furchtlosigkeit seiner sittlichen Forderung, in der packenden Gewalt seiner Persönlichkeit, die alles in seine Bahnen hineinzuziehen wußte, schien der Täufer zu einem schöpferischen Geiste berufen zu sein.

Dennoch ist seine Bewegung im Sande verlaufen — der Heraufführer der neuen Welt mit ihrer inneren Wandlung und ihrem erlösenden Leben wurde nicht er, sondern Jesus.

In der Richtung ihres Sinnens und Strebens standen sich beide sehr nahe, wie Jesus auch von Johannes geweckt und ausgegangen ist. Auch Jesus hielt es nicht länger im bloßen Hoffen und Harren des Prophetentums aus. Sein stark impulsiver Glaubenswille drängte ebenfalls auf die Erfüllung der Verheißungen hin. Und wenn er hier bezeugt, daß seit dem Auftreten des Täufers das Himmelreich Gewalt leide, so liegt darin sein eigenes Lebensbekenntnis. Die Predigt am See war das Amen darunter. Vor allem aber ist das Kreuz auf Golgatha eine heilige Gewalttat gewesen, etwas von jenem Ansturm, der heute aus unserer Faustdichtung klingt: „Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben!"

Doch welch ein Unterschied nun zwischen beiden in der Art dieses andringenden Glaubens.

Dem Manne in der Wüste waren die Sünden des Volkes der Amboß, auf dem er das Neue zurechthämmern wollte. Für ihn

waren Menschenherzen nur Saiten, worauf sein Glaube seine stürmisch zu Gott auf rollenden Weisen spielte. Dem Entdecker des Evangeliums dagegen wurden die ihn umgebenden Sünden die schreienden Geister der Not, die seine Liebe zu den Verirrten wachriefen. Diese Menschenliebe war die Seele seines Glaubens, aus ihr erst nahm sein Glaube seine vollbringende Kraft. Der Geist des Bußpredigers ist in Jesus zum Geiste des barmherzigen Samariters geworden, der den Himmel gewinnen mußte, weil er helfen und retten mußte.

Die Johanneskraft hat so im Christusherzen eine sittliche Wiedergeburt erlebt. Vor allem aber ist auch nach der religiösen Seite eine ungeheuere Veränderung eingetreten. Wollte sie im Täufer den sich verschließenden Gott mit der zwingenden Fülle der ihm entgegengebrachten Leistungen sich zum Schuldner machen, den Gewaltigen damit gewissermaßen überwältigen, so ist sie hier wiedergeboren zu der Kindschaftskraft, die sich fest an den väterlichen Ratschluß ihres Gottes hängte. Das Titanische im Glauben des Johannes ist in Jesus zu einem Sinn geworden, der ebenso demütig wie zuversichtlich an der göttlichen Geistessphäre sog und mit seinem Sohnesherzen das Heil und das Leben in seiner Brüder sehnendes Verlangen herniederliebte. Das „Du mußt! du mußt!" ist bei dem Menschensohne die Gewaltsprache des großen Herzens, — erst in dem Gott und Menschen in Liebe zusammendrängenden Willen Jesu vollzog sich die Weihe der Kraft.

In diesem biblischen Präludium liegt die Tiefe der Erdgeistszene, wenigstens der religiöse Wertgehalt, den sie für uns hat, aufgeschlossen da. Haben wir in unserer vorigen Betrachtung noch mehr auf den hinter dem Faust stehenden Goethe geblickt, so wenden wir uns nun dem Faust selbst zu. Wir schauen bei ihm hinein in die starke, schaffenswillige Menschenkraft vor ihrer Wiedergeburt im Geiste Christi: so heiß der Drang des Faust, so gewaltig sein Wille ist, es ist darum hier noch ein unfruchtbarer Lebenswille, und all sein titanisches Drängen mußte scheitern.

1.

Meine Freunde! Wie bei Johannes ist auch im Faust etwas, was das Herz für ihn gewinnt. Sein Heraus aus der pressenden Enge, aus der Untätigkeit eines gebundenen, regungslosen Daseins,

hinaus in die freie Weite, wo es flutet und wogt, hin zur Lebensbewegung und Lebensfülle, wo eine Gewalt ist, die den Menschen zum Wertgefühl und zum Genuß seines Daseins bringt!

Bei dem Täufer ist es das Verlangen, aus den nicht weiter führenden prophetischen Träumen herauszukommen, bei Faust die Sehnsucht, das trockene Sinnen eines ganz nur in unfruchtbare Theorien gebannten Gelehrtenlebens zu sprengen. Bei beiden die hochangelegte Persönlichkeit, die, zum Handeln berufen, hindrängt zur Quelle der Kraftentfaltung.

Diese Faustische Energie des vollgespannten Andringens der Seele auf den Erdgeist, seine Stimme zu hören, sein Antlitz zu sehen — das heißt: mit der schaffenden Kraft im Erdenleben unmittelbare Berührung zu finden — ist uns sympathisch, weil durchaus verwandt. Das ist ein ureigner Zug germanischer Sinnesrichtung und in der Gegenwart wieder so hervortretend. Darin hat Faust heute viele Brüder und Schwestern, der junge Goethe viele Anhänger.

Das Beschwörungswesen in dieser Szene, so fremd es ihnen auch ist, stört sie dabei nicht. Es ist ihnen nur der dichterisch verbildlichende Ausdruck für die Inbrunst seines suchenden Dranges. Ein „mächtig Seelenfleh'n" nennt Goethe die Magie durch den Mund des Erdgeistes. Wir brauchen in unserer Predigt auf dieses zauberische Element als solches also nicht einzugehen. Wir halten uns an das, was für den Dichter dahinter liegt: den heißen Willen, lebendige Fühlung zu gewinnen mit der Natur- und Geisteskraft in der Erdenwelt.

Dieses inständige Verlangen, ein Gewaltiges im Erdenleben, dessen Vorhandensein und kräftigen Anhauch ein kernhafter Mensch spürt, so sich zu eigen zu machen, daß es ihm seine schöpferischen Tiefen erschließen muß,

> Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist:
> Enthülle dich! —

ist für die moderne Geistesart gewissermaßen das, was dem altgläubigen Wesen sein frommer Gebetsansturm auf Gott ist. Ein ähnliches seelenstarkes Ergreifenwollen, aber inhaltlich doch etwas wesentlich anderes.

Denn der Erdgeist, den man ruft, ist nicht die Gottheit, zu welcher der christliche Glaube mit Jesu spricht: Vater im Himmel — wie auch immer man sich diese Jenseitigkeit denken mag. Der

Erdgeist ist nicht der Ewige in seiner Unendlichkeit, nicht der Heilige, als dessen Kinder wir uns wissen. So weit reicht für Unzählige der modernen Menschen der seelische Blick wie die religiöse Befähigung nicht.

Goethe ließ bei der Weimarer Aufführung den Erdgeist darstellen als ein riesiges, den ganzen Hintergrund füllendes Antlitz, das leuchtend, aber umschleiert wie durch Nebel der Erde hindurchblickte. Sein Erdgeist ist die Lebenskraft, die – freilich als Kraft aus Gott – den irdischen Schauplatz unseres Menschendaseins durchwaltet. Der Erdgeist ist das Göttliche im Bereiche des Zeitlichen.

Darauf beschränken sich vielfach die Gedanken der Kinder der Gegenwart, auch ihre religiösen Stimmungen. Aber auch wo dies nicht der Fall wäre und christliche Glaubensweise über das Irdische hinausgeht zu dem Herrn und Schöpfer der Welt, hat die evangelische Sinnesrichtung, soweit sie mit der Zeit lebt, dennoch einen ausgesprochen diesseitigen Charakter. Sie konzentriert ihr sittlich-religiöses Leben um das Gefühl von Gottes Erdennahesein. Mit dem großen Gegenwartsinteresse für das Reale auch ihrerseits dem Sichtbaren zugewandt, hat sie das Bedürfnis, Gott als Erdgeist zu schauen und zu erleben.

So ist der Faustische Drang auch manchem von uns wohl vertraut. Durch unsere ganze Haltung zu Leben und Zeit geht etwas hindurch wie ein Flehen der Seele: Du unerschöpfliche Fülle, aus der Geburt und Tod uns ersteigt, Schmerzen und Freuden und alles, was die Geschichte macht und die Geschicke der Geschlechter bestimmt – du unermeßliche Tiefe, in der alles begründet ist, was unter menschlichem Ringen und Irren immer wieder neue Gestalten der Entwicklung hervorgehen läßt, wo so viele uns noch unbekannte Lebensbedingungen und Zukunftsmöglichkeiten verborgen ruhen, – du großes Geheimnis des Erdendaseins, enthülle dich uns, daß wir dich verstehen, deine Rätsel lösen und ergreifen, was unsern Tagen köstlichen Inhalt verleiht! – Du gewaltiger Erdgeist, berühre uns mit deinem göttlichen Odem, daß wir deine Kraft hineintrinken mögen in unsere Brust und in ihr mächtig uns regen und das vollbringen, was reich unser Lebensgefühl sättigt!

Wer den Faust in seinem Hinausgreifen in die Unendlichkeit des Weltalls nicht zu begleiten vermochte, der bekennt vor der heutigen Szene:

Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein!
Du — Geist der Erde — bist mir näher!

Hier haben wir Boden unter den Füßen und Fühlung mit dem Beschwörer. Hier faßt es dich, der du in schöner Fülle deiner Manneskraft auf dich und deinen Willen vertrauen darfst, mächtig an, daß du, fest das Deine vertretend, der Menschen Feindschaft und des Fortkommens Schwierigkeiten für nichts achtend, deine ganze Persönlichkeit einsetzest, um etwas Großes zu erreichen. Aus Faustens Seele rufst du dem Leben herausfordernd zu: heran mit deinen Kämpfen, herauf mit deinem Widerstand,

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Und auch das heutige Weib spürt hier seine Faustverwandtschaft. Du weißt, was es heißt, vom Erdgeist umwittert zu sein. Das Mädchen, das, aus der Enge des Frauengemachs getreten, sich in Arbeit und Studium einen befriedigenden Beruf zu erringen im Begriff ist. Die Gattin, die des Mannes Hand zur Erfüllung ihrer Daseinszwecke in seiner Tage Lebensfluten und Tatensturm hineingezogen hat. Die junge Mutter, die freudevoll dem Kinde entgegenharrt, das ihr geschenkt werden soll. Ihr alle habt Stunden, wo es durch eure Seele tönt:

Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All meine Sinne sich erwühlen!

— Offenbarungen sind euch zuteil geworden; und was in Lust und Leid an Lebensfülle diesen ersteigt, das reißt ihr an euch mit dem Faustbekenntnis:

Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!

Und an der Pforte ihrer Zukunft steht unsere Jugend. Noch ist es stille um sie, aber dahinter vernimmt ihr Ohr bereits das Gebrause der Stimmen, die sie locken. Es schwirrt durch ihre Phantasie ein Fragen von Bildern, das sie beschäftigt: wie wird's da sein? was wartet auf mich? O so Großes, Herrliches, das ist ihnen

gewiß. Das Leben naht, das wunderbare Leben, jeder junge Morgen sagt es ihnen. Da jubelt es aus ihrer Brust in Faustischer Freude:

Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein!

Doch solch ein nach des Daseins Gütern und Genüssen ausgreifender Durst der Seele ist erst ein Teil vom Faust, und es ist das noch nicht der beste Teil von dem lebenbejahenden Sinne des Germanensohnes. Gerade der Deutsche ist es, der sich mächtig in ihm geltend macht, wenn Faust etwas Größeres kennt als das Begehren, sich seinen Platz an der Sonne zu sichern. Ein Lebensgewinn schwebt ihm vor, der ihm mehr bedeutet als alles Erwerben von materiellen Besitztümern, und ein Lebensgenuß, mit dem alle anderen Freuden des Daseins für ihn nicht in Vergleich kommen.

Ein Mensch von der Seelenart des Faust muß über seines Vorteils Bedürfnis hinaus seine Kräfte spielen lassen. Das Wirken ist sein Element. Doch genügt ihm nicht das Bewußtsein, daß er nur seine Stelle ausfüllt und leistet, was von ihm gefordert wird. Er kann sich nicht damit zufrieden geben, daß er in seinem Berufe treu befunden werde. Soviel das auch ist, er braucht, um glücklich zu werden, mehr als das Gefühl, ein gewissenhafter Arbeiter zu sein: ein Schöpfer will er sein, um „schaffend Götterleben zu genießen". Er hat den Drang – ob im engeren Kreise oder, wenn die Verhältnisse es ermöglichen und ihm die Fähigkeit der geistigen Ausdehnung verliehen ist, auch in die Weite hinaus – neues Leben heraufzuführen.

Er trägt und hegt eine Welt in seiner Brust. Die verlangt nach Gestaltung und nach Geburt, nach lebenumbildendem Eingriff in das Bestehende. Durch seinen Geist wandeln Erscheinungen von dem, was noch nicht ist, was aber noch werden muß, und seine Ideen sind seines Lebens treibende Kräfte. Sie zum Ausdruck zu bringen und ihnen zum Durchbruch zu verhelfen, das ist es, was ihn zum Erdgeist zieht.

Wer ruft mir?

spricht aus der Tiefe die Stimme der über Werden und Gelingen gebietenden Macht. – – Der Wille zum Fortschritt! Der Trieb nach Entwicklung! Das Recht des Erzeugers! so unsere Antwort. Da bebt es um uns im stillen Kämmerlein, und Flammen röten unsere

Wangen: der Gewaltige steigt herauf, der Erdgeist sagt sich uns zu in göttlicher Berührung, unser Lebensgefühl wird zu vollbringender Schaffensinbrunst.

Ich weiß nicht, ob du das kennst? Ich rede nicht nur von außerordentlichen Geistesheroen, von hervorragenden Dichtern und Denkern, von bahnbrechenden Staatsmännern und Führern, von seltenen Entdeckern und Erfindern; nicht allein von den Großtaten, die den Vorzug haben, daß sie unsterblich fortklingen werden in der Menschenwelt. Ich rede zugleich von der kleinen Beisteuer, die in allen Kreisen Tausende leisten an dem Werke, unser Geschlecht weiterzubringen, bis hin zu dem stillen beseligenden Schaffen des Mutterherzens, das da fühlt, wie unter ihrem bestimmenden Einfluß sich in ihrem Kinde eine Charakterentscheidung vollzieht und eine neue, viel versprechende Lebenskraft in dem Sohn, in der Tochter erwacht. Ich rede von jedes tief angelegten Menschenlebens heiligsten Stunden, von den Stunden, da wir in irgendeiner Beziehung Schöpfer sind.

2.

Dieser Faust mit seiner „Fülle der Gesichte", er scheint so recht das charakteristische Bild unserer produktionsfrohen Gegenwart zu sein. Begegnet man ihm heute nicht auf allen Gebieten, vornehmlich in der Kunst und in der poetischen Literatur und unter den Schriftstellern, die sich mit der Frage der Welt- und Lebensanschauung beschäftigen? Überall ein Suchen nach neuen Wegen, überall das heiße Bemühen, den Erdgeist zu beschwören, daß er ihnen die Werte der Zukunft entdecke.

Besonders ist das der Fall bei jener Geistesrichtung, die, unter dem Einfluß des Nietzschegeistes mit allem Hergebrachten zerfallen, vom Christentum sich feindselig loslösend, eine Religion des Häckelschen Monismus und eine Ellen Keysche Moral vertritt. Dieser Radikalismus ist stark von Faustischer Stimmung beseelt. Er fühlt sich als die eigentliche zum Schaffen berufene Kraft der Zeit; er ist fest davon überzeugt, daß eine neue große Welt aus ihm hervorgehen muß. Sie zutage zu bringen, ist sein eifriges Bestreben. Sein Arbeiten ist ein Wühlen in dunkle Tiefen hinein, manche seiner Erscheinungen sind wie ein Pochen an die mystische Sphäre der Erd-

geistoffenbarung. Wird es ihm aber nicht gehen wie dem Faust? Die Szene läuft ja doch nicht auf Fausts Anerkennung hinaus, sie führt vielmehr zur Ablehnung des Rufenden. Goethe stellt uns hier die Tragödie des Unvermögens einer das Höchste wollenden Menschenkraft vor Augen.

Der Radikalismus ist eine Geistesbewegung von unleugbar hohem Sinn. In seinem starken Willen zu frischem Leben und in seiner idealistisch drängenden Lust, Großes zu vollbringen, liegt ein Edelgehalt. Ich kann mir wohl denken, daß Gott seine Hand über ihm hat, wie über dem Faust: es ist wohl etwas darin, was der Ewige braucht, um das Seelenleben der Menschheit aus alten Banden heraus zu neuer Entfaltung kommen zu lassen. Dann wird er diese Geister sich dazu heranzuziehen wissen, wie in der Dichtung der Herr auch mit Faust seinen Ratschluß zum Ziele führt.

Aber diese Richtung, was sie in ihrer Denkweise und in ihrem Wesen bis jetzt ist, ist ganz gewiß noch nicht der Führer zur Zukunft und diese Zukunft selbst; sie vermag nicht das Geringste hervorzubringen, was der Menschheit zum Heil dienen könnte. Sie ist noch keine schöpferische, sondern vielmehr eine lebenzerstörende Macht, gerade so wie der Faust, welcher schaffendes Götterleben genießen wollte, bald zum Vernichter von Menschenglück und Menschenleben werden wird. Was in dem Radikalismus sich geltend macht, ist der noch nicht erlöste Faust mit all dem Ungeläuterten und Ungereiften, das dem Faust hier eigen ist.

Liebe Gemeinde! Drei Züge kennzeichnen mehr oder weniger jede große Menschenkraft, die sich für eine schöpferische Kraft hält, es aber tatsächlich nicht ist oder nicht mehr ist oder noch nicht geworden ist.

Faust begrüßt den Gewaltigen, als dieser erscheint, mit dem Zustimmungsruf:

> Der du die weite Welt umschweifst,
> Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

— wie innerlich nah'! wie wesensverwandt deinem wogenden und flutenden Sinn in seinem beständig wechselnden Drang! In diesem Auf und Ab, in diesem unruhigen Hin und Her deiner Schaffensfreude, wie gleiche ich dir!

Da wird ihm aus der Tiefe der Schöpfung die Antwort zuteil:

> Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
> Nicht mir!

Der Seelenart, wie sie im Faust sich zeigt, wird trotz allem, was in ihr Großes schlummert, mit diesem Worte vollständig das Verständnis für göttliches Wirken abgesprochen. Ihr Tun ist nervös abspringende Vielgeschäftigkeit, ihr Geistesleben ein unbestimmtes Gären, ein Tasten ohne Klarheit, ihre Manier ein zielloses Treiben. Und darauf bildet man sich im Radikalismus viel ein, das gilt als genial, damit fühlen sich manche als die Erwählten der heiligen Kraft, – und es ist doch nur ein Abbild der inneren Zerfahrenheit!

Ja, der Erde gewaltiges Leben ist allerdings ein Gewirr drängender, schweifender, flutender Kräfte, ein ruheloses Werden. Aber an diesem sausenden Webstuhl der Zeit sitzt der zielbewußte Gedanke und wirkt unter diesem scheinbaren Durcheinander der Triebe ein herrliches Werk. In diesem ruhelos auf- und abtreibenden Prozeß herrscht die tiefe Ruhe des harmonischen Planes und des ihn ausführenden sicheren Geisteswillens.

Alles große Schaffen auch unter uns Menschen ist unruhige Bewegung, aber es wird doch nichts geschaffen denn aus der Ruhe eines in sich stillgewordenen Herzens heraus. Wo es im Inneren noch wirrt und tobt in Leidenschaft, in Unzufriedenheit mit seinem Los, in ehrgeizigem Begehren, in Hader und Haß, in jugendlicher Unreife der Ideen, in unsicherem Schwanken der wechselnden Stimmungen, im Hin- und Hergreifen des Sinnes, der nicht weiß, was er soll und was er will, da ist, was daraus hervorgeht, nichts wert. Da drinnen muß die sichere Bestimmtheit wohnen, die klare Empfindung, der geläuterte Sinn und die Gelassenheit, die sich mit dem Leben zurechtgefunden hat, – alles Kinder des Friedens.

Der Friede mit Gott verleiht der Kraft die schöpferische Weihe. Dieser Friede, der Zucht ist über unsere Triebe und Versöhnung mit unserem Geschick und Einklang mit dem heiligen Liebesplan des Weltgrundes, aus dem wir erstiegen sind. In diesem frommen Stillesein der Seele mitten unter all den Stürmen, die uns umtoben und die wir selbst heraufführen müssen, werden wir stark sein. Alle Sturmgebieter, alle Erdgeistbeschwörer, alle gewaltig Vermögenden – die großen religiös schöpferischen Geister voran – haben diese

Stille der Brust besessen, die wilden Schwarmgeister dagegen sind wirkungslos dahingegangen. Nach diesem klärenden und festigenden Stillewerden in Gott, wie einer sich Gott auch vorstellen mag, muß der starke Wille trachten, wenn er Leben hervorbringen will. Zu solchem Herzensfrieden muß alle Faustische Kraft unserer Zeit wiedergeboren werden.

Im weiteren weiß sich der Erdgeist von Faust geschieden durch sein dienendes Wirken. Er fühlt sich als ein Glied im großen Allgefüge, bestimmt, der Gottheit zu weben ihr lebendiges Kleid. Die Hingabe an das Ganze, also im Menschenherzen der Sinn, der seines Daseins Zweck nicht nur in sich, sondern gerade seine höchsten Lebenszwecke in den anderen sucht, gibt der Kraft das schöpferische Vermögen, während der sich selbst genügende Individualismus bei aller Kraft weihelos und unfruchtbar bleibt.

Und jener Faust unserer Tage ist ein solcher Individualist, dem zunächst noch ganz die soziale Herzensrichtung abgeht. Er kennt nicht das Bedürfnis, zu geben, zu fördern, zu helfen. Er vermag keine Adventsstimmung um sich zu verbreiten, nichts von der frohen Ahnung, daß, was die arme, bedrängte Menschheit ersehnt und was die Herzen brauchen, um die Welt zu überwinden und glücklich zu werden, durch ihn sich verwirklichen wird. Was ihm als Erfüllung vorschwebt, ist eben nur die Negation des Bestehenden; er ist vorerst einmal nur ein Geist der Kritik.

Kalt weht es einen aus diesen Regionen an, auch wo der Radikalismus in schönen Gefühlen schwelgt. Es sind verschwommene Gefühle, die nicht wirklich im Gemüte begründet sind. Wo der Einfluß dieser Richtung eine Familie oder einzelne bestimmt, sie in ihrem Denken und Empfinden innerlich beherrscht, da sinkt das Gemütsleben bald auf Null. Zwar scheint sein Leben ein Wollen aus glühender Seele zu sein, doch diese Glut ist wesentlich nur des Hasses Glut. Man macht sich heiß durch einen eifernden Zorn gegen das Bestehende, besonders gegen das christliche Religionswesen. Das ist aber nicht der heilige Zorn des Religionsstifters, der aus dem Herzen kommt. Denn wo der ist, da paart er sich mit der Liebe, — und die eben vermißt man hier so sehr.

Blicken wir auf unsere Dichtung. Faust ist ein reicher Geist, der auf alle Höhen, in alle Tiefen dringt und die ganze Welt umfaßt; aber Menschen, Mitmenschen sieht er in dieser Welt noch nicht.

Was ihn zum Schaffenwollen treibt, ist nicht des Herzens Heil sinnendes Sorgen für andere, sondern – wie er es nachher in seiner Verzweiflung ausspricht – lediglich das Verlangen, daß er

Sein selbst genoß, in Himmelsglanz und Klarheit.

Das ist der einzige Lebenszweck dieser Art von Individualisten. Dies der Drang, der sie in ihrem Tun und Treiben bestimmt, auch in ihrem besten. Sie arbeiten, aber weil es ihnen Befriedigung verschafft, andere Beweggründe haben sie dabei nicht. Sie verrichten vielleicht große, schwere Werke, aber weil es ihnen Gelegenheit zur Selbstbewunderung gibt, Höheres erstreben sie dabei nicht. Ein solcher Mensch braucht nicht gerade ein Egoist zu sein. Dieser stößt die Welt in gemeiner Gesinnung von sich und mißbraucht die Menschen zu seinem Vorteil. Er dagegen ist möglichenfalls ein Mensch von idealer Haltung. Nur spricht der Gedanke an die anderen in seinem Denken und Streben noch in keiner Weise mit. Er kennt keinen Auftrag in der Gesellschaft und für die Allgemeinheit, er lebt nur sich und ist sich selbst genug.

Daher soviel Ungesundes im Radikalismus. Tausend Dinge würden da nie geschrieben werden, ja man würde sie nicht einmal denken können, wenn man seine Mitmenschen in Herz und Seele trüge. Gewiß soll die Wahrheit sich nicht durch Rücksichten binden lassen. Andererseits erkennt aber doch der Geist, was wirklich Wahrheit ist, gar nicht, wenn er nicht in der Liebe steht: er schweift dann hinaus in viel Irrtum und Selbsttäuschung.

Mir sagte einmal eine Autorität in seinem Fach, man könne kein bedeutender Mathematiker sein, wenn man nicht musikalisch wäre. Beides scheint gar nichts miteinander zu tun zu haben, und doch überzeugten mich seine Ausführungen, daß man in der Harmonie Fühlung gewinnt mit der Deutung der Rätsel jener Wissenschaft. So kann man auch kein wirklicher Philosoph, kein zuverlässiger Denker in den Fragen der Lebensanschauung sein ohne Herzensgüte. Selig sind, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.

Die Liebe versetzt die Kraft in innere Verbindung mit dem schaffenden Leben. In dieser Liebe, die da spricht: O meine Brüder, ich möchte euch was sein, mein Volk, ich möchte dich segnen und

dir schenken, was dich reich und glücklich macht! – in der Christusliebe muß der Faustische Geist unserer Zeit seine Wiedergeburt suchen.

Ein Drittes, meine Freunde: zu allem Schaffen gehört natürlich Selbstgefühl. Wer sich nicht fühlt in seiner menschlichen Herrlichkeit, wird ganz gewiß nicht das Gefäß sein können, in das die Schöpfung reiches Leben gießt. Soweit sind wir vollständig mit dem starken Persönlichkeitsbewußtsein und der hoch aufgerichteten Haltung der Faustischen Regungen der Gegenwart im Einklang.

Vorüber sind für uns die Zeiten, wo sich der Christ, unter dem Einfluß einer jämmerlich hoffnungslosen Lebenslage zerknickt und verelendet, in der Empfindung, nichts sein und leisten zu können, als armseliger Erdenwurm vorkam. Wir haben uns aus der Selbstunterschätzung, die solche miserable Auffassung des Menschenwesens als fromme Demut ausgab, aufgerichtet. Uns gilt das als kein christlich echtes Gefühl mehr. Denken wir auch an unsere menschliche Hinfälligkeit und Ohnmacht, auch an den Wankelmut und die Staubestendenz im Menschenherzen, an all sein Sündigen und Fehlen, so steht doch dem soviel gegenüber, was schön und groß in unserer Natur ist, und vor allem auch die hohe Bestimmung, von der unsere Seele weiß, die aufwärtsdrängende Flügelkraft unseres Lebens. Das läßt uns mit dem Worte der Erdgeistszene sprechen:

Ich Ebenbild der Gottheit!

Dieses Wort kann freilich einen sehr verschiedenen Ton haben, vom bangen Zagen bis zum kühnsten Wagen, vom kaum es sich zutrauenden Glauben bis zur erfahrungsfrohen Überzeugung. Wer aber dabei auch denken darf an ein schaffendes Wirken und Vermögen, das ihm gegeben ist, der wird es aus seiner Brust erklingen lassen im Jubelton der kraftvollsten Selbstgewißheit.

Doch mit dieser Selbstbehauptung verbindet sich für den Christen stets ein Gefühl tiefster Demut. Wir schreiben damit, was wir sind und haben, dem Vater zu, der sein Gottesbild in unsere Seele hineingebildet und uns gewürdigt hat, dadurch seine Werke vollbringen zu können: durch seine Gnade bin ich, was ich bin! Wir bekennen, daß, was wir wirken und leisten, nur sein

guter, heiliger Geist in uns zustande bringt, und daß wir etwas vermögen, nur solange er seine Hand über uns hat und sein Wille es uns zugedacht hat: seine Kraft ist in dem Schwachen mächtig!

Ist das auch bei Faust der Sinn des Wortes vom Ebenbild der Gottheit? Wie er es vielmehr meint, sagt sein verwegner Ausruf:

> Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
> Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!

Hier steht Nietzsche vor uns in der ganzen Vermessenheit, zu der er die von ihm berauschten Geister unserer Zeit aufgeblasen hat. Stammt ja doch auch das Losungswort dieses krankhaft überspannten Selbstgefühls „Der Übermensch" aus unserer Faustszene. Zum Titanen läßt ihn Goethe sich aufrichten, der von sich abstreift den Erdensohn und in frevelndem Hochmut der Gottheit im Erdgeist entgegenhält: was du bist, das bin auch ich, nichts weniger als du!

Sehr richtig zeigt uns aber auch der Dichter, daß das dem Faust nicht aus tiefster Brust kommt. So denkt er denn doch nicht in Wirklichkeit über sich. Das muß ihm, wenn nicht Wahnsinn seinen Geist umnachtet, ein einziger Blick auf seine menschliche Beschränktheit verbieten. Es ist nur ein Erzeugnis des Erbebens der Welle, die vor dem Meere erschrickt, der Kreatur, die vor dem Schöpfer – weil sie eben jene christliche Glaubensstellung zu ihm verloren hat – „in allen Lebenstiefen zittert". Um vor einem erbärmlichen Zusammenschrumpfen des Selbstgefühles, das vor der riesengroß ihr nun unerträglich werdenden Erscheinung sie ergreifen will, sich zu retten, nimmt sie ihre Zuflucht zur Exaltation:

> Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
> Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!

Ja, künstlich erzeugte exaltierte Stimmung, das ist es, was so vielfach jene Kreise des mit dem Christentum zerfallenen Übermenschentums charakterisiert. Daraus geht aber keine Schaffenskraft hervor, das wird vielmehr auf die Dauer zum Tode aller großen Seelenkraft! Hier gibt's nur eine Rettung und einen Weg der Erlösung zu wahrer Lebensentfaltung: die Wiedergeburt des Faustsinns zu religiös demütigem Hochgefühl.

3.

Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen, – heißt es im Johannesevangelium. Von dieser Wiedergeburt selbst steht natürlich in unserer Dichtung, soweit sie uns heute vorliegt, nichts. Blicken wir aber auf den Ursprung der Erdgeistszene in dem Dichter, so wird sie uns darüber doch noch etwas zu sagen haben.

Der junge Goethe hat – wie wir wissen und jeder es merkt – das Bedeutende seiner in Anlage und Richtung so großen Seele in die Faustgestalt hineingelebt. Zugleich aber auch manches, was er als eine Bedrohung seiner schaffenden Kraft und seiner Persönlichkeit erkannt hatte und wovon er sich dichtend befreien wollte. In seinem Dichterwerk vollzog sich an ihm ein Erlösungswerk, zu dem in Straßburg Herder den gewaltigen Anstoß gegeben hatte.

Als der Jüngling zur Vollendung seiner Studien dorthin gezogen war, schrieb sein begeisterter Anhänger Lavater an Gottfried Herder, der in Straßburg weilte: „Rette mir Goethe, den Unvergleichlichen; du kennst ihn, den fruchtbar Erhabenen – Einzigen!" Wir werden wohl diese besorgte Bitte dahin zu verstehen haben: rette ihn von den Gefahren seines Genies, er wandelt an Abgründen!

Der Goldschatz seines Innern glühte noch und flutete beängstigend durch die junge Seele, mehr eine Qual für sie als ein Glück. Das war ein ruheloses und zerfahrenes Schweifen, ohne Ziele vor sich zu haben, ein starkes Wollen noch ohne leitende Gesichtspunkte, ein Schaffensdrang noch ohne große Gedanken, die es zu verwirklichen galt. Er wußte nicht, was er mit seiner genialen Kraft anfangen sollte; sie konnte sich in Verschwommenheit und Unwahrheit, in das leere Nichts, zur Unfruchtbarkeit verirren. Und unter dem dunklen Gewirr seines Innern nahm sein Wesen in Selbstgefälligkeit und Selbstgenuß und Selbstüberhebung Erscheinungen an, die gar nicht seiner wirklichen Natur entsprachen: seinem Bedürfnis des ehrfürchtigen Aufblickens zu einem Höheren, seinem weltoffenen Sinn, seinem menschenfreundlichen Herzen.

Da hat Herder, von dessen anregender Förderung des jungen Genies wir früher schon gesprochen haben, an ihm zugleich *eine wahrhaft zusammenrüttelnde Kritik* geübt. Er hat das Ungesunde und Unechte, das Widerspruchsvolle und Entgeistigende in der Sinneshaltung des Freundes derart zerzaust, daß Goethe sich,

wie er gesteht, vor ihm seelisch geradezu gewunden hat und sich oft zwingen mußte, den ihm so überlegenen Genossen, zu dem es ihn doch mächtig hinzog, wieder aufzusuchen. Aber dieser Verkehr mit Herder wurde ihm der Beginn einer Wiedergeburt.

Nun kehrte er in die Heimat zurück. Er ging an die Ausführung des großen Planes, der ihm in Straßburg entstanden war. Als er an die Erdgeistszene kam, schrieb er darin das Gericht seiner jugendlichen Vergangenheit nieder, indem er – in Erinnerung an das Durchlebte – seinen Faust von dem Gewaltigen derart niedergedonnert werden läßt, daß er vor diesem dasteht wie „ein furchtsam weggekrümmter Wurm".

Damit scheidet sich Goethe von dem Übermenschen im Faust, so daß nun in der weiteren Entwicklung des Dramas in dieser Gestalt wohl alles Große und Gute, was dem Dichter eigen war, sich spiegelt, aber sie doch nicht mit dem jungen Dichter identisch ist. Vielmehr ist dieser Faust der Goethe, wie er geworden wäre und was er angerichtet hätte und wie es ihm hätte ergehen müssen, wenn in Straßburg nicht der Christusgeist, den er trotz seiner Bibel und seinem Pietismus noch gar nicht gekannt hatte, der erst hier in dem freisinnigen Herder ihm lebendig entgegengetreten war, eine Gewalt der Erneuerung über ihn gewonnen hätte.

Auf eine weite Strecke hin – bis über die Katastrophe der Gretchentragödie hinaus, wo dann im zweiten Teil der Dichtung Faust und Goethe wieder mehr zusammenfließen – trennen sich die Wege der beiden. Faust stürmt in seiner Vermessenheit auf abschüssigen Bahnen dahin und wird zum Zerstörer, Goethe steigt auf zum Schaffen und zu immer lichterem Sichentfalten. Er hat sich in dieser menschlich-dichterischen Wiedergeburt die Bahn freigemacht zu dem großen Menschentum, wie er es später verkündet hat:

> Im Grenzenlosen sich zu finden,
> Wird gern der Einzelne verschwinden.
> Da löst sich aller Überdruß:
> Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
> Statt lästigem Fordern, strengem Sollen,
> Sich aufzugeben ist Genuß.

So tritt zum Schluß unserer Betrachtung aus Jesu Hochwertung des Täufers nun noch der Gedanke „dennoch ist der Kleinste im Himmelreich größer denn er" in die von Goethe ausgehende Be-

leuchtung. Die christliche Läuterung und Vergeistigung der Kraft ist ein Kleinwerden. Nicht an innerer Bedeutung, nicht an Selbstgefühl, das ganz gewiß nicht, aber ein innerliches Kleinerwerden durch Selbstbescheidung und Selbstzucht, durch seelische Sammlung und Abstoßung wuchernder Triebe, durch dienende Gesinnung und demütige Einordnung in Gottes Willen und Gottes heiliges Wirken! Um wieviel ist doch Goethe, je mehr er seiner Reife entgegenging, kleiner geworden als der ausschweifende Geist des den Erdgeist zwingen wollenden Titanen, der er einst gewesen war und für immer hätte bleiben können! Aber was hätte sein Volk, was hätte die Menschheit von dem gehabt? –

Dieses Kleinwerden ist die wahre Größe, die das Größte schafft. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn unseres Gottes, der der Schöpfer ist und uns teilnehmen lassen will am Schaffen, gelobt sei Christus unser Krafterlöser!

Amen.

7.

Die Bibel zu! — eine Stimme aus der Tiefe der Religion

Im Advent

Jesus kam gen Nazareth, da er aufgewachsen war, und ging in die Synagoge nach seiner Gewohnheit am Sabbathtage und stand auf und wollte lesen. Da ward ihm das Buch des Propheten Jesaias gereicht. Und da er das Buch herum warf, fand er den Ort, da geschrieben steht:

„Der Geist des Herrn ist über mir; denn er hat mich gesalbt, den Armen frohe Botschaft zu künden, zu heilen die zerstoßenen Herzen, den Gefangenen anzusagen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie wieder sehen sollen, und den Geschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen. Und auszurufen das angenehme Jahr des Herrn.“

Und er tat das Buch zu, gab es dem Diener wieder und setzte sich. Und aller Augen in der Versammlung waren gespannt auf ihn gerichtet. Und er fing an zu reden: Heute ist diese Schrift, die eure Ohren vernommen haben, erfüllt!

Und sie gaben alle Zeugnis von ihm und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen, und sprachen: Ist das nicht Josephs Sohn?

Lukas 4, 16–22.

Die erste Faust-Wagnerszene

(Mit Rückblicken auf den Eingangsmonolog des Faust)

1.

Liebe Gemeinde! Wir kommen heute zu der prächtigen Szene, wie Faust in der Nacht von seinem Famulus, der die qualmende Studierlampe vor sich herträgt, beschlichen wird.

> Daß diese Fülle der Gesichte
> Der trockne Schleicher stören muß!

Es ist bekannt, daß die Gestalt des Wagner dem jungen Dichter Gelegenheit geben sollte zu scharfen Urteilen über die geistlose Behandlung der Wissenschaft, wie er sie in manchem Hörsaale des alten Straßburg gefunden haben wird. Er wollte damit den damaligen zwar wissensreichen, aber doch vielfach so seelenlosen Universitätsbetrieb treffen. Aber es ist mir kein Zweifel, daß die hier erhobenen Vorwürfe sich zugleich an die kirchliche Adresse richten. Er läßt darin auch dem ganzen Unmut seines von der Kirche der Zeit unbefriedigt gebliebenen jungen Herzens die Zügel schießen. Und von dieser Seite gewinnt das Gespräch für uns hier Interesse.

Den Wagner wird man sich nach der Art seiner Selbstvorstellung, er sei gekommen, um aus Fausts „Deklamation" etwas zu profitieren, der Pfarrer könne beim Komödianten in die Schule gehen, wenigstens hier in dem Jugendwerk als einen Theologen zu denken haben. Auch spricht dafür seine Berufsauffassung, daß er einmal „die Welt durch Überredung leiten" müsse. Dieser zukünftige Diener der Kirche ist ein ebenso beschränkter wie eingebildeter Geist. Dabei denkt er doch von seiner dereinstigen Aufgabe recht klein und äußerlich. Viele und geschickte Worte — überreden — darauf richtet er sich ein. Die geistigen Machtmittel des Überzeugens liegen außerhalb des Horizonts seiner Gedanken und Kräfte. Nach

Schönrednerei, die die Leute berauscht, steht ihm der Sinn, denn „der Vortrag macht des Redners Glück". Tiefere Seelenbedürfnisse, die zu befriedigen sein werden, kennt er gar nicht. Die Hauptsache ist das Fortkommen; man muß zu erspähen wissen, was „heutzutage viel wirkt".

Dabei denkt man wohl an jene aalglatte Geschmeidigkeit, die sich, ohne von der eigenen Überzeugung dazu bestimmt zu sein, im orthodoxen Glaubenswesen bewegt, vielleicht auch mit Feuereifer für die konservative Sache eintritt, weil sie sich sagt, daß das bei der heutigen Strömung am leichtesten vorwärts bringt. Und solche armseligen Wichte gibt es ja allerdings auf der Rechten. Aber die gibt es auch auf der Linken: Theologen, welche freisinnig sind aus Berechnung oder doch die Art ihres Freisinns chamäleonartig ganz nach dem Charakter der Kreise, auf die sie spekulieren, einzurichten wissen und nun genau nach dem eben geschilderten Wagnerschen Rezept Studium und Amt betrachten. Liberale Schönredner mit viel Suade, aber ohne Seele, die über allerlei Mittelchen des Leutegewinnens, aber über keine Ideale verfügen. Und gerade diese meint hier Goethe. Wagner ist ein freisinniger Theologe, der im „kritischen Bestreben" lebt und im Sinne der Aufklärung seine Freude daran hat, zu sehen, wie das Zeitalter es „so herrlich weit gebracht hat". Irgend ein rationalistischer Kanzelredner Frankfurts oder Straßburgs wird ihm dazu Modell gestanden haben.

Dabei greift der junge Dichter dann aber über die theologische Richtung hinweg und faßt die Kirche überhaupt ins Auge. Nach seiner Erfahrung kann sie nicht „Herz zu Herzen" schaffen. Sie vermag nicht mehr die Seele des Volkes zu finden, weil sie vom Glauben anderer lebt: von dem religiösen Leben früherer Geschlechter, das sie nur immer wieder in anderer Gestalt den Zuhörern zurechtmacht. So steht es deutlich in und zwischen den Zeilen zu lesen. Was der Prediger gibt, ist nicht eigenes Leben aus dem Fühlen und Denken eines Gegenwartsmenschen; es ist zusammengeleimt und ein mühseliges Lebenerquälen, das einem in seiner Zusammenhangslosigkeit mit den Fragen der heutigen Welt oft wie wertloses „Schnitzelkräuseln" vorkommt. Dabei ist die Kirche der großen Vergangenheit, die ihr eigentliches Element ist, nicht mal mehr gewachsen. Was sie als deren Geist vorbringt, ist nur ein verdünnender Ersatz aus „der Herren eigenem Geist". Darum wirken die Kanzelreden, die Goethe gehört hat, altgläubige wie freisinnige,

— unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Das alles ist ein Echo von der Tendenz der Erneuerung der Theologie und der kirchlichen Predigt, wie sie dem jungen Goethe in Straßburg begegnet war. Hatte ihn dort der Ästhetiker Herder in Fühlung mit dem aufstrebenden Werdedrange der deutschen Volksseele gebracht, so war auch der daraus aufsteigende Ruf des Kirchenmannes Herder tief in des Dichters Seele gedrungen. Die religiöse Sehnsucht der Zeit stand mit Pate in der Stunde, da der Genius ihm den Faustgedanken zum Leben weihte.

Nun ging aber wohl bei Goethe diese Idee der Verlebendigung der Religion aus dem Gegenwartsleben und aus des Volkes innerster Natur heraus über das von seinem theologischen Freunde Gewollte hinaus. Der Dichter griff das Übel der kirchlichen Lebensentfremdung an der Wurzel an, indem er den Wert des kirchlichen Christentums als Buchreligion in Frage stellte:

Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Das sei nun das Wort, das in den Mittelpunkt unserer Betrachtung trete. Es erscheint mir in diesen Tagen der großen, auf kirchlichem Gebiete vorgehenden Wandlungen als eine Stimme des Adventsgeistes, an der die Goethepredigten nicht vorübergehen dürfen.

So spricht derselbe Goethe, der, erfüllt von Dankbarkeit für all das Herrliche, was uns durch die Bibel zuteil geworden ist, davon überzeugt war, daß „der menschliche Geist, mag er sich auch erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, nicht herauskommen wird".

Trotz dieser Hochschätzung der Bibel mußte es einem für Leben und Entwicklung so aufgeschlossenen Geiste als ein Unding erscheinen, daß die reformatorische Kirche sich die bleibende Verpflichtung zur Schriftkirche hatte auferlegen lassen. Aus diesem Worte wider das leblose Pergament, das ja sich zunächst gegen die Überschätzung der Urkunden des Geschichtsstudiums richtet, in dem aber unver-

kennbar auf die Bibel als die heilige Urkunde des Glaubens hingewiesen wird, deren Leben in der Kirche so leicht mit dem Glauben selbst verwechselt und zum Ersatz des eigenen religiösen Lebens gemacht wird, erklingt uns die Mahnung: die Bibel zu!

Wem dieser Gedanke etwa anstößig erscheinen sollte, der sehe auf unsere Lukaserzählung. Jesus verliest im Gottesdienst die große Adventsverheißung des Propheten. Und dann nahm er sie durch? legte sie aus? wendete sie an? – nein, er hat eine ganz andere Auffassung von seinem Berufe als die, der Gemeinde biblische Erbauungsstunden zu halten: er tat das Buch zu.

Wohl wird in seiner „holdseligen" Rede manchmal ein Ton aus der großen Hoffnungsmelodie vergangener Zeiten mitgeklungen haben. Wohl werden die Zuhörer, ob er schon den Schrifttext kaum wieder erwähnt haben mag, unter Jesu Worten die Empfindung gehabt haben, mit den Gottesgewalten, die einst in der Brust des Jesaias mächtig gewesen waren, in engster Verbindung zu stehen. Aber was sie aus seinem Munde zu hören bekamen, war nicht der Glaube des Jesaias, nicht die Sprache des heiligen Buches, nicht die fromme Art der Rabbis. Ganz profan mag es dem an die Predigten der Schriftgelehrten gewöhnten Geiste vorgekommen sein. Es war das Heute und Hier, es war die Welt und das Leben, sein und ihr Leben, es war – ganz unabhängig von den überlieferten Gefühlen, Gedanken und Ansichten der Bibel – die Herzensaussprache eines Menschen aus ihrer Stadt und ihrer Zeit. Eines Geistes, der nicht, wie es die Theologen auszudrücken lieben, unter dem Gehorsam der Bibel stand, sondern, ob schon tief in ihr gewurzelt und aus ihr erwachsen, doch durchaus über der Bibel seine Stellung hatte und mit ihr sehr frei umging.

Gewiß wird es da Leute gegeben haben, die darüber den Kopf schüttelten. Nein, so redet man doch nicht am Sabbath vor der Gemeinde des Herrn! Dazu kommt man doch nicht in die Synagoge, um sich solche Dinge sagen zu lassen! Man merkt's, er ist kein rechter Theologe, er ist in die Tiefe Gottes nicht eingedrungen, er ist und bleibt doch der Sohn Josephs des Zimmermanns.

Aber das waren nur die Kirchenschnecken, die von dem Schriftgehäuse nicht loskamen. Das Volk von Nazareth spürte es, wie unter dieses Mannes Geistesweihe eine höhere Kraft sie berührte. Ihre Seele leuchtete immer mehr auf in reichem, ihres Gottes ge-

wiß werdendem Leben. Und als man von hinnen ging und das Empfangene überdachte, da faßte es sich — so meint's der Evangelist hier — für sie dahin zusammen: Wir haben mehr, als uns die Heilige Schrift geben könnte; die lebte noch in der Hoffnung, ihre Hoffnung weckte unsere Sehnsucht, unsere Sehnsucht schaut jetzt die Erfüllung.

Ach, daß doch die evangelische Kirche vor unsern Zeitgenossen diesen Christus, der aller Herzen innerstes Verlangen erfüllungsfroh stimmte, zum Reden bringen könnte! Siehe, der Lebendige steht vor der Tür und klopfet an. Er will eintreten in die Kirche der Gegenwart. Und das erste, was er tun wird? — er tut das Buch zu, er spricht mit Goethe:

Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

2.

Meine Freunde! Durch das Gespräch mit Wagner weht noch etwas von der pressend dumpfen Kerkerluft der Stimmung, die Faust in seinem Eingangsmonologe erfüllt hatte. Sie weht auch über dieses Wort hin. Er fühlt sich, und zum Teil auch der damalige Goethe mit ihm, in allem beengt und bedrückt, auch in der Bibel. Auch darin ist keine Stillung des Durstes, und auch in bezug auf die Heilige Schrift meint wohl Faust das Wort:

Heiße Magister, heiße Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum!
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.

So mag es wohl einem zumute sein, der mit dem alten Bibelglauben im Widerstreit, doch zu schwach, dem Zwange des Kirchengeistes zu widerstehen, sich fügt und etwas vertritt, was gar nicht sein innerstes Leben ist. Aber zahllose Theologen haben, wenn sie die biblische Welt zum Inhalt ihrer Predigt machen, gar nicht das Gefühl der Geisteseinzwängung. Sie nennen sich bibelgläubig. Im Grunde aber ist es nur der frische, frohe, freie Geist

des Evangeliums Christi, in dem ihre Seele lebt. Daneben haben sie sich unbewußt aus der Gegenwart doch allerlei angeeignet, was ganz und gar nicht biblisch ist, und woraus ihnen im Innern Quellen des eigenen Gott-Erlebens aufbrechen, welche die Brust mit Freude und Befriedigung erfüllen. Die strömen nun hinein in das Wort des Redners, der der Gemeinde nichts anderes wie die Heilige Schrift zu verkündigen wähnt. Sie durchdringen, was er auch daraus nimmt, sie umfluten das bemooste Gestein und überspülen es mit verjüngendem Leben. Da hat man dann in diesen altkirchlichen Kreisen, zufrieden damit, daß man die alten Glaubensvorstellungen, die alten biblischen Geschichten, Begriffe und Gedanken hört, und ohne zu merken, daß es in Wirklichkeit etwas ganz anderes ist, was da so lebendig zum Herzen spricht, den Eindruck, — und der Prediger selbst bildet es sich ein — daß es der gute alte Glaube der Bibel sei, der

— mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Mag sich nun aber auch der altfromme Sinn in der Bibelwelt wohl und frei fühlen, besonders wenn ihm so, vom eigenen Auge nicht bemerkt, vom Prediger nicht gewußt, alle Anstöße weggeschoben, alle Härten verdeckt, alles Fremdartige umgedeutet, alles hübsch modernisiert, vergeistigt und verklärt wird, — die Unzähligen, die diese Fähigkeit, etwas anders zu sehen, als was dasteht, nicht besitzen, und die eben klare Wahrheitsaugen haben, auch der Bibel gegenüber, leiden in der Bibelwelt Goethisch-Faustische Kerkerqualen.

Das erscheint vielleicht manchem als eine zu starke Behauptung. Wie wäre das möglich? fragst du. Und dabei denkst du an Schriftstellen, an Sprüche und Erzählungen, die als ein Heiligtum in deinem Innern stehen und die als Gotteswort sich mächtig geltend machen werden, solange ein Menschenherz schlägt. Du denkst an köstliche Partien echter frommer Gemütspoesie, an granitene Wahrheiten der sittlichen Erkenntnis, an tiefe Klänge festen Gottvertrauens und edler Ergebung, wie sie aus dem Alten Testament heraus unsere schönsten Kirchenlieder geschaffen haben. Du denkst an die Offenbarungen des reinen und großen Jesusherzens in der Bergpredigt, in seinen Gleichnissen, in seiner Liebesbotschaft an unser Geschlecht.

Du denkst an Ausdrücke der heroischen Treue bei seinen Aposteln, an diesen oder jenen Sonnengedanken paulinischen Christusverständnisses und johanneischer Christusmystik, die echte Herzensempfindung sind und jeder menschlichen Empfindung etwas zu sagen haben. Du fragst: wie könnte dies alles dem Volke Luthers jemals fremd und überdrüssig, wohl gar eine Qual werden?

Ja, wenn die Bibel nur das wäre! Und wenn man das so voll und rein vor sich haben könnte!

Aber in der Gesamtbibel der Kirche, und diese macht doch die Welt des kirchlichen Glaubens aus, steht eine ungeheure Fülle des Wertlosen, soviel was unsern Interessen und Bedürfnissen vollständig fern liegt und was mit dem Sinn unseres Daseins, wie wir es jetzt auffassen, ganz und gar nicht mehr zusammenstimmt. Deshalb haben die Kinder unserer Zeit von der Bibel den Eindruck eines ihnen lästigen Wusts bekommen und sie haben infolgedessen die Lust zum Suchen nach jenem Göttlichen darin verloren. Dies um so mehr, weil sie merken, daß das, was in der Heiligen Schrift ihrem Herzen zugänglich wäre, mit den ihnen fremd gewordenen Dingen und unverständlich gewordenen Fragen eines vergangenen Geisteslebens vielfach aufs engste verflochten ist. Damit kommt ein sie störender Ton oft in das Beste und uns Liebste hinein. Die Bibel erscheint da wie ein Museum, wo viel Fremdartiges, Veraltetes und Abgelebtes beisammen ist. Nur daß sie nicht mit Wagner sich in diesen Antiquitäten des religiösen Glaubens heimisch fühlen können.

Da ist das Alte Testament. Diese Unmasse der israelitischen Geschichte, des jüdischen Denkens und Lebens, der orientalischen Sagen und Vorstellungen, meist unserem germanischen Empfinden so gar nicht angemessen und für unsere Seelenbildung so gleichgültig. Leidenschaftliche Rachegedanken, die dort als gut und fromm gelten, eine gesetzliche Sittlichkeit, schnöde Lohnsucht, derb sinnliche Hoffnungen selbst bei den größten Geistern dringen trübend hinein in vieles Gute und Wahre und lassen an dem Ganzen keine rechte Freude aufkommen, so warm uns auch manches ansprechen mag. Will man dieses edel Menschliche darin trennen, so muß man doch fortwährend semitisches Beiwerk mit in den Kauf nehmen.

Dazu nun das Neue Testament, in dem wir die christliche Geistesoffenbarung, die bis heute unsre Welt bestimmt, in Jugend-

fülle vor uns sehen. Ja, — aber wie ist doch hier alles, auch Jesu Lebensbild und der Kreis seiner Gedanken, und was er erstrebt, beherrscht von Zeitvorstellungen, die das Göttliche verschleiernd, das Wahre verwirrend, darüber liegen. Wie ist das Christuszeugnis der Apostel und Evangelisten durchsetzt mit jüdischer Scholastik und griechischer Spekulation, mit Ansichten, die, in ihrer Ungenießbarkeit für das Geistesleben der Zeit dem Großen so oft die Kraft der unmittelbaren Wirkung lähmen. Auf goldenen Wahrheiten lasten oft ganze Schichten religionsgeschichtlichen Vergangenheitsschuttes, so daß z. B. bei dem herrlichen Paulus für unsereinen, der nicht alle wunderlichen menschlichen Gedankengebilde als göttliche Geistesoffenbarung empfinden kann, manchmal geradezu Schatzgräberarbeit dazu gehört, um das Gotteswort darin zu finden. Und dazu gibt sich diese biblische Religion in den Formen einer Weltanschauung von Himmel und Erde, von Wundern und Übernatürlichkeiten, in unhaltbaren Beurteilungen des Menschenwesens und in vermenschlichenden Vorstellungen von Gott und göttlichem Ratschluß, die für jene Zeit natürlich und selbstverständlich gewesen sind, vor denen aber die denkende Betrachtung des modernen Menschen, obwohl das Göttliche überall die Hüllen durchschimmert, mit dem zunehmenden Gefühl der Entfremdung steht.

Das ist die Stimmung der Bibel gegenüber, die in der nichtorthodoxen Laienwelt um sich greift. Auch bei durchaus christlich und kirchlich Gesinnten, die, wenn die Bibel ihnen schon nicht mehr die Bedeutung hat, wie den Vätern, doch mit dem Gottesleben darin in inniger Seelenverbindung stehen. Sie sind überzeugt: wollte die Kirche ihre Behauptung des alleinigen Ansehens der Heiligen Schrift in Glaubenssachen und ihre Gewohnheit, diese ihr Ein und Alles sein zu lassen, mit aller Gewalt des traditionellen Eigensinnes als Grundsatz auch für die Zukunft durchzusetzen suchen, so würde sie dann schließlich zusammenbrechen.

Keine Frage, das hieße die religiöse Entwicklung unseres Volkes in eine Welt hineinquälen wollen, in der unser Geschlecht, wie Faust in der pressenden Enge und in der bedrückenden Staubesluft seiner Studierstube, es nicht länger aushalten könnte.

Wer liest denn heute überhaupt noch die Bibel, wie die Kirche es sich einbildet und immer wieder voraussetzt? Wer liest sie in regelmäßiger Beschäftigung als Bibel, als Buch der Bücher, als das

Lebensbuch, das einem über das Heilige und Ewige höhere Offenbarung und das Leben bestimmende göttliche Weisung mitteilen soll? Selbst in strenggläubigen Kreisen wird zunächst nur ein gelegentliches Lesen in der Bibel zu finden sein.

Wir sind in unserem sittlich-religiösen Leben aber nicht mehr biblisch gerichtet! Vielmehr ist unter dem Eindruck des Veralteten und Abgestorbenen darin das Dissonanzgefühl in unserer Zeit so stark, daß es bereits zur Ungerechtigkeit gegen das Geistesgroße und Ewigwahre in der Heiligen Schrift geworden ist. In einem ganz anderen Sinne, als wir es meinen, wird heute der Ruf laut: Die Bibel zu!

3.

Liebe Gemeinde! Nein, wir wollen durchaus nicht die Bibel beiseite legen. Die Entwicklung geht auch ganz und gar nicht darauf hin. Es hat sich längst eine zukunftsreiche Betrachtung der Bibel und eine völlig neue Stellung zur Bibel in der freien Theologie herausgebildet, und sie dringt mehr und mehr im Gemeindebewußtsein der Gegenwart durch.

Seht, Faust hat sich von der Urväter Hausrat innerlich losgemacht. Die Bücher seines bisherigen Forscherglaubens hat er zugetan, denn sie gaben ihm nicht die Wahrheit, die er bisher gesucht hat. Jetzt liegt ein anderes Buch mit geheimnisvollen Figuren vor ihm aufgeschlossen. Von dem Eindringen in diese verspricht er sich, wie wir wissen, etwas wesentlich anderes und Wertvolleres als Wahrheitsaufschluß. Er erwartet jene unmittelbare Berührung mit dem Weltgeheimnis, in der ihm reich und groß seine Seelenkraft aufgehen soll, — er wird zum Geisterbeschwörer.

Um bei unserem Thema von der Bibel zu bleiben, darf ich heute beim Rückblick auf das schon Behandelte von dem Dichterrechte Gebrauch machen, das Goethe am Schluß des „Faust" in die Worte kleidet: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis".

Da hörten wir nun, wie Faust unter seelischer Versenkung in das Zeichen des Makrokosmus voll froher Ahnung ausrief:

> Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
> Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
> Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
> Neuglühend mir durch Nerv und Adern rinnen.

In dieser Adventsstimmung eines großen aufsteigenden Lebens steht jetzt die freie Theologie vor der Bibel. Sie hat mit der orthodoxen Auffassung der Bibel völlig gebrochen. Sie hat das Offenbarungsbuch, das Erkenntnis des Übernatürlichen geben sollte, zugetan. Und vor ihr liegen nun aufgetan das Alte und das Neue Testament als das Buch der christlichen Literaturgeschichte, das die Kunde gibt von der Vorbereitung und der Entstehung und der Entwicklung unserer Religion in menschlichen Geistern und auf menschliche Weise. Die Bibel als das Buch der religiösen Charakter- und Heroengestalten in ihrer ganzen Zeitbedingtheit und in ihrem irrtumsfähigen Suchen, aber auch in ihrem Berührtsein von den schaffenden Geistesmächten und in ihrem Licht und Kraft und Heil auswirkenden Gott-Erleben. Die Bibel als das Buch der heiligen Symbole des Ewigen, die, wenn man sich in ihr religiöses Leben mit nachempfindendem Schauen versenkt, unser Wesen in nahe Beziehung bringen zu dem, der einst in ihnen mächtig war. Die Bibel als das Buch der Geistesschöpfung: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei! – in deren Mittelpunkt als das große geheimnisreiche Zeichen der göttlichen Liebe der geschichtliche Jesus steht, wie er in den irdisch bedingten Vorstellungen und Strebungen seines Volkes wurzelte, in seinem Herzen jedoch Zeit und Welt überragte und mit seinem Haupte in die Herrlichkeit reicht; das Buch des Menschensohnes, wie er das Herz, das ihn im innerlichen Leben erfaßt, mit seinem Vater eint und es in dieser Geistesvereinigung zu seinem großen Seelenleben erstehen läßt.

So versucht man die religiösen Geister der biblischen Vergangenheit zu beschwören. Die Magie stand seinerzeit in keinem übleren Rufe, als der Verruf ist, in den diese religionsgeschichtliche Behandlung der Bibel bei dem alten Glauben geraten ist. Es braucht sie das aber nicht sonderlich zu bekümmern. Denn sie hat damit in hochbedeutenden und wissenschaftlich unvergänglichen Erscheinungen ein Werk vollbracht und setzt es in unerschöpflicher Freudigkeit fort, dem die Orthodoxie aller Zeiten nichts geistig Gleichwertiges zur Seite stellen kann.

Es ist das eine der größten religiösen Taten seit der Reformation und bei der rührigen und geschickten Art, ihre Ergebnisse zu popularisieren, eine wahre Rettungstat an der Bibel. Nur

in dieser Auffassung kann die Bibel unserem Volke erhalten bleiben. Nur von dieser Betrachtungsweise läßt sich neue Freude an der Bibel erhoffen.

Der Maßstab, den man an die Bibel legt, ist nun ein ganz anderer geworden. Man sucht nicht mehr das Heute, man läßt der Vergangenheit ihr Recht. Man erwartet nicht mehr die Gold- und Silbermünzen unseres Kurses, man nimmt sie, wie sie sich finden, und prägt sie sich, ihres reichen Wertes froh, für die Gegenwart um. Man schaut nicht mehr nach Lehren und Wahrheiten aus, man tut das Herz auf zum Miterleben der Wirkungen Gottes auf das Menschenwesen, mögen auch diese Wirkungen sich anders äußern, als es heute bei uns der Fall ist. Zeitvorstellungen, die uns fremd sind, Ansichten, die wir ablehnen müssen, stören uns nicht mehr. Wir haben nicht mehr das Gefühl, uns zwischen Veraltetem und Abgelebtem zu bewegen, denn unser Sinn ist aufgeschlossen für das Leben, das dahinter liegt. Wir stehen in der Bibel in einer Welt der Gott suchenden, ringenden, bildenden Geister und sehen auch im Widerspruch das Zusammenstimmende, auch in dem von uns Abweichenden das uns Verwandte. Wir sehen im menschlich Unvollkommenen das heilige Walten des erlösenden, eine neue Welt heraufführenden Gottes, wie er sich dort die Mittel und Werkzeuge seiner großen Gedanken aus willigen Menschenherzen geschaffen hat.

Dennoch, meine Freunde, glaube ich nicht, daß mit dieser religionsgeschichtlichen Bibelerschließung das Problem der belebenden Verjüngung des Christentums und einer neuen christlichen Volksbeseelung – beides die Advents- und Messiashoffnung der Gegenwart – schon gelöst ist.

Einmal wird dieses Verständnis der Bibel, das tausend Kenntnisse voraussetzt, doch immer die theologische Führung brauchen. Das ist aber nicht die Art der mächtigen religiösen Lebensimpulse, daß sie in den Bahnen der Gelehrtenarbeit einhergehen. Doch davon abgesehen, wie ging es dem Faust bei seiner großen Anschauung des Alls im Zeichen des Makrokosmus? Wurden die Gewalten, die er um sich fühlte, wirklich sein eigen? Teilten sie sich ihm mit zu wahrhaftigem Erleben? Wir erinnern uns seines Geständnisses, das, auch hier als Gleichnis benutzt, für uns bedeutsam ist:

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt! –
Ihr quellt, ihr tränkt,
Und schmacht' ich so vergebens?

Es klingt ja sehr schön und einleuchtend, man solle sich eine von starken Geistern bewegte Vergangenheit durch hingebendes sittlich-religiöses Einleben zu seinem eigenen Seeleninhalte werden lassen. Aber es ist doch mit der Historie, auch wenn sie noch so lebendig vor das innere Auge rückt, ein eigen Ding. Wir erschauen sie deutlich, wir stehen bereits im leuchtenden Schein ihres Glanzes, mehr noch, wir hören ihre großen Atemzüge. Da will das Herz sich zum Herzen drängen, aber es geht nicht, ein Graben – erst nicht bemerkt – liegt dazwischen, und wäre der auch schmal, er erfordert doch einen Steg, und diesen Steg gibt's nicht, er läßt sich mit allem heißen Verlangen nicht beschaffen: es muß beim Anschauen bleiben. Gewiß, dieses fördert uns, es ist eine wertvolle Orientierung, aber, ach ein Schauspiel nur, – wahres Eigenleben wird das Gewesene nie!

Denken wir an das unvergeßliche Jahr 1883, als wir Luthers 400jähriges Gedächtnis feierten. Alles durchlebte die große Vergangenheit so herzlich, so freudig. Die Zeitenferne war wie verschwunden, wir standen mitten in den Ereignissen; die Luft, die wir einatmeten, war wie elektrisch geladen von der Glaubensbegeisterung jener ersten Zeugen. Der Reformator wandelte mitten unter uns wie ein Zeitgenosse, wir sahen das Leuchten seiner Augen, wir glaubten ihm die Hand drücken zu können. Und doch der Graben ohne Steg dazwischen! Die Tage haben uns viel gegeben, herrliche Anregung, tiefe Nachklänge, doch Luthers Odem ist nicht als eine erlösende und belebende Gewalt der religiösen Erneuerung über unser Volk gekommen: es war ein lebensvolles Bild, aber ach, ein Bild doch nur!

So wird es auch mit der moderntheologischen Beschwörung der biblischen Geister gehen. Wieviel Gewinn die neue Anschauung auch bringen mag, Befreiung von alten, verwirrenden, den religiösen Fortschritt hemmenden Begriffen, wertvolle aufklärende Erkenntnisse, frische Lust zur Beschäftigung mit der Bibel, eine Fülle

religiöser Beratung und Seelenbeeinflussung und glaubensermutigender Vorbilder, — es ist und bleibt denn doch ein Bild, von jenseits des Grabens zu uns herübergrüßend, aber nicht herüberkommend, nicht mit mächtig belebendem Anhauch uns durchgeistigend. Mag die Historie sich der Erkenntnis noch so licht aufschließen, so bleibt es trotzdem wahr, was Faust dem Wagner sagt:

> Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
> Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.

Zur Gewalt im Innern und zur Gewalt über das Denken und Fühlen des gegenwärtigen Geschlechtes wird sie niemals werden.

Deshalb glaube ich auch, daß die heutige Leben-Jesu-Forschung in ihrer Bedeutung von den frei gerichteten Theologen weit überschätzt wird. Der Ablehnung eines Kalthoff und Arthur Drews entgegen bekenne ich mich im wesentlichen zu ihren Ergebnissen, erwarte aber von ihr nicht die Lebenswerte für das religiöse Leben, die man ihr zuschreibt. Wird in bezug auf den historischen Jesus die Frage gestellt: Ist er es, den unsere Zeit braucht und nach dem unser Geschlecht verlangt? — so antworte ich doch, wie jene radikalen Geister, mit einem entschiedenen Nein!

> Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
> Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?

4.

Meine Freunde! Nur das des lebendigen Gottes volle Heute kann uns die tränkende Brust werden, nach der die Sehnsucht ruft. Nur eine Kirche, die, ob auch die große Vergangenheit ihr heiliger Hintergrund ist, doch mit ganzer Seele in der Gegenwart steht, bemüht, in ihr die göttlichen Geistesquellen zu suchen und zu erschließen, kann unserem Volke das sein, was es von seiner Kirche, wenn sie ihm lieb bleiben soll, erwartet. Nur eine Predigt, die den unter uns mächtigen Jesusgeist dem Herzen nahe bringt und, statt immer wieder auf den biblisch-historischen Jesus zurückzukommen, den Christus unserer Tage zu ihrem Inhalt hat, kann Kraft entbinden und Leben erwirken.

Nach meinem Dafürhalten müssen unsere jungen Theologen auf der Universität jetzt doch zu viel Bibelwissenschaft treiben. Ja, sie sollen gewiß in jener Bibelanschauung recht heimisch werden;

es ist ihre Aufgabe, tief in die Geistesgründe der Heiligen Schrift einzudringen. Aber sie sollen nicht zu viel Zeit und Kraft an die gelehrten biblischen Spezialuntersuchungen ihrer Dozenten wenden müssen. Sie sollen vor allem nicht soviel mit hebräischen Studien und dem Alten Testamente aufgehalten werden. Es gibt für sie unendlich wichtigere Aufgaben!

Selbst der Erkenntnis des Neuen Testaments gleichwertig und für die dereinstigen Prediger unerläßlich ist ein hingebungsvolles Eindringen in das Leben unserer Zeit, vor allem in das Geistesleben unseres Volkes und zwar weit über die kirchlich-theologischen Grenzpfähle hinaus. Da, wo von dem Christentum nichts verlautet und biblische Klänge nicht vernehmbar werden, wo aber trotzdem der Herr ist, der nach neuem Leben und neuem Ausdruck seines Geistes und Lebens ringt, da sind die Bezirke abzustecken für die große untheologische Theologie der Zukunft, die kommen wird und der spottenden Faustklage ein Ende machen soll.

Unser Ruf am Anfang war: Die Bibel zu! Keiner wird darüber mehr im unklaren sein, wie das gemeint ist. Innige wahrheitsvolle Liebe zur Heiligen Schrift spricht dieses Wort. Die Liebe des Luthersohnes, der seinem Vater von Herzen dafür dankbar ist, daß er unserem Volke die seelenbildende Bibel in die Hand gegeben hat, und dankbar allen Doktoren der Schrift, die uns dieses köstliche Besitztum gefestigt und geklärt haben. Aber die Liebe des Sohnes, der seinen Vater kennt und weiß, daß das gewaltige Leben, das ihn beseelte, ihm nicht, wie man gewöhnlich annimmt und er selber glaubt, aus der Bibel gekommen ist.

Unbefriedigt von den Weisungen, die das romanische Christentum ihm auf die drängenden Anliegen seiner Seele gab, fand Luther die Bibel. In ihr seinen Frieden, sein Heil, seine reiche, große Kraft. Woher kam denn aber das riesenhafte Drängen in der Brust dieses Mönches? Diese Frage wirft man sich nie auf.

Längst ehe Luther sich darüber klar wurde, was in ihm vorging, hatte ihn Christus mächtig berührt. Nicht der biblische, sondern der Christus in seines Volkes tiefer, herrlicher Natur, der verhüllte Christus in der germanischen Laienreligion und Laienkultur seiner Zeit, der nach seiner Lebensauferstehung verlangte. Luther lag am Herzen des lebendigen, aus den Fesseln Roms herausverlangenden Christus, ehe er ihn kannte.

Jetzt gingen ihm nun an der Schrift die Augen auf. An dem biblischen Christus klärte und erklärte sich ihm die Gewalt, die ihn ergriffen und in Unruhe dahin getrieben hatte, der deutsche Christus. Der Christus in der Bibel, den ja so viele Zeittheologen kannten, ohne zu Reformatoren zu werden, hätte Luther nicht zum Reformator gemacht. Luther ist das geworden durch den lebendigen Christus in der deutschen Volksseele, für die und für deren allerheiligsten – der Zeit noch verborgenen – Inhalt die Seele dieses kerndeutschen Mannes offen war. Und er ist das geworden, als dieser Christus des deutschen Lebens zu dem Mönche, der auf den Römerbrief blickte, sprach: Siehe, du stehst jetzt in der Erfüllung dessen, was die Schrift hier sagt, du sollst mein Werkzeug sein!

Dann hat Luther die Bibel, die ihm selbst so großen Dienst erwiesen hatte, seiner Kirche als ihr teures Besitztum anvertraut. Aber eben zu demselben Zwecke, wenigstens ist das die protestantische Tendenz dieser Darreichung. Nicht soll die Gemeinde den Glauben der Bibel „glauben", sondern sie sich zum Wegweiser dienen lassen hin zu dem lebendigen Gott der Gemeinde, hin zu dem lebendigen Christus der Gegenwart. Es ergeht über der Bibel immer wieder die Mahnung des Geistes: Nimm und lies, aber verliere dich nicht darin! Begnüge dich nicht mit ihrem Glaubensleben und ihrer Offenbarung, sondern tue das Buch dann zu und schau dich um und erkenne, daß du in dir und um dich doch noch etwas Größeres, für dich Wertvolleres hast, als das geschriebene Wort, das Glaubenswort vergangener Tage!

Vielleicht erscheint manchem diese Wertung der Bibel nicht hoch genug. Es fällt ihm jene spätere Stelle in unserer Dichtung ein, wo Faust, vom Osterspaziergang zurückgekehrt, in einer Gemütsverfassung, die in ihm „die beßre Seele weckt", die Worte spricht:

> Wir lernen das Überirdische schätzen,
> Wir sehnen uns nach Offenbarung,
> Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
> Als in dem Neuen Testament.
> Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,

– und er legt sich vielleicht dieses Wort aus als eine Art prophetischer Hindeutung Goethes auf die dereinst doch wohl wieder zu suchende Stellung zur Bibel als dem Buche überirdischer Offenbarung: der Dichter spreche hier die Ahnung aus, daß in der Volks-

seele eine Sehnsucht nach Rückkehr zu der alten Bibelauffassung bestehe, welche die menschliche Beurteilung der Bibel wieder verdrängen werde. Aber das ist ein Irrtum. Einmal soll das hier nach dem ganzen Zusammenhange nur ein flüchtiges Stimmungsbild sein. Jene Ansicht von der Heiligen Schrift als der Quelle übernatürlicher Aufschlüsse ist wie bei Faust und Goethe, so auch in der Entwicklung unseres Geisteslebens eine absolute Unmöglichkeit.

Dann aber beachte man, was Faust nun hier tut. Er macht sich an die Übersetzung des Einleitungssatzes im Evangelium Johannes: „Im Anfang war der Logos". Was er nun, nach Ausdrücken dafür suchend, unternimmt, ist nichts Geringeres als ein Umleben des Schriftgedankens in unser deutsch-religiöses Denken: „Im Anfang war der Sinn, die Kraft, die Tat!"

Wahrlich, wir wollen die heilige Schrift nicht geringachten, oder gar sie als wertlos beiseite legen. Wir stehen in einer Zeit neuerwachten und besseren Verständnisses der Bibel. Wir wollen für dieses unser Herzensinteresse öffnen und mit den Geistern der Bibel in naher Beziehung bleiben. Sie sollen uns auch davor bewahren, daß wir nicht von falschen Mächten in der Zeit uns irreführen und uns um unser christlich-evangelisches Lebensgut bringen lassen. Ihre Stimmen sollen hineinklingen in unser Seelenleben und mit den Stimmen unseres heutigen Geisteslebens zusammenklingend sich vereinen.

Aber wir wollen uns doch auch nicht von den biblischen Geistern – oder, richtiger gesagt, von dem, was die Kirche aus ihnen macht – gefangen nehmen lassen. Sie sollen uns nicht ein Bann werden, der uns zurückzwängt in das Glaubensleben der Vergangenheit, und uns um die Gottesstimmen und die Christusmächte der Gegenwart mit ihrem mächtigen Lebensanhauch bringt. An der Bibel wollen wir uns auf unsere Stellung zu Gott besinnen, die Freiheit und Tiefe des Kindes Gottes suchen, aber dann sie zutun und getrost unser heutiges Christentum leben und predigen.

Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Mag das dann auch sehr weit abweichen von dem biblischen Denken und Glauben, wir dürfen es, wie es Jesus in Nazareth tat, frei und froh als die Erfüllung der Schrift empfinden.

Amen.

8.

Die Christgestalt der Weihnachtsfeier mehr als die Jesusgestalt

Weihnachtspredigt

Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht; über denen, die da wohnen im umnachteten Lande, scheinet es helle ... Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft kommt auf seine Schulter; und er heißt Wunderrat, Gottheld, Ewig-Vater, Friedensfürst.

Jesaias 9, 2 u. 6.

Zweiter Faustmonolog, nach Wagners Weggang, und Ostergesang

(besonders die erste Hälfte, die Verzweiflungsszene)

Liebe Freunde! Wie doch der Kerzenschimmer unserer Weihnachtsbäume daheim so ganz dem Freudenglanz entspricht, den das Verheißungswort des Jesaias über die feiernde Gemeinde breitet. Wie wenig aber, wird man sagen, paßt zu dieser lichten Stimmung das dunkle Bild in der Dichtung, zu dem wir heute kommen: Faust in seiner Niedergeschlagenheit!

> Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
> Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
> Sein selbst genoß, in Himmelsglanz und Klarheit,
> Und abgestreift den Erdensohn, –
> Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Vor der Erscheinung des Erdgeistes, vor dem Gerichtswort über seine noch ungeläuterte und ungeweihte Titanenkraft ist Faust zusammengesunken. Aus hochfahrend überspannter Selbstschätzung ist, wie so oft im Leben, hoffnungsloser Kleinmut geworden.

> Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
> Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
> Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
> Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Eine Seele, die im Finstern wohnt! Doch auch des Propheten Lichtwort redet ja von dem Volke, das im Finstern wandelt. Hier ist eine Berührung. Freilich dort hellt sich das Dunkle auf zu freudigem Glanze, herrlich tritt die Vision des Erlösers vor das Seelenauge – Faust dagegen liegt und bleibt, soweit wir den zweiten Monolog heute übersehen, in tiefer Nacht.

Ich würde es daher nicht wagen, dieses Stück in eine *Weihnachtsbetrachtung* zu stellen, wenn noch der junge Goethe diese Szene geschrieben hätte, wo sie dann gewiß in der ganzen Herbheit erschütternden Seelenschmerzes sich darbieten würde. Aber mit

Wagners Weggange hört die Jugenddichtung vorläufig auf. Es beginnt hier die große Lücke, die Goethe in Frankfurt gelassen hatte, und damit nun deren Ausfüllung in der Weimarzeit, also die auf der Höhe seiner klassischen Vollendung in den hehren Tagen der Schillerfreundschaft unternommene Arbeit am „Faust".

Goethe ist in den Jahrzehnten dazwischen ein gereifter Mann geworden. Jene Harmonie, von welcher schon der Prolog uns Zeugnis gegeben hatte, hat sich über des Dichters Seele gebreitet. So kommt es, daß aus Goethes reicher Innenwelt auf dieses Klagelied des Faust über seine menschliche Armseligkeit ein schimmernder Raketenschwarm abgeklärter Gedanken und Empfindungen niedergegangen ist. Sie sind, weil eben jetzt ein ganz anderer Goethe hinter dem Faust steht, bei dem Faust nach der jugendlichen Erdgeistszene nicht recht denkbar, dennoch freuen wir uns ihrer. Unter dem Einfluß der Stimmung des Zusammenhangs haben sie natürlich alle einen tief ernsten Charakter angenommen; aber, aus des Dichters versöhntem Sinn hervorgegangen, sind sie doch lichthaltig genug, um sich mit unserer Feststimmung vereinen zu können. Und unter ihnen ist es ein Wort, das trotz seinem wehmütigen Gehalte ganz besonders geeignet ist, zum Ausgang einer Weihnachtsbetrachtung zu werden:

> Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
> Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
> Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
> Dann heißt das Beßre Trug und Wahn.
> Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
> Erstarren in dem irdischen Gewühle.

1.

Liebe Gemeinde! Aus nichts so sehr wie aus den Weihnachtsfesten unserer Jugend stammen jene herrlichen Gefühle, die unser Innenleben geschaffen haben. Was da an das junge Herz herantrat, ist die Grundlage geworden für sein höheres Seelendasein. Durch die verheißungsvolle Stimmung in den Wochen vor dem Feste wurde in dem Kinde der Trieb zum großen Hoffen geweckt, die Kraft zum Hinausgreifen in schönere Tage der Erfüllung. Unter dem süßen Geheimnis des Hauses und dann unter der Wonne der Bescherung erwachte in ihm der Sinn für eine Liebe, die beglücken und beseligen will. In dem Schein der Lichter, bei dem

Zauber des Weihnachtsbaumes dämmerte uns das Gefühl auf für eine wunderbare Geisteswelt, aus der all dieses Schöne und Gute kommt, und der Glaube an eine Güte, die vergeben kann, was man versäumt und an ihr verschuldet hat, die uns zu sich emporziehen und über uns selbst hinausheben will.

Es leuchtete die ganze Welt, es klang durch alle Räume, alle Häuser: Stille Nacht, heilige Nacht! O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Da lauschte das Gemüt dem Kinde in der Krippe Worte ab von einem Himmel, aus dem es lebt und webt in alle Herzen hinein, die gut sein wollen und reich werden möchten an Gottesfrieden und Wahrheit und hoher Kraft. Da erblühten in der jungen Brust fromme Vorsätze und die Gesinnung der Dankbarkeit, die ersten Ahnungen von Geisteswürde und Seelenadel und ewiger Lebensbestimmung. Und dies alles umrankte die Christusgestalt als Gottes lichte und lebendige Offenbarung.

Ja, in dem Gemütsreichtum der deutschen Christfeier wurzelt alles, was unser innerer Mensch geworden ist, was er sich an seelenvollem Wesen erworben hat, wurzelt die Liebe, wurzelt der Glaube und im letzten Grunde der ganze deutsche Idealismus, alles, was unser wahres Leben ausmacht. Das wollen wir heute unter dem Weihnachtsbaume, in der Weihe dieser Tage, unserm Gott mit anbetendem Danke bekennen.

Aber unserer frohen Feststimmung liegt denn doch die Wehmut, deren Ton der Dichter hier anschlägt, nicht so fern.

Weihnachten ist köstlich, wenn man, unter den Kindern wieder ganz Kind, es feiern kann mit voller Aufgeschlossenheit der Seele; wenn am Heiligabend ein Glanz der freien, reinen Herzensempfindung über alles, was in unserm Leben vielleicht ernst und dunkel sein mag, einen hellen Schein ausbreitet. Aber Weihnachten ist eine Qual, wenn es einem dabei zumute ist, wie dem Faust in der Erinnerung an die Erscheinung des Erdgeistes: wenn der Gedanke an das, was man einst zu seiner Beseligung empfunden hat, jetzt auf die Seele drückt mit einer Riesengewalt, die sie so recht ihr Nichtsmehrsein fühlen läßt.

Da seufzt wohl manches Herz in diesen Tagen:

> Hab' ich die Kraft dich anzuziehen besessen,
> So hatt' ich dich zu halten keine Kraft,

— du heiliger, seliger Weihnachtsgeist! Schon früh hatte sich ein Mehltau auf das junge Gemüt gelegt, die Leidenschaft, die den

besseren Sinn seiner Erziehung verwirrte; der falsche Geist der Zeit, der es Gott entfremdete und die Entwicklung störte; das Unlautere, das dem Herzen seine Fähigkeit zum frohen Genießen trübte; die Sünde, die ihm das Mitgefühl der Liebe und das Tiefgefühl für den göttlichen Inhalt der Weihnachtstage lähmte. Die Geisterfülle der Jugendzeit schwand dahin.

Ach, es tut weh, wenn alle Fenster erleuchtet sind, und tausend Lieder klingen, und die eigenen Augen sollen nicht mit aufleuchten, und der Stimme fehlt der rechte Seelenton. Warum? weil man älter geworden ist? weil deshalb die Phantasie nicht mehr den kühnen Flug, nicht mehr die Wunderkraft der poetischen Empfindung besitzt? Vielleicht fehlt's doch an mehr. Es kann die Seele nicht mehr den Geist aufbringen, der „sich hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert". Und sie vermag's nicht mehr, denn „fremder Stoff" hat sich in sie hineingedrängt und hat diese aufwärtsstrebende und sich weitende Herzenskraft verdrängt.

Der fremde Stoff! — es mag an sich nichts Böses gewesen sein. Es sind die materiellen Interessen, berechtigte Fragen und Ziele. Aber diese Welt mit ihrer Gunst und ihren Schätzen hat doch den praktischen Sinn der Berechnung und der Rücksichten und der Begehrungen und den sinnlichen Lebensgeschmack so erstarken lassen, daß darüber der Idealist schweren Schaden erlitten hat. Spannte einst die Sehnsucht nach innerer Größe mächtig die Flügel, baute ihr Hochsinn sich in großen Gedanken, in edlen Entschlüssen ein gewaltiges Reich,

So ist ein kleiner Raum ihr nun genug.

Meine Freunde, das ist ein beschämendes Gefühl, — für uns alle vielleicht — daß wir unter des Lebens Ansprüchen so sehr unsere idealen Ansprüche an das Leben heruntergeschraubt haben!

In dem Weihnachtsevangelium mit seiner Friedensbotschaft, mit seiner Forderung von Menschenglück, mit seinen Heilsabsichten und seinem Willen zum großen Licht, zum Verscheuchen der Furchtgestalten des Lebens und der nächtlichen Gewalten der Sünde liegt ein so ungeheurer Anspruch Gottes an die Entwicklung des menschlichen Geschlechts. Wir haben ja nun manches davon erreicht. Das Leben ist edler geworden, die Sitten sind reiner geworden, humane Bestrebungen haben sich wohltätig durchgesetzt, in den sozialen Verhältnissen hat der christliche Geist Wandel geschaffen — — bis zu

einer gewissen Grenze, die ihm der Kapitalismus gestattet und die Genußsucht ihm steckt, und die die Ansprüche des realen Begehrens für möglich halten wollen. Was braucht's mehr? Damit ist die Welt, wie sie sein kann. Damit dürfen wir uns zufrieden geben. Mehr ist nicht erreichbar. Was drüber hinausgeht – redet man sich ein – seien nur schöne Phantasmen des Christentums. Goethe kennt das Menschenherz:

> Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
> Dann heißt das Beßre Trug und Wahn.

Wenn aber so gedacht, so selbst von ernsteren Christen oft das eigentlich Heilige am Glaubensidealismus der Weihnacht der ungeistigen Wirklichkeit des Daseins schwachmütig aufgeopfert wird, dann ist es kein Wunder, daß dem Heiligabend in der inneren Empfindung viel von seiner göttlichen Weihe verloren geht.

Auch die Sorge des Lebens kann ein böser Feind der fröhlichen, seligen Feststimmung werden. Goethe hat recht anschaulich, wenn auch im Munde des Faust hier etwas auffällig, ihr Treiben geschildert. Und wie sie Lust und Ruhe störet, hast vielleicht auch du gestern gespürt. Es brannte der Baum in eurem Zimmer, frohwillig waret ihr dicht um ihn versammelt und schautet hinein in das Lichtgeschimmer. Aber das schien so fern, so fern von euch zu sein; es war auch so, als ob der Glanz vom Christbaum meilenweit von eurem Herzen stünde, und alles, was Weihnachten bedeutet, das eigene arme Menschenherz nichts angehe. Mitten in der Erfüllungsfreude der Christenheit fühlte dieses nur das eine lebendig, wie ihm doch so „Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert!" – ach, als man unter dem Tannenbaum noch auf bessere, schönere Zeiten hoffen konnte!

> Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
> Erstarren in dem irdischen Gewühle.

2.

Liebe Gemeinde! Das ist jedoch nicht der einzige Grund dafür, daß viele nicht mehr mit der rechten Hochstimmung, wie sie ihnen einst gegeben war, Weihnachten feiern können. Es dürfte noch eine tiefere Ursache haben.

Denken wir an den heilig gewaltigen Hintergrund aller Festlieder in unserem Gesangbuch, all der traulichen Weihnachtsgesänge

in unseren Familien: an die große Anschauung von Christus als einem Wesen, in dem viel mehr als ein Menschensohn, viel mehr als eine Zeitgestalt, in dem eine übermenschliche und überzeitliche Macht in die Erscheinung getreten ist. Sollte das nicht die religiöse Voraussetzung der Weihnachtsfreude sein, die uns abhanden gekommen ist?

Aus der zweiten Hälfte unseres vorliegenden Faustmonologs, zu der wir das nächste Mal kommen, klingt uns heute bereits das allbekannte Wort ins Ohr:

> Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
> Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
> Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
> Woher die holde Nachricht tönt.

Was darin vom Osterglauben gesagt ist, gilt das nicht auch vom Glauben der Weihnacht? Was sich der Brust beim Läuten der Auferstehungsglocken entringt, durchzittert das denn nicht noch viel mehr die Lichtzweige der stillen heiligen Christnacht? Also etwas wie ein schmerzliches Vermissen der frohen Gewißheit, daß in diesem Kinde in der Krippe himmlische Herrlichkeit im Staubgewande unter uns lebt? Und, da in der Osterszene der christliche Festgedanke mit dem Glauben an das Wunder aufs engste verbunden wird, etwas wie eine Klage über die verloren gegangene Überzeugung von dem ewigen Gottessohn, der in übernatürlicher Weise als Mensch geboren und durch Engelssang und Himmelserscheinungen der Welt kundgetan sei?

Ist aber jenes Dichterwort ein Seufzer aus der Tiefe des deutschen Gemüts heraus, der dessen Unfähigkeit, ohne das Herrliche und Gewaltige im alten Glauben je wieder zur rechten Weihnachtsstimmung kommen zu können, eingesteht, wäre das dann nicht unendlich traurig für uns?

In der Tat scheint des Dichters Osterwort im „Faust" ein weihnachtliches Geständnis mit einzuschließen. Während aus dem Schillerhause ausdrücklich von der Weihnachtsfeier berichtet wird, wüßte wenigstens ich nichts von einer solchen in dem Hause am Frauenplan in Weimar. Goethe hat wohl zum Christfeste kein rechtes Herz fassen, sich nicht mit innerlicher Freude daran beteiligen können.

> Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Dabei stand er Christus in immer zunehmender Anerkennung gegenüber! Kritische Aussprüche über Jesus, besonders in seiner Jugend, gelten nur der Art seiner Verehrung und manchen Anschauungen über Christus. Wenige Tage vor seinem Tode hat Goethe das Bekenntnis abgelegt: „Von der Person Christi ging der Abglanz einer Hoheit aus, die so göttlicher Art war, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. . . . Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit!"

Man sollte nun annehmen, das hätte ihm doch zu einer herzensfrohen Geburtsfeier Jesu genügen dürfen. Denn das Wunder konnte ihn doch nicht davon abhalten. Mit dem biblisch-evangelischen Wunder hätte sein poetischer Sinn sich mit Leichtigkeit versöhnen, das dogmatische der Menschwerdung des präexistenten Gottessohnes aber hätte sein philosophischer Sinn durchschauen können.

Gewiß – das Wunder stand wohl nicht ernstlich im Wege. Ganz abgesehen von diesem empfand aber Goethe offenbar einen Zwiespalt zwischen seinem Denken und dem Weihnachtsglauben. Er hat sich, wie ich ihn kenne, ohne Zweifel gesagt, daß es sich in der christlichen Feier denn doch um wesentlich mehr handle als um den Geburtstag einer großen, aber innerhalb der Reihe der Gottespropheten stehenden Persönlichkeit, und daß er mit seiner Auffassung von Christus nur als einer hochbedeutenden sittlich-religiösen Geschichtsgestalt der Vergangenheit an den Festgedanken nicht wahrhaft herankomme. Der Dichter fühlte jedenfalls, daß, um Weihnachten recht mitfeiern zu können, doch eine ganz andere Deutung und Empfindung Christi gehöre, eine Stellung zu Christus, wie sie ihm nur in dem orthodoxen Christusglauben möglich erschien.

In diesem Gefühl lag etwas Richtiges. Allerdings setzt Weihnachten, will man es als den Tag der großen Freude in seinem Vollgehalt durchleben, eine lebendige persönliche Seelenverbindung mit Christus voraus. Und diese hat Goethe in all seiner Würdigung Jesu, und obwohl er selbst ein gewaltiger, Neues gestaltender Träger des in Jesus geoffenbarten Geistes war, nicht gehabt. Die kann auch einem, dem Christus nur als eine aus der Entwicklung herausgewachsene und wenn auch vielleicht alle überragende, so doch mit Tausenden vergleichbare Zeitgestalt gilt, gar nicht eigen sein. Damit muß dem Weihnachtsfeste die eigentliche Seele fehlen!

Denke dir eine Wage. Du legst in die eine Schale alles hinein, was das schöne, heilige Fest an tiefer Lebensbeseligung enthalten **kann** und was es unsern Vätern wirklich bedeutet **hat**, alles was aus unsern großen Liedern klingt:

Wir singen dir, Immanuel,
Du Lebensfürst und Gnadenquell,
Du Himmelsblum' und Morgenstern,
Du Gottessohn, Herr aller Herren.

Wir singen dir mit deinem Heer
Aus aller Kraft Lob, Preis und Ehr',
Daß du, o langgewünschter Gast,
Dich nunmehr eingestellet hast!

So faß' ich dich nun ohne Scheu,
Du machst mich alles Jammers frei.
Du bist mein Haupt, mein Heil, mein Ruhm,
Ich bin dein Glied, dein Eigentum. (P. Gerhardt.)

Voll gefüllt senkt sich die Schale dieser weihnachtlichen **Glaubensfreude** der Christenheit. Was wirst du in die andere, in die Schale der **Christusanschauung**, hineinlegen, daß jene sich hebe und ihre beseligende Feierstimmung auch in deine Seele bringe? Ein Menschenherz, das durch seine reine Frömmigkeit Unzählige zu Gott geführt hat? Den tiefgründigen Verkünder des Evangeliums, dessen Worte leuchtend durch alle Zeiten gehen? Das hohe Vorbild, von dem wir die Grundsätze unseres Lebens empfangen haben? Jesus nach Goethe als das geschichtliche Anfangsprinzip der Humanität? Jesus als eine noch immer sittliche Kultur bildende Persönlichkeit? — oder wie sonst man das Bild des Menschensohnes auf liberaler Seite zeichnet und deutet.

Ja, die Wage bewegt sich — es sind das wohl Anschauungen, denen Dankbarkeit, Bewunderung und Verehrung viel Gewicht geben — aber mit alledem hebt sich die Weihnachtsschale nicht empor zur Höhe freudig überzeugter Festempfindung.

Mit alledem hätten wir keinen Grund, jährlich seinen Geburtstag und in dieser Weise zu feiern. Wäre Christus nur das, so würde diese mit tausend Kerzen heraufsteigende heilige Nacht mit ihrem Glanz, mit ihrem Zauber, mit ihrem Herzensjubel und die Feier zweier großer Festtage gar nicht entstanden sein und kein Recht in unserer Empfindung haben.

Du **mußt in die Schale deiner Christusauffassung etwas viel Gewaltigeres hineinzulegen haben**: unbedingt etwas von dem, was Jesaias schaut in seiner Verheißung von einer Größe,

die zu einer alles beherrschenden, alles überwindenden, die Zeiten überdauernden göttlichen Heilsmacht geweiht ist.

Also – in vielleicht irgendwie modernisierter Fassung wiedergegeben – der alte Kirchenglaube von der Menschwerdung Gottes? Die supranaturale Wundergestalt des vierten Evangeliums und des zweiten Artikels des apostolischen Glaubensbekenntnisses und seine Erklärung in Luthers Katechismus: Christus als Glied der göttlichen Dreieinigkeit, der eingeborene Sohn, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren?

Nie und nimmermehr! Alle Achtung vor diesen ehrwürdigen Formen, die unserm Geschlechte durch die Jahrhunderte hin so hohe festliche Glaubensfreude vermittelt haben. Aber an uns vermögen sie das nicht mehr zu vollbringen. Mit aller Gewalt könnten wir uns von dem Boden einer wissenschaftlich denkenden Welterkenntnis aus nicht mehr in diese Wunderaussagen des alten Weihnachtsglaubens hineinzwingen. Wollte ich das, ihr dürftet mir, vielleicht schon von Schule und Konfirmandenunterricht her diesen Vorstellungen entfremdet, antworten wie Faust heute beim Umblick in seinen Räumen:

> Du alt Geräte, das ich nicht gebraucht,
> Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte,
> Hier soll ich finden, was mir fehlt?

Aber, meine Freunde, auch von unserm Standpunkte aus können wir zu jener Größe der Jesaianischen Glaubensanschauung von Christus gelangen, die als Vorbedingung der weihnachtlichen Hochstimmung erforderlich ist.

Seht, gleich im Zusammenhange mit den verstaubten Büchern und Instrumenten der Vorfahren spricht Faust ein bedeutendes Wort aus. Auch dieses ragt wieder, weil aus der Reifezeit des Goetheschen Geisteslebens stammend, völlig über die Szene hinaus; aber für die Bedürfnisse unserer Weihnachtsbetrachtung ist es uns ein willkommener Wegweiser:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.
> Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
> Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Verstehe ich des Geistes Deutung recht, so haben wir, um für die hohe Feierstimmung des Glaubens den entsprechenden An-

schauungsgehalt zu finden, bei dem riesengewaltigen Christusbilde des väterlichen Weihnachtsglaubens einzusetzen, um im Lauschen auf das Gottesweben der Wahrheit darin dieses große Bild des Glaubens von allem antik und fremdartig Wunderhaften darin zu befreien und es durch einen neuen Schöpfungsprozeß in uns umzubilden zu einem lebensvollen Stücke unseres heutigen Geisteslebens.

Die christliche Weihnachtsandacht hat es nicht so sehr mit der vergangenen Zeitgestalt Jesu zu tun. Für sie handelt es sich vor allem um seine Bedeutung im ewigen Ratschluß Gottes. Sie hat sich nicht nach dem Jesus der Geschichte umzusehen, sich nicht mit seiner einstigen Geburt in Palästina zu begnügen. Für sie kommt in erster Linie seine Geisteserscheinung in der Geschichte unseres Geschlechtes in Frage, die fortgehende Geburt seiner Lebensentwicklung in uns: was er als der Christus Gottes in der Menschheit geworden ist und werden will?

3.

Liebe Gemeinde! Das ist der Fehler aller derer, die – wie Goethe – eine hohe Meinung von Jesus haben und dabei doch zu keinem inneren und lebendigen Verhältnis zu ihm gelangen können: sie denken seiner immer nur als eines Gewesenen. Sie sind der Ansicht, daß man eine Herzensstellung zu ihm als einem Lebendigen und Gegenwärtigen nur haben könne, wenn man, auf altgläubigem Boden stehend, ihn als den Mensch gewordenen Gott betrachte, an seine leibliche Auferstehung glaube und ihn als den wisse, der zur Rechten Gottes auf des Himmels Thron sitze und von dort in göttlicher Allgegenwart in das Leben der Seinen hineinwirke.

Und doch hat gerade Goethe, der, weil er mit Recht an das wieder aufgetane Grab nicht zu denken vermochte, nun auch an keinen lebendigen Christus glauben zu können wähnte, es der modernen Welt in seinem „Faust“ so überzeugend zum Bewußtsein gebracht, daß man Christus trotz seiner bloßen Menschheit und trotz seinem Tode, obwohl an ihm kein Wunder geschehen ist, und obwohl unsere Gedanken nicht in Himmelssphären greifen, dennoch als einen lebendig Gegenwärtigen und gewaltig Wirkenden empfinden kann:

Tätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Hier klingt eine alte kirchliche Sequenz in das Drama hinein; aber deutlich klingt in dem frommen Sang, was der unter des Dichters Händen wird, etwas von Goethes eigner Seele auf. Man wird sagen, wäre Goethe doch diesem Gefühl von der Lebensnähe des Herrn nachgegangen! Er wäre wohl der Geist gewesen, der es vermocht hätte, uns in großem dichterischen Anschauen den in der Menschheit weiterlebenden und unsere Zeit durchwaltenden Christus vor Augen zu zaubern!

Ich meine, ein solches Bild haben wir aber von ihm. Er wollte in der Faustdichtung die Kräfte der Erdenwelt in poetischer Gestalt zur Darstellung bringen. Dazu zeichnete er den Erdgeist, wie ihr euch erinnert. Ohne es zu wissen, enthüllte hier sein Genius etwas, was heute hineintritt in den Rahmen des Ehre sei Gott in der Höhe, siehe, ich verkündige euch große Freude! und zu uns spricht:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

In Verbindung mit jenem schönen Worte von dem Meister, der den Seinen nahe ist in jeder guten Tat, ist dies das Christusbild, auf das die vom Kirchendogma losgekommene Entwicklung hinstrebt: frei von allem Übernatürlichen doch die ganze Heils- und Lebensfülle des alten Glaubens. In diesem Goetheschen Erdgeist-Christus hat der moderne Protestantismus die seiner Denkweise entsprechende große Anschauung für seine Weihnachtsfeier.

Dieser Christus ist ein göttlich Gewaltiges unter uns, enthoben den Schranken menschlicher Schwachheit und der Vergänglichkeit der Zeit. Kinder werden geboren, die Alten sterben hin, Geschlechter tauchen auf, Völker sinken nieder, – sein Geist und seine

Wahrheit stehen lebensherrlich über dem Staube. Tausend Gedanken widerstreben ihm, die Verständnislosigkeit, die Verblendung, der Irrtum, die Sünde richten sich feindlich wider ihn auf – seine Kraft und sein Drang behaupten sich siegreich wider alle Feinde. Er ist der die Welt der Geister durchwebende Gottessohn, dessen Leben ein allmächtiges Fluten ist, das stocken mag, aber dann nur wieder um so stärker strömend sich Bahn bricht. Und dieses Christusleben in der Menschheit ist Samenleben aus der ewigen Vaterliebe, das wärmend und weckend die Welt erlöst und Segen wirkt und das Gute schafft und alle Herzen beglücken will.

Dabei ist es aber, ob auch von göttlicher Macht und himmlischer Hoheit, doch etwas, das teilhat an unserem Wesen, das durch Entwicklungen hindurchgeht, sich klärt, sich entfaltet und vielfachem Wechsel unterliegt. Es ist ein kreatürlicher Geist, der, ob auch alle Freiheit und Seligkeit in sich schließend, doch die Seinen durch viel Leiden hindurchführt und nur in diesem Leiden, das ewig seine Dornenkrone bleibt, seinen Reichtum erschließen kann. Dieser Christus ist, ob auch hochbegnadet und zum Werkzeug göttlicher Selbstmitteilung geweiht, eine dienende Kraft, die dem Höchsten in Hingabe an die ihr vorgeschriebenen Wege und die ihr gesteckten Ziele aus dem Staubesdasein das Ewige, das Herrliche heranbildet.

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der Erdgeist-Christus unseres Glaubens ist nicht der Jesus der Geschichte und der Bibel, kein menschliches Einzelwesen. Er ist vielmehr eine heilige Gotteskraft in der Menschheit, die an sich zieht alles Schöne, Reine und Wahre, was unser Geist hervorbringt, um es verklärend zu durchdringen und so zu ihrem Eigentum zu erheben. Aber von ihm gilt nicht mehr, was der jugendliche Goethe Lavater gegenüber tadelte, daß der Christ alle Großen und Edlen ihrer Vorzüge beraube, um sie dem einen als dem allein Guten zuzuschreiben. In diesem unsern Christus, der keine individuelle Persönlichkeit ist, wird keinem genommen, was sein ist, und, indem wir sagen, daß Christus in ihm mächtig war, ihm nur sein Bestes geweiht.

Ist Christus aber auch kein Individuum, also auch keine Zeitgestalt, keine biblische Historie, sondern eine lebendige, ewige Idee

in uns, so steht dieser Christus, der Geist ist, doch in unlöslicher Verbindung mit der Erscheinung des Menschensohnes, aus dem sein Leben stammt. Die Züge des lieben, trauten Antlitzes des Mannes von Nazareth blicken immer wieder hindurch durch seine Geistesherrlichkeit; wie diese sich auch wandeln und in unserer Entwicklung sich entwickeln mag, das Jesushafte bleibt das Unveränderliche daran. Und die Kraft der erlösenden Persönlichkeitsart Jesu, die, nachdem sie abgelegt, was an ihr zeitlich gewesen ist, in dem Christusgeiste der Menschheit weiterlebt, ist gerade seine ihm Herzen gewinnende und das Leben überwindende Stärke. Hat dieser Genius der Menschheit, den wir als solchen freudig unsern Herrn nennen, auch euer Leben in seine Bahnen gezogen, so dürft ihr, weil in ihm Jesus sein verklärtes Dasein hat, auch immer wieder spüren:

Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Der Christus dieser Goethe verwandten Glaubensanschauung ist kein Priestergut, keine Kirchenpachtung, kein nur der religiösen Erbauung anvertrauter Name. Als ein von Gotteskraft beseeltes Evangelium von Menschenwürde und Lebensbestimmung offenbart er sich uns auch an den Stätten hoher Kunst; und nicht allein aus der Bibel redet er zu uns, sondern tausendfach auch aus Büchern ohne Kreuz und Kelch, selbst aus scheinbar oder vermeintlich Christus feindlichen Schriften.

Und nicht bloß wo die Ideale leuchten, hat er sein Leben. Er ist eine Weltgröße, die im Tatensturm durch die Geschichte geht, die am Volksleben wirkt, die in Parlamenten das Wort hat, nicht bloß in konservativen, vielleicht manchmal mehr bei ausgesprochen sozialdemokratischen Rednern; eine das Irdische durchgeistigende Macht, die auch in der Staatspolitik sich immer mehr durchsetzt und in allen Verhältnissen sich geltend macht, auch wo ihr Name gar nicht erklingt. Ja, willst du recht an ihn glauben, so mußt du ihm draußen begegnet sein im Kampfe des Lebens, im Ringen der Geister, in der Arbeit des Tages, in den Werken der Humanität. Du mußt selbst da, wo im Suchen des Neuen oft recht scharfe Winde in unsere Kirche hineinwehen, etwas gemerkt haben von „seiner Werdelust schaffender Freude". Der Erdgeist-Christus ohne Predigerrock, ohne Prophetenmiene!

Aber dieser überkirchlich Gewaltige, der Fürst des Lebens, braucht seine Kirche, um aus der Weltweite immer wieder in die Enge der Gemeinde, aus dem Getümmel von Lebensflut und Tatensturm immer wieder in die Stille des Herzenskämmerleins zu treten und der gebundenen, gedrückten und darbenden Seele der Wonne verheißende Christus zu werden. Und wer den Herrn wirklich einmal in seinem großen Weltwirken erfaßt hat und ihm dienet in seiner Lebensdurchdringung, dem ist es ein herzliches Bedürfnis, diesem seinem Zuge ins Innere zu folgen. Denn er weiß, des Kreises Leben, mag er noch so weit sich spannen, ist sein Zentrum, der in ihm verborgene Punkt, von dem seine Erscheinung ausgeht. In seinem Persönlichkeit bildenden, innerlich befreienden Zuspruch als des Heilandes unserer Seele, liegt seines gewaltigen Christuslebens tiefstes Gottesgeheimnis.

Aus der Weite ins Enge, aus dem großen Dasein in die Kleinheit des stillen Ursprungs ist nun besonders des heutigen Tages trauliche Losung. Wir hatten sie schon am Anfange unserer Festpredigt ausgegeben mit dem Hinweis auf der Weihnacht herrliche Gefühle, die uns einst in weihevollen Jugendtagen unser höheres Leben gegeben haben. Wie diese Hochströmung uns nun erhalten und, wenn sie Einbuße erlitten hat, sie wiedergewinnen? Das führte uns auf die Frage nach der rechten Christusauffassung. Es war der Erdgeist-Christus, von dem ich euch sprach.

Da mag wohl mancher vor diesem Glaubensbilde, das mit den gewöhnlichen Begriffen des Freisinns nicht zusammenstimmt, wie Faust ausgerufen haben:

Ach, die Erscheinung war so riesengroß!

– aber auch in ihr fanden wir doch den Weg hin zu der Krippe des Heiligabends, aus der Peripherie ins Zentrum, aus der bewegten Großheit hin zu dem stillen Mittelpunkte.

Unser Glaube an den Gewaltigen beugt jetzt die Kniee vor dem Kind in Bethlehem und bekennt: Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart! Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter! Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Amen.

9.

Aus der Traumseligkeit der Wünsche zurück ins Leben

Neujahrspredigt

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen, und das Meer war nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne. Und ich hörte eine laute Stimme vom Throne her, die sprach: „Siehe, die Wohnstatt Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein, und er wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn die erste Welt ist vorüber." Und der auf dem Throne saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu?

Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken.

Offenbarung Johannis 21, 1–5.
Prediger Salomo 1, 9–10. Jeremia 4, 3.

Zweiter Faustmonolog, nach Wagners Weggang, und Ostergesang

(besonders die zweite Hälfte, die Giftszene)

Liebe Gemeinde! Heute sind wir erwacht wie auf einem Schiffe am Morgen nach der Abfahrt. Die heimatliche Küste ist versunken, nichts ist mehr zu sehen.

Das alte Jahr ist uns so lieb gewesen. Ob es uns frohe Entwicklung brachte, glückliches Gelingen und Vorwärtskommen oder vergebliche Mühe, viele Kämpfe, vielleicht schwere Seelenerschütterungen, aber dabei doch reiches inneres Wachstum, – es war uns zu einem Heimatboden geworden für unser Denken und Werden. Nun ist alles dies verschwunden. Wir sprechen mit dem Dichter des Faust:

> Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
> Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
> Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Wieviel kommt doch in dem Szenenstück, mit dem wir uns heute zu beschäftigen haben, der Neujahrsstimmung entgegen!

In das nächtlich düstere Studierzimmer dringt das Dämmern des jungen Tages. Die Lampe, deren Öl verbraucht ist, ist erloschen; heller aber und immer heller wird es um Faust. Auch die Hoffnungslosigkeit seines Sinnes sinkt mit dem Schatten der Nacht dahin.

Das ist nicht mehr das müde und verdrossene Manneshерz mit seiner Wehmut über die menschliche Nichtigkeit, das sich in unserer letzten Betrachtung mit dem Wurm verglich, der im Staube wühlt, und den des Wanderers Tritt vernichtet und begräbt. Nicht mehr der Mensch, der, erstarrt in seinen herrlichsten Gefühlen, an seiner Kraft irre geworden war und an allem guten Ausgang verzweifelte. Nicht mehr der Mensch, wie er wohl am Jahresabend unter der Bürde seiner Sorgen, erdrückt von der Wucht des Erlebten, das

riesengroß über ihn hergefallen war, traurig und verzagt eingeschlafen ist. Das ist der Mensch, wie er heute am Jahresmorgen mit frischem Mute und neuer Freudigkeit erwacht ist.

Faust richtet sich wieder empor zu kraftvoller Selbstgewißheit, ja mehr noch, zu der trotzigen Seelenenergie seines mit dem Erdgeiste sich messenden Titanenwillens. Er steht hier wieder da in der ganzen Vermessenheit des Bewußtseins, daß er imstande sei, verschlossene Pforten aufzureißen, und in seinem Sinnen darauf gerichtet, es „durch Taten zu beweisen, daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht".

Es ist, als ob Goethe, der im Weiterdichten auf der klassischen Höhe seines Lebens an der Gestalt des Faust erst unsicher umhergetastet hatte, jetzt auf einmal den Ton seines Jugendfaust wiedergefunden habe. Das ist wieder ganz der Faust der jugendlichen Beschwörungsszene, wieder völlig der ringende, stürmische Geist.

Wäre dir auch dieser Faustische Drang an sich fremd, empfändest du nichts von dem unbändigen Sinne, der sich wider alle übermenschlichen Gewalten durchsetzen möchte, so fühlst du dich doch darin angesprochen von dem freudigen Lebenswillen seines Herzens. Männlich richtest du dich heute auf. Im Besitze deiner Jugend und deiner Gesundheit, deiner Kraft froh, deines Strebens gewiß, beglückt von dem Neuen, das im Sonnenglanze dieses Tages so lockend vor dir liegt, rufst du mit Faust der Zukunft entgegen:

Dies hohe Leben, diese Götterwonne!

Neujahrsstimmung, meine Freunde, ein jubelnder Gruß an das kommende Jahr, der rechte Sinn in dieser Morgenstunde.

1.

Allerdings hätten wir diese Stimmung so, wie Faust den Ausruf hier meint, so wäre es doch kein gottwohlgefälliger, geistig wahrer Jahresanfang. Ein Lebenswille steht hier vor uns, aber nicht von weltüberwindender und zu beglückender Tat sich durchsetzender Kraft, sein Kern ist ungesund.

Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.
Dies hohe Leben, diese Götterwonne!

Faust greift damit zur Giftschale, um der Erdensonne und der Lebenswirklichkeit den Rücken zu kehren. Mancher wird hier nicht über den Selbstmordgedanken hinwegkommen, wohl gar in dem Schwung und in der Schönheit dieser Worte die dichterische Verherrlichung einer Tat sehen wollen, die, wenn sie mit so klarem Sinn ins Werk gesetzt wird, dem christlichen Bewußtsein als schwerster Frevel gilt.

Doch das wäre eine oberflächliche Betrachtung. Gewiß gedenkt Faust Hand an sich zu legen mit diesem „Saft, der eilig trunken macht". Aber er hat dabei ganz und gar nicht die Absicht, sich umzubringen, sich aufzugeben. Ob er dabei auch die Möglichkeit, daß es zur Vernichtung führen könnte, ins Auge faßt, auch den Fall setzt, daß hinter diesen Pforten, „vor denen jeder gern vorüberschleicht", wenn er sie selbst aufstößt, die Verdammnis ihn erwarten könnte, so glaubt er das doch nicht. Die Furcht, in Nichts zu versinken oder seine Höllenfahrt anzutreten, liegt ihm so fern, daß er vielmehr mit heiterem Sinn zum Todeskelche greift als zu einer Macht, die ihm erst das rechte Leben, die wahre Seligkeit geben soll.

Eine Himmelfahrt hat er vor, an höhere Herrlichkeit denkt er. Er will mit seinem Abscheiden ins Übersinnliche hineinstürmen und hofft, damit Kräfte zu erlangen, die das Erdenleben nicht kennt. Er ist überzeugt, daß er durch seine Tat vordringt „zu neuen Sphären reiner Tätigkeit".

Hinter dem Selbstmordgedanken steht etwas anderes, — und darum handelt es sich hier für den Dichter — ein schwärmerischer Glaubenswille, eine ideale Phantasterei.

Ein Ähnliches, wenn auch in Form und Richtung davon verschieden, wie es sich in der verlesenen Stelle der Offenbarung Johannis zeigt. Der Seher schaut da eine Vision der übersinnlichen Welt: wie das neue Jerusalem, die Gottesstadt, vom Himmel auf die Erde heruntersteigen wird gleich einer geschmückten Braut, um sich mit dem Erdendasein zu vermählen. Damit tritt dann ein vollständiger Wandel der Dinge ein: Von dem alten Lebenszustand bleibt nichts, ein gänzlich anderes Dasein beginnt. Das Erste ist vergangen, es wird eine durchaus neue Welt, herrlich und schön und tief beglückend. Da ist dann nichts Schlechtes mehr, nichts Unvollkommenes, kein Weh, das alles ist dahin.

Man kann das vielleicht umdeuten in ein Bild des ewigen Lebens — so geschieht es in der Predigt der Orthodoxie — und es

zu einem Ausdruck des Glaubens an die Unsterblichkeit machen, die auch uns gewiß ist und von der ja keiner fester überzeugt war als Goethe. Aber nehmen wir es, wie es in der Apokalypse gemeint ist, so ist es eine phantastisch unwahre und ungesunde Verzückung.

Sie enthält zwar eine heilige Glaubenswahrheit, die ganze tiefe, reiche Wahrheit des Evangeliums Christi. In wunderbarer Poesie das Ziel all unsers Strebens nach Gottvereinigung, nach Durchgeistigung des Erdendaseins, nach Befreiung der Gesellschaft von dem Leid, das in der Sünde begründet ist, nach veredelnder Emporhebung aller Lebenszustände, nach Herausbildung des Menschenwesens aus seiner kreatürlich selbstsüchtigen Gebundenheit zur Reinheit und Größe und Liebe des christlichen Seelenadels. Das ist die Wahrheit, die diesem visionären Drange des Johannes zugrunde liegt, wie eine solche auch in Fausts verzücktem Hochflugsversuche die geheime Triebfeder ist.

Aber dies alles ist hier in dem Schauen des biblischen Sehers zu einem berauschenden, doch durchaus unhaltbaren Gebilde geworden. In schwärmerischer Verworrenheit des Glaubenssinnes wird der sittlich große evangelische Gedanke zu einer Verneinung des Lebens, wie es Gott geschaffen hat und haben will. Das heilige Ideal wird auf den Boden der Unwirklichkeit gestellt, damit der Unmöglichkeit. Was Johannes als Offenbarung zu sehen wähnt, die Verwandlung der Menschenerde in eine völlig entsündigte, völlig schmerzfreie Paradieseswelt, wird und kann sich nie erfüllen.

Wäre das junge Christentum in der phantastischen Richtung des traumseligen Geistes dieses Buches weitergegangen, so wäre es nie zu einer welterlösenden Macht geworden, es wäre in Sektengläubigkeit verkommen. Gerade so wie Faust, wenn er nicht aus seiner Ekstase herausgerissen wäre, hätte er von dem Pokal, den er schon an den Mund setzen wollte, getrunken, mit allem, was in ihm noch werden sollte, ins Nichts dahingeflossen wäre.

Etwas von dieser Neigung, das Reale wegzuträumen, und damit viel von der Gefahr, eine große Empfindung in Phantasterei untergehen zu lassen, mischt sich nun leicht auch in die Neujahrsstimmung.

Da ist mancher geneigt, in dem Dämmern der jungen Zukunft, das heranwebt, ein Leuchten wie von wunderhaftem Glanze zu gewahren. Und manchem kann die schöne und vielleicht berechtigte

Hoffnung, mit der er in das neue Jahr hineingehen darf, zu einer für seine sittliche und gesunde Kraft bedrohlichen Sinnesumstrickung werden.

Du meinst vielleicht eine Seefahrt anzutreten zu der Küste eines Paradieseslandes, wo Herrlichkeiten dich erwarten, wie du sie noch nie genossen, noch nie sie durchgefühlt hast. Dir ist's, als trätest du nun in ein Zauberschloß und tastest dich durch die verschlungenen Gänge; da wird sich dann eine Tür dir auftun, und du wirst hineinschauen in das Glück. Neues, das nun werden soll, glaubst du vor dir zu haben, so unsagbar köstlich, und sprichst in deinem Herzen:

> Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert;
> Ich fasse dich, das Streben wird gemindert –
> Dies hohe Leben, diese Götterwonne!

Die Erfahrung antwortet auf all solche kühnen Phantasiemalereien immer wieder mit Nein. Dennoch verführt dieser Tag immer wieder dazu, den Pinsel in die goldenen Farben einzutauchen, die des Herzens Wünsche so reichlich herzustellen wissen. Und denkt einer auch nicht an Wunder und Zauber, so mischt sich doch gar zu gerne in seine Vorstellungen von den vor ihm liegenden Tagen das Gefühl: nun ist's vorbei mit der bisherigen Eintönigkeit, mit der alten drückenden Enge, nun kommt etwas ganz Besonderes, etwas herrlich Neues.

> Der letzte Trunk sei nun, mit ganzer Seele,
> Als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht!

2.

Liebe Freunde! Über diese Neujahrsstimmung ergeht nun wie ein kalter Guß das Wort des Predigers Salomo: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne!

Es ist das wohl aus einem gewissen Pessimismus, der jener alttestamentlichen Schrift eigen ist, hervorgegangen; aber es offenbart sich doch darin die Lebensweisheit des biblischen Geistes. Ein guter, uns heilsamer Geist, die Stimme Gottes, spricht hier zu uns: O Menschenherz, ernüchtere dich! Das Leben, das du heute wieder vorgefunden hast, ist dasselbe, das du gestern verlassen hast. Was dich im alten Jahre beunruhigt und gequält hat, mußt du wieder aufnehmen. Was deine Bürde gewesen ist, wird auch weiter auf dir lasten. Die Zukunft wird sich in gleichen Bahnen bewegen. Es

werden wieder ähnliche Erfahrungen sein, die du durchzumachen haben wirst. Rede dich nicht in Hoffnungen hinein, die sich nicht erfüllen können. Ergib dich keinen phantastischen Erwartungen! Zurück in die Lebenswirklichkeit!

Ein Echo davon vernehmen wir nun auch in dem weiteren Verlaufe unserer Faustszene. Was der Dichter hier durch den Mund der Osterglocken zu einer Macht werden läßt, die dem Faust den Giftbecher vom Munde zieht, und was auch uns hier gewaltig ins Innere tönt, ist die Mahnung: Zurück ins Leben, wie es ist!

Ja, Menschenkind, da faß heute am Neujahrstage wieder Fuß. Setze dich mit dem Leben, in das dein Gott dich hineingestellt und wie es sich dir gefügt hat, auseinander. Richte deine Wünsche und Hoffnungen vernünftig nach den Verhältnissen ein, in die du gekommen bist. Erträume dir nicht etwas, was darin nicht möglich wäre und daraus sich nicht ergeben könnte, — sei nüchtern!

Ach, und doch hofft das Herz so gern auf ein Neues! Und es ist, als ob des Tages junges Licht, heute doch so ganz anders für unsere Empfindung wie an sonstigen Morgenstunden, dies wie eine Gottesverheißung unterstützte. Wie kommen wir denn dazu? Ist nicht doch darin etwas Berechtigtes? Und erdrückt dein ernstes Wort der Besonnenheit nicht einen Trieb in der Seele, der von oben stammt? so fragst du.

Nun so höre doch. Das war ja nur der Vordersatz, ich habe dir mehr zu sagen. Das Wort: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! setzt sich für uns fort in dem lebensvollen Prophetengedanken: Pflüget ein Neues!

Liebe Gemeinde! Hier kündet sich bereits die Seele des jungen Christentums an. Die zu Leben und Entwicklung berufene Richtung der Christusreligion, die Paulus besonders vertreten hat. Er und die Seinen gingen hin, wie es hier Goethe im Engelgesang schildert, als die

Tätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden.

Sie gingen hin, die Boten Christi, in die alte Welt, die kein von Johannes erhofftes Wunder umgeschaffen, und trugen hinein

ihr reiches Herz, so reich an Liebe des Einzigen, des großen barmherzigen Samariters; sie trugen hinein in diese Welt voll Dunkelheit, Sünde und Qual den Sinn, der durchglüht war von dem Geiste dessen, den der Vater dazu berufen hatte, der Erlöser der Menschheit zu werden. Sie gingen hin in diese alte Welt als innerlich neu gewordene Menschen und breiteten sein Evangelium aus und streuten seines Lebens Samen in die Herzen.

Und siehe da, wo sie ihre Hände auflegten und ihr Wort die Mühseligen und Irregehenden traf, da erblühte ein neues Leben. Da richteten die Herzen sich auf, und man spürte es, wie eine neue Welt in ihnen erstand. Und sie erstand unter vielem Kreuz und Leid der Apostel, mit ihrem Martyrium und nach schweren Enttäuschungen, in Kampf und Tod. Trotz alledem war die Summe ihres Daseins, das klingt laut aus ihren Schriften, der Jubelruf:

Dies hohe Leben, diese Götterwonne!

Jetzt steht das Faustwort in anderer Beleuchtung vor uns, nicht mehr in seiner phantastischen Traumseligkeit. So nimm es auf, daß es dein frohes Jahresbekenntnis werde. Gehe hin und pflüge dir ein Neues. Erwarte nicht, daß das Draußen anders werde wie im Wunder umgewandelt. Denke nicht, daß die kommende Zeit ein besonderes Füllhorn des Glückes über dich ausschütte. Gehe hin und schaffe dir dein großes Glück im Innern, indem du dieses Lebens Aufgaben und Schwierigkeiten, wie es dasteht, ergreifest mit dem Entschluß: Es soll etwas Rechtes, etwas viel Besseres als bisher, daraus werden in noch treuerer Erfüllung dessen, was mir Gott in Herz und Gewissen vorgeschrieben hat. Aus der Tiefe heraus will ich mein Dasein umbilden, wo es nötig ist. In mir selbst will ich es erneuern durch ernste Arbeit, in wahrer Liebe und Hingabe an die Menschen, die auf mich rechnen, in seelenvollem, dem Guten dienendem Wirken.

Ja, so laßt es uns beginnen, das neue Jahr. Dann wird dadurch vielleicht auch draußen uns manches Neue werden. Das Leben wird wohl für die meisten bleiben, wie es bisher gewesen ist, in den sichtbaren Verhältnissen kaum geändert; aber es bekommt einen höheren Gehalt und damit doch auch eine freundlichere Gestalt. So wollen wir, anders wie Faust es gedacht, hinstreben „zu neuen Sphären reiner Tätigkeit".

Zu diesem Entschluß kommt nun aber auch Faust. Er kommt los von der phantastischen Träumerei seines Vorsatzes, der Lebenswirklichkeit zu entfliehen und in Ätherregionen das Neue zu suchen. Mächtig rüttelt ihn der Ostergesang aus der nahen Kirche daraus auf:

> O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
> Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!

3.

Aber war es wirklich der Feiergesang des Glaubens gewesen, der ihn da gepackt hatte? Wirklich der, den Johannes schaut, — wenn er auch seine Stimme nicht richtig deutet — wenn er zu den Seinen spricht: Siehe, ich mache alles neu? Wir kennen ja Fausts Geständnis:

> Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!
> Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
> Woher die holde Nachricht tönt.

Es war keine religiöse Ergriffenheit gewesen, die ihn ins Leben zurückgerufen hatte. Was in diesem Osterliede über ihn gekommen war, war nur die Erinnerung an seine Jugendzeit: wie da einst Glockenton und Andacht ein Zauber für seine Seele gewesen waren; wie er damals hinausgeströmt ist zum munteren Spiele der Frühlingsfeier, draußen vor den Toren der Stadt, in der frohen Lust der Freiheit. Es war die Erinnerung an das leichte, glückliche Leben der Kindheit, an alles Schöne und Freundliche im Elternhause.

Unter diesen Empfindungen hat er das wieder liebgewonnene irdische Dasein zwar ganz gewiß nicht mit der Absicht ergriffen, sich darin der Sinnlichkeit und der Leidenschaft zu ergeben und es zu seinem Genusse auszuschöpfen. In seinem Gruß an die Erde jubelt vielmehr ein Gedanke an „reine Tätigkeit". Durch seine Seele geht jetzt sicherlich ein Ton von jener „Werdelust schaffender Freude", wie es aus dem Gesange ihm zuklingt. Hohe Ahnungen durchziehen sein Innerstes.

Aber wie ganz anders kommt es bald! Die Erdenwelt, die ihn wieder hat, wird im ersten Teil des „Faust" nicht zum Schauplatze eines großen Wirkens, sondern seiner verwüstenden Lust. Das Leben, dem er sich wieder zugekehrt hat, reißt ihn hinein in Sünde und Schuld und Pein. Seine Jugenderinnerung war doch nur etwas

gewesen, was dem flüchtigen Hauche auf der Spiegelscheibe gleicht. Sie vermochte ihm keine dauernde und tief in die Seele greifende Weihe, keine wirkliche sittlich führende Kraft zu geben. Es war keine ihn innerlichst erneuernde und heiligende Macht.

Meine lieben Freunde! Wer wollte nun die Jugenderinnerung geringachten? O der Gedanke an unseres Vaters teure Gestalt, an unsere gute Mutter, an die treue Liebe der beiden, an ihr Wohltun und Beglücken. Der Gedanke an das Heimathaus mit seinen Freuden und seinen kleinen Reichtümern und an die unvergeßlichen Erlebnisse der Kindheit, wo unser Herz noch so empfänglich zum Aufnehmen war und die Phantasie noch in so beweglicher Kraft sich Welten zu schaffen wußte, das ist ja etwas so wunderbar Schönes. Was da unsere Seele empfindet, ist wie eine Musik, die leise uns umschwebt und dann manchmal zu einem Klingen anschwellen kann, so lieblich, daß man auf Augenblicke alles vergißt, auch seine Sorgen, auch seinen Kummer. Kein Tonkünstler vermag etwas so Herrliches hervorzubringen. Diese Erinnerung kann sogar zu einem heiligen Engel werden, der seine Hände über uns breitet und uns segnet in großen Stunden unseres Lebens und uns mit seinem reinen Anblicken vor Fall und Fehltritt bewahrt.

Doch denke nicht, daß du deinem Kinde das etwa schon gegegeben hättest, wenn du ihm in deinem Hause ein Jugendleben voll Sonnenglück bereitest. Freuden und Geschenke sind noch nicht die Liebeserweise, die der Dankbarkeit zu einer ideal erhebenden Kraft werden. Das Gefühl, es gut gehabt zu haben, verleiht noch keine Weihe fürs Leben, die sittlich stark macht. Soll im Zurückdenken an ihre Kindheit deine Söhne und Töchter ein Licht von oben umleuchten, das sie begeistert und sie wahrhaft schützt und lebenslang erquickt, so mußt du ihnen mehr entgegengebracht haben, als was die Hand zu reichen vermag. Mehr auch als Bildung und gute Sitte und mancherlei wertvolle Ratschläge für ihren Lebensgang: du mußt in ihre Seele eine Geisteswelt haben hineintreten lassen mit göttlicher Gewalt und von tief idealem, religiösem Gehalte.

Nun wird man sagen: das ist doch aber gewiß dem Faust in seiner Jugend zuteil geworden, seine Kindheit scheint doch offenbar religiös bestimmt gewesen zu sein. Zu dem Schönsten in der Dichtung gehört ja hier die Erinnerung gerade an die frommen Empfindungen jener Zeit:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und, unter tausend heißen Tränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.

Den so ansprechenden Klang, in dem diese Verse unter uns leben, haben sie aber erst als Medaillonbild Goethescher Jugenderinnerung erhalten. Da lassen sie uns auch in eine tief religiöse Beeinflussung hineinschauen. Wir sehen dahinter der jungen Dichtermutter herzensinniges Glaubensbild.

Von solcher religiösen Mitgabe aus dem Elternhaus weiß dagegen Faust nichts. Gleich der folgende Osterspaziergang zeigt uns Fausts Vater in einer Beleuchtung durch des Sohnes Erinnerung, die auf eine lichte, des Kindes Seele fördernde religiöse Einwirkung, wie sie Goethes Mutter auf ihren Knaben ausgeübt hat, bei diesem abergläubisch „dunklen Ehrenmanne" in keiner Weise zu schließen erlaubt. Als Faustische Jugenderinnerung genommen, bezeugen jene Verse nur eine ausgesprochene religiöse Anlage des jungen Herzens, die wir uns aber ganz sich selbst überlassen denken müssen.

So wird manchem seine Kindheit vor Augen stehen. Seine Seele suchte Gott in ahnungsvollem Verlangen. Es hätte sich in ihm ein reiches religiöses Leben entwickeln können. Aber es ist zu dessen Ausbildung daheim leider nichts geschehen, seine Eltern konnten ihm darin nichts sein und nichts geben. So ist er der glaubenslose Geist geworden, der er jetzt ist, und muß zu den Glocken sprechen:

Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.

Es scheint mir doch sehr bedeutsam, daß der Dichter hier, wo Faust durch die Jugenderinnerung von seinen schwärmerisch ungesunden Todesgedanken abgebracht wird, wo aber zugleich mit der Seelenerhebung dieses Augenblicks sein bisheriges schuldloses Leben abschließt, und schon in der folgenden Szene der Schatten des Mephistopheles mit ihm Berührung gewinnen wird, die religiöse Welt in den Abschluß der Szene hineintreten läßt. Wozu dieser Ostergesang des Glaubens? Er wäre nicht nötig gewesen. Goethe hätte das Erwachen der Jugenderinnerung gerade hier in

dieser Umgebung aus der Jugendzeit ganz gut anders vermitteln können. Wollte er damit nur die Szene dichterisch bereichern und verschönern?

Ich erkläre es mir als ein dankbares Bekenntnis zu der in seiner Jugend empfangenen religiösen Seelenbildung. Daß also Goethe davon überzeugt gewesen wäre, daß allein diese es gewesen ist, die ihn einmal aus ähnlichem Hindrängen an die Ausgangspforte des Lebens gerettet und vor Fausts Verschuldungswegen behütet habe. Zwar spricht, wie wir wissen, in dem „mir fehlt der Glaube“ auch ein Stück von Goethes Seele mit. Aber bei all seinem Irrewerden an kirchlichen Lehren und bei allem Unsicherwerden in christlichen Überzeugungen ist dem Dichter doch niemals der große religiöse Grundton, vor allem nie die führende Gewalt des Christusgeistes seiner Jugend verloren gegangen. Und diese, ob auch in seiner Seele manchmal niedergedämpfte, dennoch immer wieder aufgestiegene Macht des in seiner Jugend ihm eingepflanzten Glaubens hat ihn, wie vor Wertherschen Selbstmordsstimmungen, so noch mehr davor bewahrt, daß er bei allem Drang der Sinnestriebe nicht in des Mephistopheles verwirrende und verelendende Leitung geriet, – daß er bei allem Faustischen seiner Natur doch kein Faust wurde.

4.

Liebe Gemeinde! So erklinge heute der Christusgesang des Dichters über unserer Neujahrsandacht, die aus aller ungesunden Wunschseligkeit zur Lebenswirklichkeit und zu tatenfrohem Streben zurückruft. Auch wir wollen dankbar sein, wenn dieser Glaubensgeist, wie bei Goethe, ein Jugendheiligtum in der Brust zum Leben weckt, daß es stärkend und erhaltend den ein Neues pflügenden Sinn beseele. Und müßten wir es beklagen, daß unserer Jugend, wie der des Faust, die religiöse oder wenigstens die echt religiöse Segnung gefehlt hat, so wollen wir unser Herz heute um so weiter diesem Zuspruch aus der Welt Christi erschließen, daß er uns stark mache zum Wandeln und Bleiben in „neuen Sphären reiner Tätigkeit“.

Und eine Stimme nehmet ganz besonders aus diesem osterlichen Christussange der Faustdichtung in das neue Jahr hinüber:

Reißet von Banden freudig euch los!

Es wird freilich vor allem für uns gelten: Knüpfet die Bande, die euch binden, enger. Wenn es edle Beziehungen sind, wenn du spürst, wie sie dir innerlich gut tun, wie sie aus dir etwas Besseres machen, wie dir aber noch die Geisteszucht dazu abgeht, die rechte Innerlichkeit und Treue der Liebe, so festige in Herz und Gewissen dieses Band!

Aber löse auf jedes falsche, unnatürliche, deine Seele knebelnde Verhältnis, das nicht nach Gottes Willen ist, das deines Lebens gesunde Entwicklung gefährdet und für die Menschen, die dich liebhaben und dein Glück erwünschen, ein schwerer Kummer geworden ist.

Siehe, du bist vielleicht in eine Strömung der Zeit hineingeraten, von der du meintest, du müßtest als gebildeter, denkender und vorwärtsstrebender Geist, als moderner Mensch, dich ihr anschließen. So manches spricht dich in dieser Bewegung an, manches leuchtet dir als eigene Auffassung ein. Aber doch fühlst du, daß dein Tiefstes davon nicht befriedigt wird, daß vieles wohl gar wie ein Alp auf deinem Empfindungsleben liegt und dich hemmt und innerlich stört: – reiße von solchen Banden freudig dich los!

Oder der Gedanke an deinen Vorteil hat dich dazu gebracht, den Menschen mehr zu Gefallen zu leben, als du es dürftest. Dich in Dinge zu fügen, die dir innerlichst widerstehen. Rücksichten zu nehmen, die dein Gewissen verurteilt. Etwas geschehen zu lassen, wohl gar billigen zu müssen, wogegen dieses protestieren sollte. Du bist damit weiter gekommen. Aber du fühlst auch, wie dein Bestes und Schönstes darunter leidet, wie du von deiner Bestimmung loskommst, wie du unwahr wirst und deine Freudigkeit zu Amt und Arbeit abnimmt. Nein, das darf nicht länger so bleiben, – sprenge heute mutig diese Fesseln!

Weiter deine Arbeit. Sie ist wohl gut und groß. Du kannst dich reich betätigen, Wertvolles vollbringen. Tausende beneiden dich um deinen Platz. Doch du erkennst, daß darunter dir besonders anvertraute Kräfte brach liegen, mit denen du noch unendlich mehr nützen könntest. Du bist vielleicht durch deine Entwicklung auf Gaben gestoßen, die dir zu verpflichtenden Aufgaben geworden sind. Das Herz erbrennt dafür. Freunde, die dich zur Unterstützung ihres Werkes begehren, und die Urteile derer, die die Situation übersehen, rufen dir zu: du bist es dir und uns und der Sache schuldig, hier mit Hand anzulegen. Aber du zagst vor dem Entschluß, du glaubst

doch die alte Bahn weitergehen zu sollen. Sie ist bequemer und die neue würde zu große Opfer fordern, die du dir und deiner Familie nicht auferlegen dürftest. O nicht doch, – raffe dich auf, schüttele ab, mache dich frei!

Und sind es innere Bande, die Leidenschaft des Sinnenmenschen, welche dich in deiner Geistesrichtung beirrt, deine Seele nicht zur Entfaltung kommen läßt; Triebe, die dich vom Grunde deiner Ewigkeit entfernen, Regungen deiner Natur, die dich unzugänglich, unverträglich machen, deine besseren Charaktereigenschaften trüben und deine Wirksamkeit hemmen; Ketten, die dir schwer anliegen, die aber, das spürst du deutlich, dich niederziehen, – reiße von dieser Belastung deines Wesens entschlossen dich los!

Meine Freunde! Das Köstlichste, was wir uns zum neuen Jahre wünschen können, ist die Freiheit der Seele. Das ist der Sinn, der ganz das ist, was er sein möchte, und der da wirkt, was er vollbringen soll. Ich wünsche meiner lieben Gemeinde, jedem Hause darin, dem ich nahestehe, jedem einzelnen unter den Meinen im kommenden Jahre Gesundheit und alles Gute, was ihm dienlich ist. Doch vor allem wünsche ich uns diese Seelenfreiheit mit ihrer Schaffenskraft und ihrer Tatenlust. Gottes guter Geist führe uns auf Bahnen, wo trotz aller Mühe und Last und unter allem Kreuz und Ungemach, das uns wieder werden wird, doch unser Herz aufjubeln darf:

Dies hohe Leben, diese Götterwonne!

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne; aber, Mensch, gehe hin und pflüge ein Neues und säe nicht länger unter die Hecken, reiße von Banden freudig dich los! Siehe, ich mache alles neu, spricht der Herr.

Amen.



10.

Nur ein betender Idealismus
:: ein gesunder Idealismus ::

Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viele törichte und schädliche Lüste, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

1. Timotheus 6, 9. Matthäus 26, 41.

Der Osterspaziergang

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Liebe Gemeinde! Das ist wohl die bedeutendste Stelle in der vor den Toren sich abspielenden Szene des Osterspaziergangs. Diese Schilderung des von Natur so zwiespältigen Menschenherzens. Es ist das der Punkt, wo Goethe sich eng mit dem Apostel Paulus berührt. Ohne nun auf dieses Widereinander der beiden unvereinbaren Teile in der Menschenbrust heute eingehen zu können, soll doch unsere Betrachtung hier ihren Ausgang nehmen.

Zwei Seelen leben auch in der Wesensart des Volkes, dessen Verkörperung der Faust ist.

In starkem Maße ist jene vom Glanze des Goldes gereizte und an die Welt des Sinnenreichtums sich klammernde derbe Liebeslust uns Deutschen eigen. Aus alten Mären klingt die Kunde von einem großen Schatze, den des Rheines Fluten bargen. Der herrliche Siegfried hing mit kindischer Freude an diesem Spielzeug der Erde, das den unteren Mächten gehört und deshalb, von umstrickendem, Begierde, Neid und Haß erweckendem Zauber, nicht dauernd in der Menschen Händen bleiben kann. Wie Siegfrieds Schwert diesen Hort den Nordmännern entrissen hatte, als die um dieses Goldes willen in zerfleischender Bruderfehde lagen, so hat sein Besitz auch ihm und seinem ganzen Geschlechte das Verderben gebracht. Der blutige Untergang der Nibelungen an König Etzels Hofe durch

Kriemhilds Rache ist eine gewaltige Illustration der deutschen Heldensage zu dem Schriftworte von den Gefahren des Reichwerdenwollens.

Aber neben dieser unserer Rheingoldseele, die nach Gut und Genuß, nach Macht und Herrlichkeit dürstet, regt sich, ebenfalls mit ganz besonderer Gewalt, in der Brust des Deutschen jene andere Seele, wie sie heute in den Worten des Faust zum Ausdruck kommt: das Verlangen nach höherem Dasein, der innere Aufschwung zu reinen, schönen Gedanken, zu einer Welt hochsinnigen und geistesfreien Empfindens, jener Zug, den wir verkörpert vor uns sehen,

> Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
> Wenn über schroffen Fichtenhöhen
> Der Adler ausgebreitet schwebt,
> Und über Flächen, über Seen
> Der Kranich nach der Heimat strebt.

Dieser Idealismus ist auch ein Durst nach Gold, nach dem Golde der Sonne, voll des Begehrens, „ihr ewiges Licht zu trinken" und sich im Seelenverkehr mit den großen Geistesbildnern der Menschheit allem finsteren Wesen, allem nächtlichen Treiben zu entwinden. Das ist der Adel unserer germanischen Natur, darin liegt ihre Begnadung zum Träger der christlichen Geistesentwicklung.

Aber solcher Idealismus ist einer schweren Gefahr ausgesetzt. Auch da gibt's ein entgeistigendes Reichwerdenwollen, so daß der Sinn aus der Sonnenhöhe der Empfindung unerwartet und unvermittelt in viele schädliche Lüste herniederstürzen kann.

Die heutige Szene bildet in der Dichtung den Übergang zum Vertrage des Faust mit dem Teufel! Diese Tatsache allein mag schon genügen, unsere Betrachtung auf Jesu Mahnung: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! zu stimmen. Sie führt uns heute dahin zu bedenken, wie auch, und oft gerade, hinter unserem höchsten und kühnsten Geistesbegehren des Fleisches verführerische, zum Schwachwerden bringende Macht lauert.

1.

Meine Freunde! Vor den Toren der Stadt ein buntbewegtes Bild des teilweise recht derben Volkslebens. Was uns da vorgeführt wird, sind Wesen, die vom Allernächsten leben. Wenigstens

lassen sie sich höhere Dinge zu keinem sie bedrängenden Anliegen werden. Es ist ein Schwarm von Spatzen, der lustig dahinflattert und nach Körnern pickt.

In diesem Getümmel zwei Männer von regen geistigen Interessen. Wagner freilich, ob auch ein Hochgelehrter, doch nur ein Sammler von Kenntnissen, die sich bei ihm nicht in Energien umsetzen. Nichts von einem Lebensempfinder und Lebensbeweger, darum auch ein Pedant von enger Seele. Faust daneben das quellende Leben. Wie jetzt der gereifte Dichter auf seiner eigenen Manneshöhe ihn zeichnet, ist Faust der Mann der Wissenschaft, in dem alles Größe, alles Weite ist, dabei sein Innerstes leuchtende Jugend.

Ein wunderbarer Zauber liegt hier auf seiner Gestalt. Wenn er sinnend sich umschaut und die Natur belauscht und das Leben deutet und des Menschenherzens verborgene Gründe erforscht, mag man in einzelnen Momenten an einen anderen denken, wie er mit seinen Jüngern durch die Felder schritt. Das wird in Jesu Gesprächen der Art nach dasselbe gewesen sein, dieses Beleuchten aus der inneren Klarheit heraus, dieses Vergeistigen der Welt durch die Fülle des eigenen Lebens, diese sich emporringende Tiefe, wo vor dem plötzlichen Aufschwung seiner Seele die Begleiter auch manchmal überrascht bekannt haben werden: „solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden".

Fausts Adlerseele eilt über die in Abendglut getauchte Landschaft dem sinkenden Lichtgestirne nach. Ein Tag ihres Erdenlaufs ist abgelebt, die Nacht wird hereinbrechen, aber die Sonne selbst geht nicht unter; in ewiger Glanzesfülle läuft sie dahin und fördert neues Leben. So strebt auch in ihm eine Unendlichkeit licht- und lebensdurstig aus aller Verdüstrung weg. Sein Element ist des Lebens reich sich erschließende Helle:

Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!

so seines Sonnenfluges Losung.

Geliebte, dieser Goethesche Idealismus ist eine wahrhaft evangelische, wenn auch nicht biblisch sich äußernde Gesinnung. Er ist deutsches Christentum mit seiner hohen und unverwüstlichen Lebensempfindung.

Das sind die wahrhaft glücklichen Menschen, die, als ob sie der Sonne nachzögen, vor sich immer Tag haben, immer eine leuchtende Welt sehen.

Da gibt's kein Armwerden, kein Altwerden, kein Verzagtwerden. Keine zerschmetternden Niederlagen. Kein Versinken in Kraft- und Bedeutungslosigkeit, in den Tod, in das Nichts. Vor dem Auge immer ungetrübte Helle, in der Seele immer die frohe Gewißheit: Du gehst weiter, du nimmst nicht ab, du steigst, du entwickelst dich. Das Leben wird reicher, schöner, es wächst die Klarheit, Herrlichkeiten warten auf dich; Sonnenkind, du gehörst der Ewigkeit an!

Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!

Diese Lebensanschauung ist gegründet in der Überzeugung von einer heiligen Vernunft, die alles geschaffen hat und alles bestimmt, und unter deren Liebeswalten nichts unterliegen kann, was von ihrer göttlichen Art ist, sondern alles wahr Empfundene und groß Gewollte sich doch schließlich durchringen muß. Sie ist gegründet in der Überzeugung, daß, wie das Erdenleben seine Nächte hat, so zwar auch unser Erleben auf Erden durch Dunkelheiten hindurchgehen muß und damit wohl durch Zeiten seelischer Schlafumfangenheit – aber daß der Gott, der das ewige Licht ist, seines Lebens Kinder immer wieder zu frischer Tagesfreude und Seelenhelle weckt. Ja mehr noch, sie ist gegründet in der Überzeugung, daß er unserer Seele eine Geschichte vorgezeichnet hat, die sie in innerer Ausreife immer mehr in seine Sonnenbahn hineinziehen soll, wo es für ihr Empfinden überhaupt keine Nacht mehr gibt. Vor mir ein ewiger Tag! – das, als froh gewisses Lebensgefühl empfunden, ist die Vollendung unseres Glaubensidealismus. Und wer auf dieser Höhe steht, der stirbt, wenn er einmal von hinnen geht, mit dem Rufe: Mehr Licht!

Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!

Aber nun vor sich, als zöge man der Sonne nach, immer leuchtendes Leben zu sehen, dazu gehört denn doch eine gewaltige Seelenenergie, ein hoher Sinn, ein festes Herz, ein glaubensvoller und sittlich starker Wille. Fürwahr, das will was heißen: man muß imstande sein, Welten hinter sich zu werfen.

Etwas Ähnliches mutet Paulus seinen Philippern zu, wenn er schreibt: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist; so jage ich zielwärts dem Kampfpreis nach, den der himmlische Ruf Gottes in Christus Jesus in Aussicht stellt. Da ist gemeint, daß man sich nicht durch den Gedanken an das, was

man schon erreicht hat, vom unablässigen Weiterstreben in der Bildung seines inneren Menschen abhalten lassen soll. Gewiß, dazu gehört ein hoher sittlicher Seelenadel. Aber ich möchte glauben, daß mindestens dieselbe sittliche Kraft dazu gehört, jener Goetheschen Weisung nach jeder Richtung hin nachzuleben.

Vor mir den Tag, hinter mir die Nacht! Hinter mir jene Kleinlichkeiten und Oberflächlichkeiten des Lebens, die sich so gern als die alles bedeutenden Wichtigkeiten aufspielen. Hinter mir die mit Glanz sich einhüllenden Ideenlosigkeiten, und die Gold einbringenden Charakterlosigkeiten, hinter mir all jene Nichtigkeiten des Lebens, nach denen die Menschen sich müde laufen, ohne damit einen wirklich beglückenden Gewinn zu erjagen. Weg damit, weg für mein Schätzen und Begehren; – mein Auge sieht das Große, mein Herz liebt das Schöne, mein Leben soll dem Wahren gehören, das da werden will!

Vor mir den Tag, hinter mir die Nacht! Hinter mir all die Leiden und Lasten, die meiner Tage Qual gewesen sind. Hinter mir alle Gedanken an die Dornen, die, vielleicht reichlicher als Rosen, meine Lebensarbeit getragen hat. Hinter mir die Erinnerung an all die menschlichen Schwachheiten oder Erbärmlichkeiten, unter denen das davon verwundete Herz oft bluten mußte. Weg damit, weg tief in die Schattenwelt der Vergessenheit hinein – eine herrliche Welt innerster Beseligung ist mir trotz alledem erblüht; und im Glücke dessen, was ich besitze und geworden bin und was so köstlich noch vor mir liegt, will ich das völlig vergangen sein lassen!

Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht! Hinter mir auch alles, was ich selbst gefehlt und durch mein eigenes Vergreifen verloren habe. Hinter mir meine Sünde und Schuld und die Verirrungen in überwundenen Stadien meiner Entwicklung. Weg damit, weg mit seinem hemmenden Druck; es liege begraben in meiner Reue ernstem Schmerze und soll nicht mehr daraus auferstehen – die feurigen Arme seiner Liebe ziehen mich froh und frei zu meiner Bestimmung empor!

Das ist der rechte Idealismus, der hat vor sich immer das Glück und sieht vor sich Welten auftauchen, herrlich und groß, und wächst seinem ewigen Ziele zu, welcher fähig ist, was gewesen ist und was nicht mehr sein soll, was eine Verfinsterung des inneren Sinnes sein würde, mit dem Herzenswillen des Berge versetzenden Glaubens abzuschütteln.

Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!

Gott stähle unsre Seele, daß sie, was unserer lichten Entwicklung im Wege liegt, packen und heben und zurückschleudern kann in die Dunkelheit, die dahinter ist.

2.

Liebe Gemeinde! Diese Kraft der inneren Befreiung, die bei Goethe wahrlich kein Leichtsinn ist und die seinem Idealismus in so reichem Maße zu eigen war, besitzt nun Faust nicht. Hier wieder ein Punkt, wo der Dichter bei weitgehendster Verwandtschaft mit dieser Gestalt, doch hoch über derselben steht. So schön Faust auch diese lichte ideale Lebensanschauung zum Ausdruck bringt, es fehlt ihm die zu ihrer Behauptung notwendige Seelenenergie.

Goethe zeigt das an einem interessanten Bilde, das er in diese Spaziergangszene hineinstellt. Die Bauern draußen im Dorfe feiern den Professor als den aufopferungsfreudigen Sohn des verdienstvollen Arztes, der mit seinem Vater zusammen einst vielen von ihnen der Retter gewesen ist in den Zeiten einer schlimmen Seuche.

Es ist nun charakteristisch, wie diese Erinnerung auf ihn wirkt. Er muß an die sehr zweifelhafte Wissenschaft seines dem Aberglauben ergebenen Vaters denken,

Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann,
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.

Und er, der Jüngling, trug's dann in die Hütten der Pestkranken, keine Gefahr scheuend. Er brachte ihnen die Arzenei in glaubensvollem Aufschauen zu seines Vaters Kunst. Von der Höhe seiner jetzigen Erkenntnis muß er sich sagen, es war ein wertloser Trank. Sie rettete keinen vom Verderben, und die gesund wurden, wären auch ohne diese vermeintliche Medizin genesen.

Da mag Faust es nun wohl bedauern, daß den Unglücklichen damals kein besserer Arzt zu Gebote stand. Aber darf er sich, was er getan hat, als Schuld anrechnen? Und träfe auch den Vater der

Vorwurf, daß er an diesen sinnlosen Heilversuchen des Aberglaubens hängen geblieben war, ein Würgengel, der in dieser Gegend „weit schlimmer als die Pest getobt" habe, ist der Alte, weil er zwar in törichtem, aber doch gutem Glauben gehandelt hatte, darum doch nicht gewesen. Ganz und gar schuldlos ist dagegen er, der Sohn!

Sehr richtig vertritt hier sein sonst sehr täppischer Famulus Wagner dem Meister gegenüber die Zurückweisung seiner Selbstanklage. Die Erinnerung kommt über Faust und packt ihn wie mit Klauenhänden, daß er, der von den Landleuten Umjubelte, sich als ein „frecher Mörder" fühlt. Solch grundloses Selbstgericht ist aber, ganz ebenso wie eine Gewissensstumpfheit, ein Zeichen von sittlicher Unsicherheit und seelischer Schwäche. Wer über solche falschen Empfindungen nicht Herr werden kann, dessen Idealismus hat auch nicht die Energie, wirkliche Felssteine, die dem zu Licht und Wahrheit hinstrebenden Geist im Wege liegen, zurückzuschleudern in die Nacht des Nichtmehrseins. So merkt man denn auch, wie jetzt wieder die Geister der Niedergeschlagenheit und einer trüb gestimmten Sehnsucht ihn beschleichen.

Faust ist wie Goethe ein hoher Idealist, aber in Fausts Seele ist etwas nicht in Ordnung. Es ist etwas in seiner Gesinnung, was seinem Idealismus die Kraft aufzehrt. Und was ist das?

Wir sagten in der letzten Betrachtung zu Neujahr, daß unter den Klängen der Osterstunde, wo Faust aus schwärmerischer Phantasterei zum Leben der Erde zurückkehrte, ihm ein mahnender Gedanke an reine, große, Liebe beweisende Tätigkeit als hohe Ahnung durch die Seele gezogen sein wird, daß ihm da noch ein Leben in Lust und Genuß ferngelegen habe. Jetzt sahen wir, wie er sich unter das von schweren Werktagen ausruhende Volk begab. Wir finden ihn an der Stätte draußen, wo jeder Blick seiner sinnenden Naturbetrachtung ihn zugleich an des Lebens ernste Arbeit erinnern mußte. Und das ist zugleich der Platz, wo einst das junge Herz sich in bester Meinung aus warmem Eifer heraus in Taten menschenfreundlicher Liebe geübt hat. Jetzt, erwarten wir, wird sich an dem bewegten Bilde des Lebens jener Trieb zu hingebender Wirksamkeit in ihm entfalten.

Nichts davon in dieser Szene. Das Einzige, was ihn hier mit dem Volke verbindet, ist seine, zum Unterschiede von dem pedantischen Wagner, auch von dem Derben und Rohen des volkstümlichen

Lebensbehagens nicht abgeschreckte Mitfreude an der Daseinslust der Menge.

> Herr Doktor, das ist schön von euch,
> Daß ihr uns heute nicht verschmäht
> Und unter dieses Volksgedräng',
> Als ein so Hochgelahrter, geht.

Aber innerlich steht er diesen Menschen doch gerade so fern wie Wagner. Die Teilnahme an ihrer Lust regt bei ihm in keiner Weise das Bedürfnis an, für dieses Volk etwas zu tun, mit seiner Gelehrtenarbeit etwas für des Volkes Wohl erwirken zu wollen. Faust sieht, ganz anders wie Goethe, mit dem er hier diesen offenen Sinn für die frohen Äußerungen des Lebensgefühls gemein hat, über die Menschen selbst und ihre Anliegen und Erfordernisse unbeteiligt hinweg. In dem Bilde vom Adler liegt für ihn doch nicht bloß ein Sicherheben über das kleine und armselige Wesen der Menschen, sondern viel mehr noch ein Drang des Entschwebens. Was er hinter sich schleudern will in die Nacht, sind nicht bloß die Hemmungen seiner Seele, sondern auch die einen Augenblick vielleicht gedachten Aufgaben an den Menschen, die ganze Menschheit, alles, was nicht er selbst ist: weg mit dem Kram!

Vor mir den Tag! – Dieser Tag ist ihm lediglich ein Schwelgen in hohen Empfindungen. Als er im Dorfe gerühmt wurde, hat er bescheiden abgewehrt. Aber Faust ist im Grunde gar nicht bescheiden und demütig. Nichts fehlt diesem Idealismus so sehr wie der sich selbst begrenzende und von sich absehende Sinn; er ist ein sich selbst genießendes stolzes Ich-Gefühl.

Das lag sehr in der Zeit, in der diese Dichtung entstand. Auch bei Schiller und Goethe hat man, wenn man ihre Briefe liest – übrigens eine köstliche Lektüre, so seelenbildend wie weniges – doch oft den Eindruck, daß sie ihr eigenes bedeutendes Selbst empfunden haben in einer Genußfreudigkeit, wie heutzutage ein wirklich großer Geist sie so nicht mehr aufzubringen vermag. Dem klassischen Wesen haftete eine ziemliche Selbstgefälligkeit an, das ist seine Schattenseite.

Aber in den Herzen der beiden großen Dichter steht, als eine vollständige Korrektur dieses Zuges zum Sichselbstgenießen, leuchtend der kategorische Imperativ des Bewußtseins: Du bist da, um etwas für die Welt zu wirken. Des Menschen Wert hängt in erster Linie nicht ab von dem, was er in sich trägt, sondern was er gibt und

leistet. Seine Hingebungsfähigkeit an das, was er einzelner als seinen Anteil an der menschlichen Schaffensarbeit empfindet, begründet seine Größe; und was an dieser seiner Berufserfüllung selbstloser Liebesdienst ist, das verleiht seiner Größe Weihe und Glanz. Dieses Finden des Lebens, in dem man es verlierend der Menschheit zum Opfer bringt, ist jener gesunde Idealismus, der sie unter uns zu Aposteln des Christusgeistes gemacht hat.

Das fehlt dem Faust. Sein Idealismus ist ein *Sichselbstgehören*. Er ist eine Hochstimmung der Seele, ein Schweben über dem Niedrigen und Gemeinen, ein Schauen ins ewige Licht, aber durchglüht einzig von dem Verlangen, an dem, was man schaut und fühlt, an großen Gedanken, an tiefen Ideen und feinen Empfindungen, immer reicher zu werden zum Zweck der innern volleren Selbstausstattung und der eigenen, das Ich erhebenden Beglückung. Es ist das Begehren, über alles Rauhe und Harte im Leben hinwegzueilen, sich den furchtbaren Problemen der ringenden Menschheit, die saure Mühe machen, viel Schweiß kosten und Herzblut fordern, zu entwinden, dagegen alles Schöne, alles Göttliche in der Welt in immer reicherer Fülle in sich hineinzuziehen und, von dem Bewußtsein seiner eigenen Geistesherrlichkeit getragen, aufzuschweben zu frohem Selbstgenuß.

> Nicht hemmte dann den *göttergleichen Lauf*
> Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten.

Dieses unaufhörliche Trachten nach Selbstbereicherung ist gewiß recht und gut. Und recht und gut ist auch das immer wieder Aufschwungnehmen zu innerer Befreiung und seelischer Sammlung nach den verwirrenden Eindrücken des Lebens. Der Realist hat dafür keinen Sinn. Er ruft dem Idealisten zu: Hacke dir deine Flügel ab, diesen unnützen Ballast des Wesens. Dieser erwidert ihm: soll ich zum Selbstmörder werden? sie sind meine Lebensbedingung. Denn unter den Menschen meiner Art, den göttlichen Menschen

> — ist es jedem eingeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.

Sehr richtig, — aber *nicht zum Selbstgenuß, nicht zur Pflichtentschwebung, nicht zur Flucht vor der Tat und den Realitäten des Liebesgebotes*. In der engen Berührung mit diesem Gottgewollten hier liegt das Geheimnis unserer Kraft. Die

Fühlung damit verlieren oder nicht gewinnen, heißt der Schwäche verfallen, wie ideal die Gesinnung auch sein mag.

Ich fürchte, daß in der heute so stark betonten Persönlichkeitskultur viel von diesem Faustischen Triebe zum ästhetischen Selbstbehagen verborgen liegt. Verborgen ist vielleicht gar nicht mal der rechte Ausdruck. Es drängt sich da die Freude am lieben Ich oft genug recht greifbar hervor.

Es ist ja das Allerselbstverständlichste für jeden höher gesinnten Menschen, daß er danach trachtet, eine lebendige, in sich bestimmte und reiche Persönlichkeit zu werden, und mit allem Ernste an seiner sittlichen Ausbildung arbeitet. Es ist das der große Gedanke des deutschen Idealismus und der Kern des Christentums nach neuprotestantischer Anschauung. Der ganze kirchliche Freisinn konzentriert sich um diese Aufgabe der Selbstkultur.

Wo man aber die eigene Persönlichkeit allzusehr unterstreicht, wird dies unter Umständen zu einer Lockerung des Verbundenheitsgefühls mit seiner Verpflichtung gegen die Gemeinschaft und mit seiner Rücksicht auf die Nebenmenschen. Es entsteht da bei minder groß angelegten Seelen die Neigung, sich von den andern Menschenkindern abzusondern, wenigstens im Wesen und in der Art sich zu geben. Man fühlt sich als etwas Ungewöhnliches, streichelt die prächtige eigene Persönlichkeit und bläst sich in verletzender Selbstbewunderung gegen die Umgebung auf. Es entwickelt sich da ein an sich edles Bestreben mit der Zeit zu einem versteinerten Pharisäertum und zu raffiniertem Selbstgenuß.

3.

Liebe Freunde! Wenn aber dieser abschwächende Sinn einen Menschen wirklich beherrscht, dann geht es ihm leicht, wie wenn ein Eindringling an die Tür klopft. Wird nur ein wenig geöffnet, so schiebt er seinen Fuß in die Spalte und bald ist er selber drin. Der Teufel steht auf der Lauer, sein Pferdefuß ist breit, und mit ihm schlüpft das Verderben ein: der ideale Selbstgenuß verwandelt sich im Handumdrehen in niederen Sinnengenuß.

Was wollte doch Faust? Der Sonne nach, ihr ewiges Licht zu trinken! Aber weil dieser Idealismus verquickt war mit der übergroßen Freude an seinem reichen Geiste und dem übergroßen Wohlgefallen an seiner erhabenen Persönlichkeit, so bekommt die

Lust der Welt mit ihren „klammernden Organen" die Oberhand über den aufwärtsstrebenden Seelendrang. Fast noch aus demselben Atemzuge, der eben das große Lerchen- und Adlerbekenntnis hervorgebracht hat, ersteigt der Wunsch:

> O gibt es Geister in der Luft,
> Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
> So steiget nieder aus dem goldnen Duft
> Und führt mich weg zu neuem, buntem Leben!

Das sind nun die „neuen Sphären reiner Tätigkeit"! Das wird jetzt aus den „Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht"! Faustische Idealisten sind für den Mephistopheles prädestiniert – –.

Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, darum: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

So mahnt die Bibel, so steht es als warnendes Bild hier in Goethes Dichtung. Faust sieht sich um, da gewahrt er auf einmal den schwarzen Hund:

> Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
> Er um uns her und immer näher jagt?
> Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
> Auf seinen Pfaden hinterdrein.
> Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
> Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wir haben diese magischen Schlingen wohl schon eher bemerkt. Von Anfang an. Gleich damals, in der Studierstube, als des Hochgelehrten aufgeklärter Geist so schnell mit allen religiösen Skrupeln und Zweifeln fertig war und lachend aller Furcht vor Hölle und Teufel trotzte. Als er damit – für unser Ohr deutlich vernehmbar – sich nicht bloß über diese menschlichen Vorstellungen, sondern auch über die dahinter liegende ernste Wahrheit hinwegsetzte, über die Tatsache, daß aus dem Widerspruch gegen Gottes Heiligkeit sich in der Menschheit eine Macht hervorringt, die, jedem bedrohlich, gerade am meisten den auf ihren Höhen Wandelnden ein Wertzerstörer und Seelenverderber werden kann. Als er sich dann so vermessen, über all seine kreatürliche Beschränktheit hinweg, zur Gottheit hinaufschraubte und mit dem Gefühl des Übermenschentums spielte. Das war unheimlich. Das ließ an eine beängstigende Verblendung und darin beginnende Umschlingung denken.

Und einen Moment muß ich noch hervorheben. Da ist es mir immer, wenn ich das Stück sehe, als ob Mephistopheles schon hinter den Kulissen stände und dem Faust mit dem magischen Zauber seines Teufelsherzens die Worte entlockte. Das ist die dichterisch so prächtige und, rein vom intellektuellen Standpunkte aus angesehen, so ergötzliche Szene seiner Abfertigung des Wagner, als dieser, mit der Lampe in der Hand und im Schlafrocke, ihn unter der Fülle seiner Gesichte störend überschleicht.

Was Faust da sagt, ist ja alles Wahrheit. Scharf geschliffen und überzeugend ausgesprochen, ist es der Triumph des Großen, Freien, Geistigen über ein kleines, enges, verknöchertes Gelehrtenwesen.

Aber die eisige Luft, die durch diese Worte weht, die Freude am Höhnen und Kleinmachen, — so redet nicht der Meister mit seinem Schüler, ob dieser auch noch so weit unter ihm stände an Geistes-, und selbst Charakterwert; so intolerant behandelt nicht der Mann, der im Besitze ist, den Werdenden, dessen Entwicklung ihm anvertraut ist, mag er auch wenig von ihm erwarten können. Da ist keine Spur von dem Bestreben des Herzens, zurechtzubringen und emporzuziehen, für das Hohe zu erwecken und zu gewinnen. Alles beißender Spott, zurückstoßende Überhebung. Alles allerdings in der Situation menschlich begreiflich, alles aber auch ein Zeichen von einem in seiner nur sich selbst gehörenden Berufsunfreudigkeit höchst gefährdeten Menschenwesen. Wo einer in der Universität, in der Schule oder in der Kirche, in seiner Erzieher- und Elternaufgabe solche Wagnerszene aufführen wollte, da wäre es Zeit, daß er sich für seinen Beruf einen Invalidenschein ausstellen ließe.

> Darf eine solche Menschenstimme hier,
> Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?

— dieses Wort am Schlusse jener ersten Wagnerszene wollen wir uns merken. Möchte es uns über die Lippen fahren und uns unzugänglich machen, wenn wir, mit schönen, hohen Dingen oder sonstwie mit unseren Interessen beschäftigt, herausgerissen werden, dann wollen wir uns schnell selbst zurufen: Nimm dich in acht, in deinem Innern ist etwas nicht in Ordnung, du lebst zu sehr dir selbst, in deinem Reichwerdenwollen fängst du an zu verarmen! Hüte dich, es wollen sich Fäden der Umschlingung um deine Seele

weben, diese Fäden können zu Schlingen der Anfechtung und die Schlingen zu Stricken des Bösen werden.

Ehe du es denkst, hat dich dann Mephistopheles umgarnt und führt dich weg in eine Richtung, wohin du gar nicht willst. Die Anfänge eines moralischen Verfalls liegen gewöhnlich gar nicht auf dem Gebiete, wo dann die schwere Niederlage stattfindet.

Wachet und betet, — so spricht zu uns aus dem Abschluß dieser leuchtenden Szene des deutschen Idealismus die Stimme des deutschen Christus — nur ein betender Idealismus bleibt ein gesunder Idealismus.

Noch einmal: was wollte doch Faust? „Der Sonne nach, ihr ewiges Licht zu trinken, — vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!" Diese Stoßkraft der hinter sich schleudernden Seelenenergie, die dem Sinne völlig versagt ist, der im Selbstgenuß lebt, und nur in einem Herzen möglich ist, das in Liebe und Hingabe einen sittlich fruchtbaren Boden hat; o sie ist doch etwas so wunderbar Großes, sie ersteigt uns nicht aus der Erde, auch selbst nicht aus der Liebe, wäre diese noch so rein und treu. Sie ist Glaubensgabe, vom Himmel muß sie uns kommen, nur als Gnadengeschenk Gottes wird sie empfangen; nur der betende Idealismus besitzt diese Weltüberwindung.

„Hinter mir die Nacht und vor mir der Tag!" Doch auch bei aller Kraft der innern Befreiung von dem, was gewesen ist und was man Schweres und Trübes erlebt hat, kann man das Leben vor sich, das ja immer wieder, wie es sich auch ändern mag, seine Dunkelheiten hat, man kann es, und würde es selbst noch so freundlich sich gestalten, doch nur dann als Tag empfinden, wenn der Blick offen ist für die Güte und Weisheit Gottes, die darin waltet. Der Glanz der Erdensonne, der über unsern Wegen liegt und unser Haus bescheint, ist doch noch nicht das Licht, aus dem die Seele sich ihren Frohsinn trinkt. Dies Licht muß uns aus höheren Regionen kommen. Es ist, wie der Blick dafür Glaubensgabe ist, ein Gnadengeschenk, das wir uns nicht selber machen können: nur dem betenden Idealismus leuchtet das Leben tageshell und herzbeseligend.

Es scheint ja allerdings ein religiöser Zug diesem Szenenbilde eigen zu sein. Faust weist die Bauern, die ihn verherrlichen wollen, hin „zu jenem droben, der helfen lehrt und Hilfe schickt". Aber

das nimmt sich nur aus wie eine vor den kleinen Leuten gewahrte Sprechweise. Es schmeckt das ganz nach dem mißbrauchten Worte „dem Volke muß die Religion erhalten werden", womit viele aufgeklärte gebildete Geister diese zum Zuchtmittel zu entwürdigen und sich selbst von dahingehenden Verpflichtungen freizusprechen pflegen.

Dem großen Idealisten hier, der seinem Begleiter gegenüber auch nur von „der Kirchen ehrwürdiger Nacht" zu reden weiß, geht der demütige Hochsinn der Gebetsrichtung ab. Der Gebetsrichtung, sage ich — nicht so sehr der Gebetsstimmung. Davon ist entschieden etwas in seiner Brust. Ein weiches, in Herzenstönen aufklingendes und wie zur Andacht hinziehendes Empfinden äußert sich in seiner Naturbetrachtung. Er kann bei seiner Rückkehr von diesem Gange geradezu meinen:

Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Und so ist auch der Ton, den er hier vor Wagner anschlägt, ein wesentlich anderer, freundlich gemilderter. Aber das ist, wie keine wirklich in Menschenliebe sich erschließende Gesinnung, so auch keine wirkliche Hinwendung der Seele zu Gott, das ist nur eine momentane, religiös gehaltlose Regung, ein ohnmächtiger Flügelschlag.

Fausts religiöses Leben liegt in einem schweren Bann, der es völlig niederhält. Daher kommt Faust nicht zum Gefühl der Aufgabe. Daher fehlt ihm der Drang zum Wirken. Daher trübt sich seine Anschauung der Dinge, er findet nicht die Kraft der Überwindung. Daher steigt es jetzt aus den niedrigen Regionen seiner Seele bedrohlich in ihm auf, und er steht wie verzaubert vor dem gegen ihn anstürmenden Feinde:

Der Kreis wird eng, schon ist er nah!

— eine beängstigende Aussicht, wenn man erwägt, was damit dem Idealismus der deutschen Volksseele, der sich im Faust spiegelt, vorgehalten ist. Steht unser Volk nicht, gereizt von der Faustischen Sehnsucht nach der Sinnenwelt „neuem buntem Leben", in Gefahr, an seiner innersten Existenz die verderblichste Einbuße zu erleiden? Und ist es nicht wahr, daß unter den unheimlich raschen Fortschritten der äußeren Kultur der erdrückende Kreis um unsere innere Kultur enger, immer enger wird?

Meine Freunde! Ich nehme das Wort der Christusstimme „Wachet und betet“ als eine ausdrückliche Mahnung des Goethegeistes auf, wenn ich über unsere Gemeinde und über unsere Zeit hinrufe: Nur ein betender Idealismus ist ein gesunder Idealismus!

Des Goethegeistes, sage ich. Denn ich meine damit nicht das kirchliche, händefaltende Gebet, nicht das Reden mit Gott, wie ein Kind mit seinem Vater redet, wiewohl ich dem sein volles Recht zuspreche und mich selbst freudig dazu bekenne. Auch glaube ich, daß der innerliche Gebetssinn ohne solche Höhepunkte der Gebetsaussprache nicht wird bestehen können, wenn schon die Formen derselben sehr verschieden sein mögen.

Aber der betende Idealismus geht weit darüber hinaus. Er ist ein Zustand der Seele. Er ist in allem Denken und Handeln das innere Aufschauen zu einer Macht, in welcher der Mensch sich selbst und seines Lebens Vollendung gewollt weiß. Und das ist Goethische Lebensempfindung.

Er ist die lebendige Empfindung dafür, daß höhere Gewalten einen in die Arbeit gestellt und mit jedem etwas Bestimmtes vorhaben. Er ist der Sinn, der in dieses Ewige und Heilige eindringt, um darin sein eigen Bild zu ergründen, wie es im Reich des göttlichen Idealwillens feststeht, und daraus die Kraft zu nehmen, die uns instand setzt, das allmählich zu werden, wozu wir berufen sind. Und das ist doch immer mehr des Dichters Seelenstimmung geworden.

Er ist der hinein sich fühlende, hinein sich sehende Blick in unsern göttlichen Daseinszweck, der dankbare Herzensblick in das Gottesleben, dem wir erstiegen sind, dem wir zugehören, dem wir wieder zustreben als geklärte Geister, — der beständige Blick in die Sonne, aber in die Sonne hinter Faustens Erdensonne. Und darin wissen wir uns mit dem Schöpfer der Faustdichtung eins, besonders hier bei seinem gereiften Weiterschaffen an dem großen Werke. Wir fühlen eine innere Verbindung mit Goethe, wenn wir unsere Betrachtung heute schließen mit dem Gedanken: Nur solch ein betender Idealismus erhält uns und unserm Volke die Adlerkraft, die gebieten kann: Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!

Amen.



II.

Abendstunden des bösen Geistes Audienzstunden

Eine Abendpredigt

Und sie nötigten ihn und sprachen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.

Lukas 24, 29.

Erste Unterredung des Faust mit Mephistopheles

(„Verlassen hab' ich Feld und Auen" bis „Und daß ein Pudel mir entsprang")

Ausblick auf die folgende Szene

1.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf! auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin! ein ander Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Andächtige Gemeinde! Ein trauliches Lied, uns allen so wert, dieser Paul Gerhardtsche Friedens- und Schlummergesang. Er ist wohl die rechte Einleitung unserer abendlichen Goethepredigt. Denn an diese ihm von seiner Jugend her so lieben Klänge dürfte der Dichter gedacht haben, als er dem vom Osterspaziergange heimkehrenden Faust die gemütlich so ansprechenden Töne weicher Seelenstimmung und herzlichen Friedensverlangens in den Mund legte, die doch mehr aus Goethes eigener Brust als aus der Geistesverfassung des Faust erklärlich sind:

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bessre Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Tun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Ach! wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Wer kennt nicht dieses Abendglück aus eigener Erfahrung? Dunkelheit hat sich über dein Arbeitsfeld gebreitet, die Welt ist still geworden, und das Leben gibt dich frei. Nun, wo des Tages lärmende Unrast vorüber ist, wo alles, was in Fabrik und Werkstatt und Kontor, im Drange der Amtspflichten und der häuslich-wirtschaftlichen Anforderungen dich umgetrieben hatte, über dir nicht mehr gebietet, darfst du dir selbst gehören, jetzt tritt die Liebe in ihr Recht. Die Stunden gehören der Familie, dem heiteren Geplauder, dem ernsten Gedankenaustausch zwischen Mann und Weib, zwischen den Eltern und den heranwachsenden Kindern und im Kreise der Freunde, die sich um den Tisch des Hauses sammeln.

Wohl dem, der es da vermag, sich des Tages Mühen und Sorgen aus dem Sinn zu schlagen und dahinten zu lassen, was in lockenden Zielen, in Erfolgen oder Fehlschlägen der Stachel seines Strebens ist, um nun froh die Freuden der Gemeinschaft zu genießen, die so köstlich sich dem Herzen entgegenbringen. Man spürt es, wie darin eine höhere Macht einen segnet; wie unter des Abends Ruhe, wenn Herzlichkeit und das Gefühl inniger Zusammengehörigkeit diese verklären, eine Hand über die Unruhe im Innern mit wohltuender Beschwichtigung hinstreicht. Ein Heiliges, das läuternd auf uns wirkt, ist uns nahe auch in dem Humor schöner, reiner Geselligkeit. Aus dem, was man miteinander liest, spricht die Ewigkeit in leuchtenden und stärkenden Worten idealen Lebens in unseren Zeitenlauf hinein. Und indem man seine Umgebung zu bereichern sucht, steigt so manches aus der eigenen Seele zum Lichte empor, was in ihrer Tiefe erst noch ein schlummerndes Dasein gehabt hatte.

Und manchem sind die Abendstunden jene Stunden, von denen Jesus sagt: gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen! Geister der Stille weben durchs Haus, die verwirrenden Eindrücke der Außenwelt

haben keinen Zutritt mehr. Nur durch die Fenster flattern die Schmetterlinge des Gartens und umschwirren der Lampe freundlichen Schein. Oder ist es, wie jetzt, Winter und herrscht draußen der Frost, während das Feuer drinnen im Ofen prasselt, dann malt eine leise Hand draußen ihre Phantasiegebilde an die Scheiben. Und die Falter wie die Eisblumen sind ein Gruß der großen, heiligen Macht, aus der wir stammen. Da fragt die Natur ihr Kind: bist du auch noch mein? bist du noch rein und wahr? noch frisches, frohes Leben? hast du dich durch die Welt und deine Umgebung auch nicht verkümmern lassen in deinem echten Wesen? Man überblickt seine Tage, sein Werden, sein Treiben. Man geht in sich, man erkennet, wo man geirrt hat, man faßt neue Vorsätze, man strebt zur Natur zurück, zu der gesunden, unverfälschten – und was das Menschenherz da sinnt und denkt, das ist Gott das liebste Gebet.

Anderen bereiten die Abendstunden — vielleicht noch nach den Freuden im Familienkreise, bis weit in die Mitternacht hinein – die Wonnen des ungestörten Denkens, des freien Schaffens. Die Lieben alle schlafen, man ist allein mit sich und seinem Geistesleben. O wunderbare Zeit, dieses Wandern auf einsamer Flur, wenn man doch umgeben ist von so vielen erlauchten Gestalten und dabei Menschen vor Augen hat, denen man dienen möchte; wenn man gegen die Welt sich verschließt, um zum Wirken an hohen Bestrebungen für die Welt neue Kraft und neue Anregung zu finden.

Dunkel ist's draußen ringsum. Aber oben am Firmament flimmern in ewiger Ruhe die Gestirne, die unvergänglichen, unveränderlichen. Lichtvolle Himmelsburgen sind es, in denen die Ideale Schutz suchen, so oft ihnen hier im Gedränge der materiellen Interessen Platz und Recht bestritten wird. Und ist ihre Zeit neu gekommen, so kehren sie immer wieder zur Erde zurück, ein leuchtendes Heer, von der Lebenssehnsucht des wieder nach Jugend verlangenden Geschlechtes dann jubelnd empfangen, und die in ihrem Realismus darbende Menschheit feiert dann immer wieder einmal ein Epiphanias.

Im stillen Abendfrieden schaut das Auge zu den Sternen auf. Da baut ein Blick sich eine Lichtesbrücke. Drauf steigen kündende Boten aus dem Reiche der Ideale zu uns nieder, vorbereitende Geister auf das Epiphanias der Zukunft, und reden einem Ideen, die sich in der Gegenwart durchsetzen sollen, und Mut

und Lust zum Vertreten ihrer Wahrheit ins Herz und erfüllen die Brust mit dem Glanze hehrer Hoffnung. Der Glanz dieses abendlichen Weihegefühls verscheucht den finsteren Schwarm der Zweifel, der bangen Kümmernisse und all des Erdenwehs, das sich wohl den Tag über um die Seele gelagert, vielleicht auch schon ihre Zugänge beschlichen hatte.

Im Glanze dieser Geistesnähe richtet man sich auf zum Verständnis für seines Lebens hohen Sinn. Man fühlt seines Schaffens beste Kraft. Stimmen der Offenbarung umgeben den nächtlich einsamen Geist, laut wird es in ihm von jenem „Worte", das nach Faust die Tat bedeutet. Und der darin vor einem steht und segnend die Hände breitet über alles Fühlen und Denken der Seele, es ist der Genius unseres Glaubensidealismus. Da spricht das Herz zu ihm voll Glück und Dankbarkeit: Herr, bleibe bei uns und komme immer wieder zu mir, so oft es will Abend werden!

2.

Abendstunden Geistesstunden, Glaubensstunden, Christusstunden! Ja das können sie sein. Wie leicht und oft jedoch bekommen sie einen ganz anderen Charakter. So spricht auch hier Faust, der eben etwas von solcher Hochstimmung erlebt hatte, im Verlaufe der Szene gar bald:

> Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
> Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.

Wir erinnern uns von den Betrachtungen zu Weihnacht und Neujahr der Morgenstunden desselben Tages. Das Dämmern des Lichtes hatte den Engelsgesang geweckt, die Himmestöne, mächtig und gelind, die Fausts Seele erlösend am Staube suchten. Jetzt ist die Sonne untergegangen, die Welt liegt da von tiefer Nacht bedeckt, und wieder vernehmen wir Gesang. Aber der kommt her aus finsterer Sphäre, es sind die gespenstischen Geister der Hölle; und der furchtbar anschwellenden Gestalt des Hundes, den er trotz seinem unheimlichen Gebaren mitgenommen hatte, ersteigt vor Faust, halb sich aufdrängend, halb herangezwungen, Mephistopheles.

Meine Freunde! Das ist, von dem Dichterisch-Theatralischen des äußeren Vorgangs natürlich abgesehen, ein Stück wirklicher Seelengeschichte aus dem Erleben von Abertausenden: die Abend-

stunden – und gerade diese – die Stunden, wo, im Überfall und doch begehrt und gezogen, der Teufel an das Menschenherz herantritt!

Am Morgen beim Erwachen ist des Menschen Gefühl am reinsten. Aus des Schlafes Umfangen kommen wir wie aus Gottes Armen. Da ist die Seele frisch und das Herz voll lichten Anschauens der Dinge. Da ist die Brust durchglüht von Lust zum Wirken und erhoben von Mut zum Überwinden aller Hindernisse und Gefahren. Da ist der Geist in uns am mächtigsten, und von Frohsinn und Leben werden in der Frühe die edlen Entschlüsse geboren. Keine Frage, die Morgenzeit füllt in den Annalen des Gottesreichs mit großen wie mit kleinen Taten die meisten Seiten.

Am Abend dagegen und in der Nacht, wo der Sturm gewöhnlich die Äste bricht und Bäume entwurzelt, da ist auch die Herzens- und Charakterkraft des Menschen am schwersten bedroht und seine Widerstandsfähigkeit am schwächsten. Da verleugnet er am ehesten seinen Glauben und fällt am leichtesten von seinen Idealen ab und wird an Gott und sich selbst irre. Da haben die meisten ihr Glück verloren und andere unglücklich gemacht. Da wird weitaus die Mehrzahl der Untaten begangen. Und dies nicht bloß, weil Finsternis die Hülle des Bösen ist, sondern vor allem deshalb, weil an des Tages Schluß der Sinn zum Unrechten besonders aufgelegt und zum Irregehen viel mehr als am Morgen geneigt ist.

Aber ist es denn wirklich so? Am Abend wäre der innere Mensch am schlimmsten gefährdet und am wenigstens dagegen gewappnet? Man sollte erwarten, der große Eindruck des am Tage Erlebten müßte ihm da eine gegen Gott dankbar, zu allem Guten von Herzen freudig stimmende Macht werden, und Arbeit und Kampf des Tages würden ihn gestählt, die Übung im Dienste der Pflicht ihn auf die Höhe seiner Kraft gehoben haben.

Gewiß, daher auch jener eben besprochene reiche Segen des Abends bei jeder richtig eingestellten Menschenseele. Anders aber bei dem Menschen, der, wie Faust, ob auch hochgesinnt, doch noch in der Verworrenheit schweift, oder dem Menschen, der schon geklärter als Faust, doch noch nicht die volle Bestimmtheit seiner sittlich-geistigen Wesensrichtung besitzt.

Dem hat der Tag neben möglicherweise großen, ihm förderlichen Eindrücken auch solche von noch mehr ihn verwirrender und

vielleicht verhängnisvoll ihn beeinflussender Art gebracht: unter Stimmungen, die ihn dafür besonders empfänglich gemacht hatten, Erfahrungen, Beobachtungen und Begegnungen von der Außenwelt her, die sich ihm mit bannender Gewalt tief eingebohrt haben. Es können Einwirkungen der Umgebung gewesen sein, die, an sich von gar nicht böser Natur, doch die Schwächen und ungeistigen Seiten gerade seines Wesens gewaltig aufreizen mußten. Oder wohl auch allerlei Einflüsterungen des falschen und gottwidrigen Zeitgeistes, die dazu angetan waren, ihm sein religiöses Bewußtsein zu erschüttern, sein sittliches Urteil zu fälschen. Was so von außen mächtig über ihn kam, — geduldet, wohl gar mit stillem Wohlgefallen gehegt, jedenfalls nicht ernstlich bekämpft und energisch abgewiesen — das sind jene Umstrickungen des seelischen Hochempfindens, die jede tiefere Lebensanschauung, auch wenn sie von einem persönlichen Satan nichts weiß, mit Goethes Dichtung als Teufelsberührungen empfindet.

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht —

so klingt's uns noch von Fausts Spaziergang draußen im Ohr. Und nun jetzt dies Abendbild: Faust über die Bibel gebeugt, mit sehnsüchtigem Verlangen dem Höchsten nachdenkend, — und hinter dem Ofen der Hund, der unruhige und beunruhigende Geselle, dem er, ohne ihn erst gerade viel beachtet zu haben, doch immerhin mit geheimer Freude an seinem Besitze, Platz bei sich eingeräumt hatte:

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der tierische Laut nicht passen.

Doch was so der Mensch im ungeistigen oder wenigstens ihn entgeistigenden Regungen aus den Erlebnissen des Tages in seine Behausung mitgenommen hat, das dringt jetzt in des Abends Stille immer lauter auf ihn ein. Aus dem Knurren in der Tiefe der Brust wird ein Heulen, ein Anbellen der Seele. Während es sich im Tagesgetriebe noch nicht weiter störend geltend gemacht hatte, zerrt es jetzt Gedanken, Phantasie und Sinne an sich. Dagegen sträubt sich dann wohl das Bessere im Menschen. Es fühlt die Verwirrung, die sich seiner bemächtigt. Es will sich von dem Eindringling nicht um sein Herrsein bringen lassen:

Einer von uns beiden muß die Zelle meiden.
Die Tür' ist offen, hast freien Lauf

ruft es wehrend dem inneren Störenfried zu. Aber – verdunkelt der Schatten des Abends den Blick? wirkt die Stimmung des Abends betäubend auf die innere Kraft? – das ist, obschon aufrichtige Empfindung, doch kein wirkliches Willensgebot; es ist nur ein Wunsch, kaum jedoch recht dieses. Vielmehr hält der Mensch, des interessanten Beunruhigers ganz froh, ihn mit seinem nachsinnenden, immer lebhafter sich beschäftigenden Hinschauen an sich fest.

Ungern heb' ich das Gastrecht auf.

Dies alles ist nur allzu wahr, so treffend aus dem Leben gezeichnet. Und so kommt der Mensch wohl bald dazu, mit Faust zu sprechen:

Ist es Schatten? ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt!
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus!

Und trotzdem mag sich der gebannte Sinn nicht davon losmachen. Er fühlt es mit Entsetzen, wie die Ansicht oder die Vorstellung, deren zudringliches Umkreisen er sich hatte gefallen lassen, zu einer Macht in ihm geworden ist, die alles andere verdrängt, den ganzen Raum, sein Denken und Begehren immer mehr ausfüllt. Wie der Geist, dem er so unbedenklich Einlaß gewährt hatte, bereits einen unwiderstehlichen Zauber ausübt, der ihn mit Feuerblicken verfolgt.

Es ist ihm unheimlich zumute. Er ahnt den Feind und dabei redet er sich ein, es handle sich ja nur um eine harmlose Sache, die man leicht unter die Füße kriege. Aber je mehr alle dahin gehenden Versuche fehlschlagen, um so angelegentlicher gibt er sich mit dem, was in ihm drängt und wühlt, ab, bis er schließlich merkt, daß er ein finster Gewaltiges vor sich hat. An den Wirkungen auf sich, wie sein Wesen sich immer mehr dem Idealen entfremdet, gegen das Heilige sträubt, verspürt er es, daß der Dunstkreis des Bösen ihn umfängt. Noch kann er sich diesem entziehen. Wird er ein Machtwort sprechen? Wird er sich in Glaubensstärke wider den Andringling aufrichten? Würdest du das tun und aus tiefer Seele rufen: Bleib bei mir, Herr, in so gefährlicher Abendstunde?

3.

Liebe Gemeinde! Faust vertreibt den Bösen nicht. Im Gegenteil, er sucht ihn festzuhalten, um ihn zu höheren Zwecken – freilich diese nach seiner Art gedacht – sich dienstbar zu machen. Über diesen Punkt wird unsere nächste Betrachtung handeln. Vorläufig mag der weitere Gang unserer heutigen Szene uns einige Aufschlüsse geben über Mephistos Wesen und Treiben.

Abendstunden werden leicht zu Teufelsstunden, und diese Teufelsstunden, es sind Stunden des Angriffs auf den Lebensglauben in der Menschenseele.

> Ich bin der Geist, der stets verneint!
> Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
> Ist wert, daß es zugrunde geht;
> Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
> So ist denn alles, was ihr Sünde,
> Zerstörung, kurz das Böse nennt,
> Mein eigentliches Element.

So Goethes bekannte Charakteristik jener finstern Mächte, die, aus der Menschheit geboren und immer wieder aus ihr sich erzeugend, zu furchtbaren widergöttlichen Gewalten werden, welche das Leben und die Entwicklung unseres Geschlechtes und Glück und Seelenheil jedes einzelnen bedrohen. Die Mächte der Verneinung, der Zerstörung, der Lebenserstickung. Von hier aus ist auch das andere viel zitierte Mephistopheleswort zu verstehen, in dem dieser erscheint als

> Ein Teil von jener Kraft,
> Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Für uns ist das ein sinnvoller Ausdruck der Wahrheit, daß alles Böse wider seinen Leben vernichtenden Willen göttlichen Zwecken dienen muß und schließlich doch das Gute, das uns Heilsame, Lebenserhaltung und Lebenserhebung, hervorbringt. Vor Gottes Ratschluß bekommt also dieser Ausspruch des Teufels den Sinn der Selbstironie. In Selbstironie gefällt sich freilich hernach Mephistopheles. Aber hier noch nicht. Vielmehr liegt diesem Worte eine teuflische Umwertung der Begriffe zugrunde: Mephistopheles erstrebt das, was wir das Böse nennen, die Lebensvernichtung; aber diese gilt ihm gerade als das Gute, das Wünschenswerte.

Mancher wundert sich vielleicht, daß hier mit keinem Worte von Gott die Rede ist. Das erste Gespräch des Faust mit dem Teufel dreht sich lediglich um das Thema: Lebensbejahung oder Lebensverneinung? Aber damit handelt es sich ja grade um die Grundlage des Gottesglaubens. Weil der Mensch sich zum Leben bekennt, das Leben lieb hat und das Leben begehrt, darum sucht sein Herz Leben spendende und Leben fördernde Mächte, darum glaubt er an eine Gottheit. Wo sich dagegen eine solche mephistophelische Lebensverneinung und Lebensverwünschung der Seele bemächtigt, da hat der Gottesglaube keinen Sinn und keine Möglichkeit mehr.

Deshalb ist der Todfeind des Christentums der Pessimismus, er ist die stammechte Höllenausgeburt dieses Geistes der Negation. Die Negation geht ja heute mit scharfen Sensenhieben durch das Seelenleben der Menschheit. So verwüstet der rücksichtslose Zugriff des Radikalismus viel schönes, reiches Glaubensleben, das die Treue unserer Vorfahren, zum Teil mit ihrem Blute die Felder düngend, ausgesät hat. Aber so bedauerlich das auch ist, ein Nietzsche, eine Ellen Key, ein Häckel tasten doch mit all ihrer Verneinung unserer Lebensanschauung, mit all ihrer Zerstörung des evangelischen Lebensgefühls der Liebe und des Gottvertrauens, der Sünde, der Gnade und der Erlösung und mit all ihrem Widerspruch gegen Jesus Christus noch nicht das Leben selber an. Diese ganze radikale Bewegung der Zeit will vielmehr eine starke Lebensbejahung sein: wenn auch noch so irregehend und wahnvoll und mit ihren antichristlichen Negationen tatsächlich den Lebensbestand der Menschheit schädigend, meinen diese Geister doch gerade den Lebensdrang erst recht zu entbinden.

Wo dagegen grundsätzliche Schwarzseherei die Ansichten und Stimmungen beherrscht, da ist ein Eingriff in das Innerste des Lebenstriebes. Diese unerbittlich pessimistische Bestreitung des Rechtes und der Wahrheit des Lebens führt zu fundamentaler Zerstörung des Daseins, zu voller Glaubenspreisgabe, und wo solcher Auffassung Konsequenz innewohnt, zum Selbstmord. Wer kennt nicht die zahllosen zugrunde gegangenen Opfer dieses Geistes der Verneinung in der Gegenwart? Mögen die Vertreter solcher düsteren Beurteilung des Lebens auch vielfach achtungswerte Persönlichkeiten sein, und mag in ihrer Denkweise sich im einzelnen auch manche unabweisbare Wahrheit finden, wo der Pessimismus die Lebens-

richtung des Menschen ausmacht, da ist Mephistopheles, da ist satanische Seelenerwürgung.

Gegen diese nun wehrt sich hier Faust. Wir könnten mit seiner Haltung, wie er hier dem Lebensbestreiter und Lebensvernichter entgegentritt, wohl zufrieden sein. Was der Idealist da aus optimistisch gottmenschlicher Empfindung dem Bösen erwidert, das ist ein Stück aus unserem eigenen Glaubensbekenntnis:

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!

Allerdings recht freuen kann man sich seiner Lebensbejahung dennoch nicht, denn wir wissen ja, wie schon in der nächsten Szene — wenn auch nur mit vorübergehender, so doch mit stark verwirrender und verunreinigender Gewalt — dieser finstere pessimistische Geist der Lebensverneinung über ihn Gewalt gewinnt. Das Schauerlichste, was je ein Dichter als Ausfluß einer von der Negation verwüsteten Empfindung hervorgebracht hat, ist die Faustische Verwünschung aller Güter, die den Menschen am Leben festhalten, sowohl der materiellen, der entbehrlichen, aber auch der allerunentbehrlichsten, wie auch selbst der hohen idealen Güter, die die Grundbedingung unserer seelischen Existenz sind:

So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Taten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!

Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnug! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!

Hier hast du Mephisto, den Lebensverneiner, und sein Zerstörungswerk vor dir; hier merkst du, was Pessimismus ist.

Wie mancher wird vor diesen Worten erschaudern. Sieht er doch hier das wütende Sichaustoben von Fluten, die er schon manchmal – ferner oder wohl gar näher – auch auf seine Seele hat heranbrausen hören. Er erkennt hier, in welcher Gefahr der inneren Verwüstung er schwebt, wenn er dieser Stimmung, wozu er am Ende starke Neigung hat, nachgäbe.

Am Abend war es. Nach ärgerlichen Auftritten, nach bitteren Erfahrungen, als es ähnlich so über ihn kommen wollte. Vielleicht, daß einer wieder besonderen Anlaß bekommen hatte, mit dem Faust hier zu klagen:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

Die Fülle der Seele – dabei die Armut des Lebens. So reich an Kraft und Wahrheit der Ideen und damit in der Welt nichts zu erreichen. Eingeengt der starke Wille, kein Glück, kein Erfolg, kein Vorwärtskommen.

Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.

Auch er hat es empfinden müssen, wie die Umgebung die Schöpfung seiner regen Brust, seine Ideale, die zum Dasein drängen,

Mit tausend Lebensfratzen hindert.

Er hat es wieder erleben müssen, was es mit Menschentreue auf sich hat. Er hat in seiner Arbeit und seinem Berufe wieder Einblick gewonnen in das Treiben von Charakterwichten und hohlen

Schwadroneuren. Er ist im Kampfe für die Wahrheit und das Gute auf so viel Stumpfsinn gestoßen. Das edelste Wollen scheiterte an der Verständnislosigkeit. Aller Eifer der Hingabe an sein Werk wurde mit dem schnödesten Undank erwidert. Man hatte an die Menschen geglaubt, für die man wirkte, an ihre Größe, an ihre freudige Empfänglichkeit; und man hat nun so recht gespürt, mit was für einem unbildsamen Material man es zu tun hat, wie jämmerlich klein und ideallos der Sinn, wie engherzig ihre Anschauung, wie selbstsüchtig ihr Begehren ist.

Ach, ich verstehe, was damals Luther durchgemacht hatte, als er auf der Wartburg von dem wetterwendischen Wesen und der unreifen Haltung seiner Wittenberger Kenntnis erhielt, als er sich da glaubte sagen zu müssen: du hast vergeblich gearbeitet, deine Deutschen waren deiner Liebe und deiner Lebensaufopferung nicht wert. Wie da unter der Entrüstung dieser Stunden der Geist der Verneinung ihn anpacken wollte, der ihm zurief: Verfluche dies Volk und deine Zeit und dein Werk und dich selbst!!

O, pfui! spricht wohl einer, wie kann man so empfinden? wie kann ein edler Mensch solchen Regungen ausgesetzt sein? Du trefflicher Tugendbold, diese Versuchung kennst du nicht? Dann bist du eine Miniaturseele, schweig still, du hast kein Recht, hier mitzureden. Der große Mensch, der Drang und Vermögen in sich hat, der Menschheit einen ragenden Tempel des Höchsten aufzurichten, der kann auch Stunden haben, da er, wie der gebundene und verlassene Simson des Tempels Säulen zusammenbrechen möchte, daß diese hoffnungslose Erbärmlichkeit zugrunde gehe, und seines Gefängnisses Trümmer ihn unter sich begraben: bin ich zum Schöpfer befähigt, und wollt ihr euch dem Rufe des Geistes widersetzen, wehe, wehe, ich kann euch auch ein Verderber werden!!

Gerade die Riesenmenschen und die Adelsseelen sind es, nach deren Lebensglauben der Teufel seine Hand ausstreckt. Die Kleinmenschlein beunruhigt er mit solchen Angriffen nicht. Will ich damit sagen, daß diese Regungen selbst etwas Großes und Adliges sind? Ganz gewiß nicht. Sagen will ich vielmehr, daß gerade jene hochangelegten Menschen besonderen Grund haben, wenn der Tag ihnen einmal wieder viel Kampf und Enttäuschung gebracht hat, mit Herzensinbrunst zu sprechen: Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden!!

4.

Und die Angriffsstunden des Bösen – so zeigt es uns die Dichtung weiter – sind Stunden der Sinnenberauschung.

Hörst du, was dem Faust „die zarten Geister" singen? Einen schärferen Gegensatz als den zwischen dieser Poesie der Abendstimmung und der in Paul Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder" läßt sich nicht denken!

In Traumbildern von berückendem Reiz locken die Geister des Mephistopheles den Entschlummernden in phantastische Regionen hinüber, in eine überirdisch schöne Natur und in die Paradieseswonnen eines göttergleichen Geschlechts. „Wie mit dem Pinsel Böcklins sind diese Gefilde der Seligen und Genießenden gemalt. Erregend und einlullend zugleich wie gewisse Partien in Wagners Opern wirkt der Geistergesang; mit süßem Zauber versenkt er Faust in ein Meer des Wahns." (Bielschowsky.)

Was darin lebt, ist Sinnlichkeit mit ihrer aufwühlenden Gewalt, aber es ist nichts Grobsinnliches darin, das ist die teuflische List. Die offene Gemeinheit würde den höheren Menschen sofort abstoßen. Das Laster, das unter dem Scheine der Laterne durch die Straßen der Großstädte stolziert, die Koketterie, die sich mit ihren Künsten der Umstrickung ihm aufdrängen wollte, das Schwelgen der Genußmenschen, die in geistloser Üppigkeit den raffiniertesten Bedürfnissen des Gaumens huldigen, ein Reichtum, der sein elendes Wurmdasein mit protzendem Flitter ausstaffiert, diese handgreifliche freche oder blöde Sinnenwelt würde ihm nur Ekel erwecken.

Anders hier diese idealistisch stilisierte Sinnlichkeit: was den unteren Regionen der Seele entsteigt, schillert doch fortwährend ins Geistige hinüber, und über die Vorstellungen des niederen Begehrens breitet sich freundlich ein Trugschein höheren Wesens. Nichts Wildes, nichts Rohes, es ist ja alles so lieblich, alles so mild. Nichts von wüster, plumper Fleischlichkeit, vielmehr gibt sich das Sinnliche hier so seelenvoll und herzumschmeichelnd, ein Gaukeln, ein Schweben, ein Steigen zum Leben, ein trunkenes Glück. So beschleicht die Sünde den besseren Menschensinn. So umnebelt sie sein sittliches Urteilsvermögen, so daß er, aus dem Rausche erwachend, vielleicht doch nicht mehr daraus aufzutauchen vermag, weil er, wie Faust hier, ganz hingenommen ist von dem, was ihm als „geisterreicher Drang" erscheint.

Und die Operationsbasis des Bösen ist die Phantasie. Die Phantasie, die morgens von allen Kräften des Menschen am spätesten sich dem Schlummer entreißt und abends am längsten aufbleibt; die, wenn die Sonne niedergegangen ist, und die Erscheinungen der Wirklichkeit dem Auge entschwinden, nun erst recht anfängt rege zu werden. Die romantische Phantasie, die ins Abendrot ihren Pinsel taucht und wunderbare, buntprächtige Bilder zaubert, die aber, geht ihr dann von der göttlichen Palette die Farbe aus, sich den Ersatz leichthin bei den Sinnen entleiht.

Da mag dann wohl, wenn es Nacht geworden ist, und der Mensch längst schlafen sollte, wenn auch Gewissen und Vernunft schon zur Ruhe gegangen sind, Phantasie, die geschäftige Künstlerin, die allein aus sich heraus gutes und schlechtes Bildwerk nicht unterscheiden kann, die Seele mit einer Fülle der Gestalten überschütten. Sie ist es, die dann in zunehmender Geschicklichkeit dem Menschen das Wort des Teufels erfüllt:

> Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
> In dieser Stunde mehr gewinnen,
> Als in des Jahres Einerlei.

Aber was schadet's? es sind ja nur Bilder! Nur Vorstellungen! Nur luftige Kreaturen! Gib dich mit diesem beruhigenden Bewußtsein nicht zufrieden. Diese luftigen Geister sind trotz ihres ätherischen Charakters Mephistos gewappnetes Heergesinde. Das wirft, während es reizendes Tanzspiel dir vormacht, hinter sich Gräben und Schanzen auf und gibt keinen Zoll breit vom gewonnenen Boden her. Bald merkst du es mit Schrecken, wie darauf Satans Fahnen wehen. Von deiner Phantasie aus hast du in deinem Innern heiligen Besitz verloren an den, der, wenn er darin Herr geworden, nun durch deine Seele höhnt:

> Ich bin der Geist, der stets verneint.

Nur Bilder? Nichts bedeutende Einfälle, die man in jedem Augenblick wieder in ihr Nichts zerblasen kann? Nein, nein, glaube das nicht, es sind Dauerkräfte, die sich einbohren, still und unmerklich, bis sie stark genug sind. Dann brechen sie hervor, und auf einmal stürmt es selbst durch die hochangelegte Seele hin, wie hier bei Faust in der nächsten Szene:

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!

Abendstunden, die da Christusstunden sein können voll Geist und Herrlichkeit, – ja, sie können leicht zu Teufelsstunden werden.

O bleibe bei uns, Herr, wenn der Tag sich neigt! Erfülle die Stunden mit deinem Lichte, segne, schütze uns, du guter Genius unseres Lebens. Und umfange mit deinem Nahesein, das Kraft, Mut und Reinheit spendet, auch alle Seelen, welche uns teuer sind, auch die in der Ferne: laß sie nicht irre werden, nicht verloren gehen!

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr!
Gott laß euch ruhig schlafen,
Stell euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Helden Schar!

Amen.



12.

Was willst du armer Teufel geben? –
:: Hebe dich weg von mir, Satan! ::

Da trat der Versucher zu Jesus und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete: Es steht geschrieben: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes kommt."

Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab; denn es steht geschrieben: „Er wird dich seinen Engeln befehlen, und sie werden dich auf den Händen tragen, damit du deinen Fuß an keinen Stein stoßest". Jesus sprach zu ihm: Dagegen steht geschrieben: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen".

Und wieder nahm ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mir huldigst. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan! Es steht geschrieben: „Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du knien und ihm allein dienen".

Da verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten zu ihm und dienten ihm.

Matthäus 4, 3–11.

Fausts Vertrag mit Mephistopheles

(„Es klopft? Herein!" bis „Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf.")

Meine Freunde! Wir kommen jetzt zu dem Punkte in der Dichtung, auf den vor allen sich die Augen richten, zu dem von Faust mit seinem Blute unterzeichneten Teufelsvertrage.

Mephistopheles war dem Faust entwichen, als dieser vom Sinnenrausch umfangen, in tiefen Schlummer gesunken war. Er hatte dadurch Fausts Verlangen steigern und ihn der Verführung um so zugänglicher machen wollen. Das Böse weiß gar wohl, daß es durch anfängliches Sichversagen mehr erreicht, als durch sofortiges Gewähren.

Nun kehrt Mephistopheles wieder. Und zwar nun nicht mehr als fahrender Scholast in Schlichtheit und Verlegenheit, sondern als edler Junker, in Samt und Seide gekleidet, –

> Und rate nun dir, kurz und gut,
> Dergleichen gleichfalls anzulegen,
> Damit du, losgebunden, frei,
> Erfahrest, was das Leben sei.

Er will Faust aus seinem gedrückten und zurückgezogenen Professorendasein herausreißen und trägt ihm seine Begleitung an zu Genuß und Glanz der Welt:

> Verbinde dich! du sollst in diesen Tagen
> Mit Freuden meine Künste sehn,
> Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn.

Genau so, wie der Teufel Jesus in der Wüste alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt und zu ihm gesprochen hatte: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mir huldigest!

Beide Versuchungsgeschichten berühren sich. Ist auch in den Jesus bedrohenden Lockungen aus dem jüdischen Messiasglauben nichts von den fleischlichen Trieben enthalten, die sich bei Fausts Anfechtung in den Vordergrund zu drängen scheinen, so handelt es

sich doch auch bei Faust weitaus nicht um diese allein. Und anderseits redet auch bei Jesus, ob auch in anderer Art, sinnliches Denken und Begehren des Volksgeistes stark mit hinein. Im übrigen ist es das Gleiche, ob eine Seele im Sumpfe erstickt oder in den Fluten ertrinkt. Hier wie dort soll ein großes Menschenherz von dem Ziele seiner göttlichen Berufung abgebracht und seine aufwärtssteigende Entwicklung verhindert werden. Hier wie dort besteht die Verwüstungstendenz, würde sie auch bei Jesus eine andere Gestalt annehmen wie bei Faust:

> Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
> Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
> Und dessen übereiltes Streben
> Der Erde Freuden überspringt.
> Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
> Durch flache Unbedeutenheit,
> Er soll mir zappeln, starren, kleben,
> Und seiner Unersättlichkeit
> Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
> Er wird Erquickung sich umsonst erflehn —

Der Vergleich, zu dem unsere Betrachtung anregen will, soll vor allem die Haltung der beiden Gestalten unter den Anläufen des Bösen ins Auge fassen.

1.

Liebe Gemeinde! Da mag nun manchem die Erzählung der Bibel und die Szene in der deutschen Dichtung als Bild und volles Gegenbild erscheinen.

Hier Christus, wie er den Ansturm auf seine Berufsbestimmung sicher und kräftig zurückschlägt; dort Faust, wie er sich den Mächten, die ihn seelisch zugrunde richten wollen, ohne Widerstand überläßt. Hier der Gottessohn, der, mehr als vom Brote, von der Treue lebt, mit welcher er die Stimme des Vaters drinnen in seiner Brust befolgt; dort der Erdensohn mit seinem Heißhunger nach den Gütern und Genüssen der Welt, der sich skrupellos herniederläßt von seines Tempels Zinnen in die Tiefen der Sinnlichkeit. Hier der Überwinder, und zu ihm treten die Engel, die ihn nun weihen für seinen erlösenden Heilandsberuf; dort der Verführte, ihn umschwirren höllische Geister, und auf Mephistos Zaubermantel wird er hinweg-

geschleppt als Werkzeug des Bösen zu Gretchens Verderben. Der Held des Geistes gegen den Schwächling des Fleisches.

Doch um wirklich solch ein jammervolles Gegenbild zu zeichnen, hätte es dazu eines großen Dichters Hand bedurft? Das ist Sache des Traktätchenschreibers, der, um Jesus zu verherrlichen, den in die Irre gehenden Menschen schwarz in schwarz malt und so in frommer Übertreibung ein Zerrbild der Lebenswahrheit liefert.

Es wäre auch schlimm, weil eine traurige Weissagung über deutsches Wesen, wenn Goethe in dem Faust der Vertragsstunde nicht mehr und Besseres hätte darstellen wollen. Denn Goethes Faust ist ja nicht lediglich eine beliebige dramatische Gestalt. Faust verkörpert nach des Dichters Absicht den Unendlichkeitssinn, der so tief in unserer Natur liegt. Als Wissensdrang des alle Geheimnisse ergründen wollenden Forschers prallte dieser hochstrebende Sinn an den Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit ab. Das war ein Waffenstrecken gewesen, aber keine schimpfliche Niederlage. Als Schaffensdrang des Übermenschen, der es den ewig wirkenden Mächten gleich tun wollte, sank dieser Hochsinn vor des Erdgeists Hauche zu dem Gefühl seiner kreatürlichen Nichtigkeit zusammen. Es war das eine Vermessenheit gewesen, die aber doch immerhin von Größe zeugte. Bei beiden Anläufen ungereiftes, unerlöstes Menschenwesen, beidemal der nicht aus der Gottheit heraus lebende Titane, aber doch eben der Titane voll Seelenkraft und Aufflug.

Und nun als dem Leben zugekehrter Erfahrungsdrang sollte die Stärke dieses nach dem Unendlichen ausgreifenden Germanensinnes so einfach in die Schlingen des gemeinen Genusses fallen und ein so klägliches Ende nehmen in Willensohnmacht, in sittlicher Fäulnis und seelischer Verteuflung? Wäre das nun auch der Lebensausgang so manches einzelnen unter uns, — was leider der Fall ist — es sollte das auch einmal das Schicksal der in Faust dargestellten Seele unsers Volkes sein?

Wer hier den Faust als das volle Gegenbild zu dem siegreich sich bewahrenden Christus der Versuchungsgeschichte ansieht, der bildet sich sein Urteil über den Vertragschließenden unwillkürlich von den Anschauungen und Empfindungen des Mephistopheles. So betrachtet dieser allerdings sein Gegenüber — jener große Lügner, der am schlimmsten sich selbst belügt, und über den der Dichter hier das höhnende Wort spricht:

Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von deinesgleichen je gefaßt?

Für den tiefer und auf Fausts Innerstes Blickenden wird Faust unter dem Lichte gewisser Aussprüche, die man vor und beim Vertragschluß aus seinem Munde vernimmt, sofort ein wesentlich anderes Aussehen annehmen. Noch mehr aber wird man über die Auffassung, daß man in dem Blutvertrage einen armselig sich preisgebenden Sinnenknecht vor sich habe, hinausgeführt, wenn man Kenntnis nimmt von der Entstehungsgeschichte dieser Szene. An diesem wichtigen Punkte möge zum allseitigen Verständnis eine kleine literarische Abschweifung erlaubt sein.

Der jugendliche Goethe, der den Faustanfang mit seinem Sturm und Drang und dazu die innig tiefe Gretchentragödie so großartig ausgeführt hat, scheute doch vor dieser Szene hier zurück. Er überschlug sie damals ganz, um sie späterem Schaffen zu überlassen. Er fühlte sich ihr noch nicht gewachsen. Nur das lange Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Studenten, das hernach in die Vertragsszene – gegen das Ende hin – eingeschoben wurde, stammt aus jener Frühzeit des Dichters. Nebenbei gesagt, dieses übergehen wir, so interessant es an sich auch ist; es ist ein Intermezzo, das unsern Gang stören würde.

Warum wagte der Jüngling sich an diese Aufgabe nicht heran? Nur weil sein Inneres ihm noch nicht die zu ihrer Darstellung erforderliche Kraft und Fülle der Seele hergab? Diese hat er jedenfalls anderthalb Jahrzehnte später, als er nach der Italienischen Reise, durch das Leben in Weimar reich gefördert und in seiner Persönlichkeit stark abgeklärt, wieder an die Faustdichtung heranging, in vollem Maße besessen. Hatte er doch inzwischen in seiner „Iphigenie“ und im „Tasso“ die seelengewaltigsten Leistungen hervorgebracht.

So griff denn auch jetzt der Vierzigjährige diese entscheidende Szene an. Aber das Resultat? Wieder blieb der Vertrag des Faust mit Mephistopheles und alles, was dazu führt, unberührt. Nur die Partie der Szene nach Abschluß desselben, in der Faust selbst sehr zurücktritt, der stille Triumph des Teufels, kam zustande.[1])

[1]) Von „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“ bis „Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf“.

Keine Frage, der Dichter wußte immer noch nicht, seinem Faust die Haltung zu geben, die er dem Bösen gegenüber einzunehmen hätte. Zweierlei war ihm sicher: er gerät tief in die Leitung des Mephistopheles, die fertige Gretchentragödie bewies das, — aber er wird keine Beute des Mephistopheles, der fertige Anfang der Dichtung, vor allem die Erdgeistbegegnung, gewährleistete das. Daraus und aus seinem eigenen Erleben und aus der Anschauung der deutschen Volksseele erwuchs dem Dichter ein Problem, vor dem er noch ratlos stand.

Wieder ging ein Jahrzehnt ins Land. Längst war der „Faust" als Fragment der Öffentlichkeit übergeben, und das deutsche Volk hatte ihn trotz der wunderbaren Gretchendichtung kühl und unbefriedigt aufgenommen. Man sagte, die Dichtung habe keine rechte Seele. Ohne es bestimmen zu können, was eigentlich fehlte, vermißte man offenbar die anpackende Gewalt einer Auseinandersetzung des Dranges der Sinnenwelt mit dem Willen und der Richtung des deutschen Idealismus. Man vermißte an dem Erdensohne, der sich doch in seiner höheren Natur bezeugt, die lebendige Kundgebung des göttlich Heiligen im Sehnen deutschen Wesens. Man verspürte wohl eine Andeutung davon in dem zuletzt gedichteten, nun noch ersten Gesprächstücke mit Mephistopheles, wo Faust aus seiner Professur in die Welt hinausstrebt mit der Versicherung, er wolle draußen der Menschheit Wohl und Weh auf seinen Busen häufen und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern: also auch im Genuß ein Greifen nach dem „Höchsten und Tiefsten". Aber das stand wie eine Hieroglyphe da, unverständlich, unvermittelt ohne Kraft des großen Lebens. So war es das allgemeine Gefühl: dieser Goethesche „Faust" ist nicht bloß äußerlich unvollendet, sondern auch in seinem Innern etwas Ungenügendes.

Goethe, der anfangs über solche Kritik seines Werkes sehr verstimmt war, empfand doch immer mehr deren Wahrheit. Gerade das, was man entbehrte, hatte ja auch er längst als die Hauptsache erkannt; vergeblich rang es in ihm nach Lösung und Ausdruck. „Der Torso des Herkules" rief ihm im November 1794 eine kritisch wohlwollende Stimme zu. Und das war die Stimme des Befreiers, durch dessen Vermittlung die Dichtung nun ihre Vollendung finden sollte. Es war die Stimme Schillers.

Die weihevolle Zeit der Freundschaft mit dem großen Idealisten, der Goethe wieder zum produktiven Dichter zu machen berufen war, brach an. Es folgen die Jahre des innigsten Gedankenaustausches. Jetzt schuf der nun Fünfzigjährige den herrlichen „Prolog im Himmel" und, von der Idee des Prologs in seiner weiteren Arbeit bestimmt, jenen nach der Erdgeistoffenbarung und der Wagnerszene einsetzenden reichen Abschnitt, mit dem wir uns bereits seit der Weihnachtspredigt beschäftigen. Jetzt nun auch, als das Schlußstück dieses Abschnitts, Fausts Auseinandersetzung mit Mephistopheles und seinen Vertrag, — das geistig Gehaltvollste und dichterisch Gewaltigste des so auf der Höhe der klassischen Meisterschaft Entstandenen.

Erst als Goethe seinen Bund mit Schiller geschlossen hatte, war er befähigt, seinen Faust den Bund mit dem Bösen schließen zu lassen! Denn jetzt erst vermochte er ihn in der Versuchung straucheln zu lassen, ohne ihn, der so viel von seinem eigenen Besten in sich trug, ins Verderben sinken lassen zu müssen. Das Problem: Im Fallen doch die Selbstbehauptung des Faust! begann sich ihm aufzulösen.

Das von der Volkssage vorgeschriebene Teufelsbündnis, dort das Bündnis eines verruchten Sinnes, wird nun hier in der Dichtung von einer Seele eingegangen, die der Unverwüstlichkeit ihres Unendlichkeitsdranges gewiß ist, und die, indem sie sich dem Mephistopheles ergibt, doch gegen den Mephistopheles ihr Innerstes trotzend zu verpanzern sucht.

Das ist der in Goethe still mitwirkende Geistesodem des Dichtergenossen. „Faust behält vor dem Herzen recht!" klingt es aus einem Briefe Schillers an Goethe. In dieser Richtung übte er nicht direkten, aber indirekt desto lebhafteren Einfluß auf das Schaffen des Freundes aus. Aus den Worten des Fausts unserer großen Szene taucht vielfach das Antlitz des Dichters der Ideale auf. Obwohl alles darin zu Goethes Eigenstem geworden ist, sind diese Aussprüche doch Bekenntnisse eines Schillerschen Goetheglaubens.

2.

Liebe Freunde! Ich denke, der literaturgeschichtliche Umweg, den wir gemacht haben, braucht uns nicht leid zu sein. Mit dieser Feststellung des Schiller-Goetheschen Idealismus in der Vertragsszene

stehen wir gleich auf der Höhe der richtigen Faustbeurteilung. Von einem ungeistigen Schwächling, der sich selbst verliert, wird hier jedenfalls so wenig geredet werden dürfen, daß sich jetzt vielmehr die Frage erhebt, ob nicht zwischen diesem Faust und seinem vermeintlichen biblischen Gegenbilde eine gewisse Geistesverwandtschaft besteht?

Was willst du armer Teufel geben?

– so führt es in der deutschen Dichtung einer blitzenden Klinge gleich dem mit allen Weltgütern und Lebensgenüssen prahlenden Versucher um die Ohren.

Dieser Stolz der geringschätzigen Beurteilung des von dem Geiste der Welt ihm Angebotenen ist auch Jesu Stimmung der jüdischen Messiashoffnung gegenüber. Alles, wovor Israels religiöser Traum seit Jahrhunderten in staunend anbetender Bewunderung steht, Kronenglanz und Länderherrlichkeit und „was noch kein Mensch gesehen" an Ehre und Hoheit und Macht, es erscheint ihm in dieser Stunde, wo sein Auge die Herrlichkeit schaut, die er in seinem Gott besitzt, so armselig, so nichtig! Wie flüchtige Luftspiegelungen auf den Wolken. Wie gemachte Blumen ohne Schmelz und Duft. Wie große Nullen ohne Einer. Würde ihm noch soviel davon gegeben, das alles an sich schafft keine wahre Befriedigung, keine Lebenswonne: diese kann dem Menschen doch nur aus dem erwachsen, was er in sich selber ist. Und was er so in dem Hochgefühl von seinem gotteserfüllten Selbst in sich trägt, das sollte er nun gar, seine höheren Anschauungen und heiligen Forderungen verleugnend, preisgeben, um solche leere Herrlichkeiten damit zu gewinnen?

Leere Herrlichkeiten, – in dieser Auffassung liegt die Verbindung zwischen Jesus und Faust. Ob auch Fausts religiöse Bleichsucht hier noch nicht imstande ist, sein Innerstes als Gottesschatz zu empfinden, und ob er sich auch in seinem praktischen Verhalten zu diesen Erdengütern und Erdenfreuden von dem Menschensohn noch so sehr unterscheidet, jener Stolz des idealen Selbstbewußtseins beseelt auch Faust. Und von den Krallenhänden, die danach ausgreifen wollen, aufgereizt, läßt dieses Gefühl von dem Hochwert seines idealen Besitzes ihm in diesem Moment die Augen aufgehen für den Unwert des protzig sich vor ihm erhebenden Sinnenangebots: es ist das alles seelenloses und bedeutungsloses, unzuverlässiges und ungenügendes Zeug, eine Speise, die nicht sättigt, eine Frucht,

die fault, ehe man sie bricht, alles ohne inneren Gehalt. Seifenblasen sind's, die du hast, mehr nicht; blecherne Spielmünzen, glänzend aufgeputzt, womit du bezahlst, du lächerlicher Fant, –

Was willst du armer Teufel geben?

So denkt und redet der Christus im deutschen Idealismus. Ja, es ist ein Christuswort dieses deutsche Dichterwort, voll und rund, echt und tief; es kann, wenn es aus religiöser Überzeugung heraus erklingt, ein gewaltiges Wehrwort werden, noch kräftiger als wohl manches Bibelwort. Mache es so zum großen Bekenntnisworte deiner Erziehung, daß es sich lebendig der Lebensanschauung deines Sohnes einprägt. Rege damit den Stolz in seiner Brust auf, schärfe ihm damit Auge und Sinn, lehre ihn lachen, aus tiefster Seele hohnlachen über Gold und Ehre, Glanz und Schönheit der Welt, wenn diese ihm mit solchen leeren Herrlichkeiten sein Innerstes abkaufen möchte, um es unter ihren mephistophelischen Pferdefuß zu treten – und du gibst ihm damit etwas Gutes mit für seines Lebens heiße Stunden.

Wir gehen zu einer anderen der Versuchungen Jesu über, zu der ersten in der Reihe der drei: laß diese Steine Brot werden! Natürlich eine bildliche Rede. Die Steine sind der harte Pflicht- und Berufsweg des Propheten. Ob er nun ganz davon abgebracht werden soll, und das Brot die Behaglichkeit des wieder aufzusuchenden früheren Lebens bedeutet; oder ob es der Gedanke ist, daß er es sich leicht mache, daß er mit Unterlassung alles den Leuten Anstößigen, was die Welt weiterbringt, auf seiner prophetischen Stellung genießend ausruhe, – so oder so ist es eine Stimme, die seine Kraft einzulullen und ihn zur Untreue gegen seinen Lebenszweck zu verführen sucht.

Aber Leben heißt für Jesus, über all das Steinichte, das Gott uns als unsern Weg anweist, rastlos zu seinem Ziele aufstreben. Selbstischer ruhefroher Lebensgewinn wäre ihm innerer Tod, seelischer Untergang.

Nun hier in der Faustdichtung stark und deutlich das Echo dieser idealen Energie:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,

Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön! –
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!

Unter dieser Bedingung schließt Faust den Vertrag. Und das ist – von dem Vertrage selbst abgesehen, rein für sich genommen – die Sprache der großen Seele. Das ist etwas von Christusgröße. Nicht freilich die religiös fundamentierte Größe des Herrn. Aber derselbe Adel jener Lebenskraft, die, weil sie sich aus unversiegbaren Quellen der Tiefe nährt, keine Macht der Welt erschlaffen machen könnte. Derselbe kerngesunde Strebenswille eines Geistes, dem, weil er Schwung aus der Höhe in sich trägt, alles Versinken zu schwelgender Ruhe, zu untätigem Beharren eine innere Unmöglichkeit wäre. Derselbe vorwärtsdringende Sinn, der, einem straff gespannten Bogen gleich, über alles, was für den selbstischen Kleinsinn das Nächstliegende ist, mit seinen Gedanken und Taten weit hinwegzuschnellen pflegt.

Hier liegt über der Faustgestalt ein Leuchten aus der Himmelswelt des Prologs. Ist Fausts Bewußtsein auch viel zu titanisch eigenwillig, um von Gott bestimmt sein zu können, so ist diese Entschlossenheit, sich seine edle Kraft von keinem Genuß zerstören zu lassen, doch ein Ausdruck seiner tatsächlichen Gottzugehörigkeit.

Wo so der Trotz ist wider alles Lähmende, alles Bannende, und jegliches Stillstehen als Knechtschaft und Lebensverlust empfunden wird, da ist der Mensch, der aus dem ewig werdenden Wesen der Gottheit stammt. Und mehr, als tausend Glaubensbekenntnisse frommer Worte, bezeugt solche verächtliche Abweisung des Geistes, welcher der Seele das Einschlummern zutraut, ihre Gotteskindschaft. Von dieser kräftigen Ablehnung des Gedankens, daß Mephistopheles ein Glück, einen Erfolg, einen Besitz, irgend etwas bieten könne, was imstande wäre, dem idealen Drange mit sattem Genügen Morphium beizubringen, mag auch ein echter Herzensglaube sich zeigen lassen, was das eine ist, das nottut. Auch dieser, allen Anerbietungen des Lebens gegenüber sich behauptende rege Seelenwille ist ein Vers aus dem langen Bekenntnisliede des kurzen Faustwortes:

Was willst du armer Teufel geben?

Liebe Gemeinde! Um was handelt es sich nun bei der dritten Versuchung, der mittleren in der evangelischen Erzählung? Jesus soll eine göttliche Wundertat veranlassen; mit diesem Wunder – das ist dabei die stillschweigende Verheißung – werde Gott ihm den Glauben der Menschen zuwenden. Wir sehen darin die unter der religiösen Stimmung der Zeit aus Jesu Menschlichkeit aufsteigende Neigung, ein großes Werk von sich abzuschieben: Gottes hilfreichen Eingriff anstatt der von ihm selbst geforderten Herzenstat das Werk der Seelengewinnung vollbringen zu lassen.

Jesu religiöses Bewußtsein schrickt vor dem Gedanken zurück, seinen Gott mit so eigenmächtigem Vorhaben herauszufordern. So erklärt man sich seine Antwort: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen! Aber es steht wohl mehr darin, die Einsicht, daß zwar sicher nichts Bedeutendes ohne Gottes Beistand gelingen kann, daß man ihm aber kein Eintreten für uns zumuten darf, wobei wir nur gewissermaßen eine passive Rolle zu spielen hätten; daß, was er uns aufgetragen hat, vielmehr durch uns selbst, aus unserm Innern heraus, durch Einsetzen unserer sittlichen Persönlichkeit vollbracht werden muß.

Kein wahrhaft großer Mensch – das ist Jesu Erkenntnis – wird vor den Ewigen treten mit dem Ansinnen: nimm mir die Sache ab, verrichte du sie für mich! So sich auf Gott verlassen wollen, wäre ein Herabsinken zu innerer Armseligkeit. Der Großgesinnte setzt vielmehr sein eigenes Ich, seines Herzens Fülle an die Erreichung seines Zieles. Der Idealist will nichts haben, was er nicht aus sich selbst hätte!

Ihr merkt, damit bringt auch dieses Stück der Versuchungsgeschichte Jesu – seine Erhebung über alles nur von außen ihm Angetane, und wäre es noch so erfreulich, der Christussinn, der sich bei seinem Lebenerwerben allein auf sich und sein Herz verläßt – uns wieder an Faust heran.

Ja, das ist der kräftigste und trotzigste Seelenton in dem Faustischen

Was willst du armer Teufel geben?

– ein selbstgewisses Hinwegschreiten über den Mephistopheles, der ihn in dem Vertrage von sich abhängig zu machen gedenkt: was du im Sinn hast und allein mir verschaffen kannst, ist gar nicht das, worauf es mir ankommt; dieses ist etwas Innerliches, worüber

du nicht verfügst, und wozu ich dich nicht brauche, das schaffe ich — reicher und mächtiger als du — mir selbst. Ich denke zu groß von mir, um mir die Bedingungen meines Lebens von dir kleinem Wichte darreichen zu lassen!

Aber ist denn dieser Geist, der sich so ganz auf sich stellt, wirklich Jesu Geist? Dann müßte doch seine Ablehnung des Gedankens an die Wunderhilfe Gottes beseelt gewesen sein von der Empfindung: Was hättest du armer, kleiner Gott mir zu geben? Viel Wertvolleres als diesen von deinem Wunder zu erwartenden Menschenbesitz weiß ich mir selbst zu erwerben!

Das ist nun in der Tat auch Jesu Gedanke. Nämlich: der arme, kleine Gott des ungeistigen, äußerlichen Pharisäersinns, — dessen Beistand habe ich gar nicht nötig. Denn ein unendlich Größerer, als der ist, ist in mir mächtig, der Gott, welcher Geist und Kraft ist in mir selbst. Der Vater, der seine Liebe mir ins Herz gegeben hat, diese meine Liebe, die Leben ist aus seinem Gottesleben. Mit der umfasse ich alles, was an Glück und Leid meine Brüder bewegt. In ihrem Glück fühle ich mein Glück. In ihrem Leiden duldet meine Seele mit. So ist alles, was in ihnen ist, mein. Sie sind mein reicher, mein aufjubelnder wie mein schmerzensvoller Besitz. Sie gehören mir längst, wenn auch ihr Glaube mir noch nicht angehört; und dieser mein innerlicher Herzensbesitz ist für mich das Größte und Herrlichste.

So ist die Lebenstiefe der Innerlichkeit Jesu seine Liebe. Und hier verliert sich wieder, wie es scheint, Fausts Verwandtschaft mit Christus. Haben wir es doch schon wiederholt spüren müssen, wie sehr dem Faust diese Liebe Christi fehlt. Da gerade hier nun auf einmal aus seinem Munde die Worte:

> Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
> Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
> Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
> Will ich in meinem inneren Selbst genießen,
> Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
> Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
> Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

Hast du schon einmal den Schmetterling gesehen, wie er eben aus der Puppe hervorgegangen ist? Wie da die Flügel, die vielleicht mächtige Schwingen werden sollen, anfangs noch so winzig klein

sind und Zeit brauchen, sich zu ihrer Größe und Stärke zu entrollen? So haben wir in diesem Worte des Faust Christus vor uns: Christus hier in der Selbstherrlichkeit eines von der äußeren Welt sich unabhängig machenden und die ganze Welt sich innerlich zu eigen machenden Herzens, – nur daß dieser Christussinn im Faust noch etwas Unentwickeltes ist, dessen beide Schwingen Freiheit und Liebe sich noch nicht zu ihrer Schwung- und Tragkraft entfaltet haben.

Das ist die Art des deutschen Idealismus. In ihm hat der Christus, der in der Seele unseres Volkes zu neuem Daseinswillen herangewachsen ist, seine Hülle gesprengt. Es regt sich in ihm, wenn auch noch schwach und winzig und oft noch so gar nicht in evangelischer Reife sich darstellend, die christliche Welterhabenheit, die des Lebens Bedeutung über die äußeren Werte hinweg mutig in das Innere verlegt, in das, was denkend und fühlend und zu Taten auswirkend die Seele sich schafft. Es regt sich in ihm, wenn auch vielfach noch nicht zu eigentlichem Herzensempfinden ausgeprägt, das Verlangen, im Ergründen alles Menschlichen, und wäre es einem auch noch so fremd und vielleicht selbst abstoßend, im Grübeln über die schweren, ernsten Probleme des Daseins und im Durchleben der tausendfachen Schmerzen unseres Geschlechtes, sein Herz zum Menschheitsherzen zu erweitern. Es regt sich in ihm die Seelenweite, die, wenn der Geist der Gleichgültigkeit ihr das Herz verengern möchte mit der Zuflüsterung: gib solches allumfassende Interesse auf, das „ist nur für einen Gott gemacht", das kannst du gar nicht in dir hegen! dem mit Faust entgegentrotzt:

Allein ich will!

Die Seelenhoheit, die, wenn es aus den Verhältnissen des Lebens lockend ruft: kümmere dich nicht weiter um das, was dich quält, laß alles seinen alten Gang weiter gehen; damit bringst du dich nur um Ruhe und Freude des Lebens, sitze nieder und genieße froh, was ich dir reiche! diesem Mephistopheles – seines adeligen Lebens Zweck und Inhalt deutend – erwidert:

Du hörst ja, von Freud' ist nicht die Rede –
Was willst du armer Teufel geben?

3.

Soviel über das Faustische Trotz- und Hohnwort wider die Anläufe des Bösen, wie es in mehrfacher Hinsicht ein bedeutsames Wort der inneren Selbstbehauptung ist. Wer so denkt, für den haben wir die Gewähr, daß an ihm der Verwüstungsplan des Teufels zuschanden werde, und er sich schließlich durchringen wird zu siegreichem Ausgang.

Aber wann? Vielleicht doch erst nach langen Irrwegen, hindurch durch Schuld und tiefste Pein. Denn ein Wehrwort gegen die Verstrickung in Sünde und Herzeleid ist das Faustwort so lange nicht, als es sich noch nicht fortsetzt zu dem biblischen Christusworte:

Hebe dich weg von mir, Satan!

Und das geschieht hier nicht. Trotz seiner inneren Erhebung wider den Mephistopheles schließt Faust mit diesem ein Bündnis. Nicht also auf Sinnengenuß und Weltgewinn und darin etwa liegendes Lebensglück zielt dieses ab, es hat vielmehr eine zwiefache idealgeartete Tendenz. Einmal will Faust in die Regionen dieses Geistes der Welt eindringen, in die heitersten wie in die dunkelsten, um alles, was Menschenherzen an Freud und Leid bewegt, in sich durchzukosten und so das große Geheimnis Leben nach allen Seiten hin zu durchforschen, ohne doch von dem Schlechten darin seine Seele beirren und gefährden zu lassen. Zugleich will er den die unerschöpfliche Fülle der Lust und des Besitzes ihm anbietenden Verführer durch seine von nichts zu erschütternde Unempfindlichkeit lahm hetzen. Er will als der Reichere und Stärkere den Mephistopheles dahin bringen, daß er gestehen muß: meine Kunst ist zu Ende, ich habe nichts mehr, um dich zu verderben.

Wieder der Titane! – wie vordem in jenem Übermenschentum, welches in das Unergründliche hineinzustürmen und dem Schöpfer gleich zu werden gedachte, so jetzt bei seinem Lebens- und Erfahrungsdrang diese verwegene Überschätzung seiner sittlichen Widerstands- und Überwindungskraft.

Wer die Menschenwelt kennt, besonders wem für die inneren Vorgänge unserer jungen Männerwelt ein tieferer Blick gegeben ist, der weiß, daß gerade hierin Faust einen großen Anhang hinter sich hat. Es sind bei weitem nicht alle seelisch abgestumpfte Materia-

listen, die, um „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen", sich in den Taumel des Lebens stürzen. Oft hochgesinnte Idealisten in ihrem Denken und Streben, meinen sie doch, sie müßten alles mit durchmachen, sie müßten, um ganz im Leben zu stehen, auch alle seine mephistophelischen Gänge durchmessen; sie würden sich schon unverletzt aus dem Venusberge und aus den irdischen Brandstätten der Hölle herausfinden. So schließen sie, wie Faust, als Teufelsfeinde doch Teufelsverträge in der vollen Überzeugung von ihrer Überlegenheit.

Ich habe mich nicht freventlich vermessen

behauptet der Faust. Doch das beweist nur, wie sehr ihm noch der richtige Maßstab fehlt. Bei aller Berührung seines Hochsinnes mit dem Heiligen in der Gottheit hat er doch mit dem Heiligen noch keine lebendige Verbindung. Und dieser Sinn für das Gute, dieser Wille zum Guten ohne den tiefen Respekt vor dem göttlich unbedingt Verpflichtenden im Guten, daher auch ohne Gefühl für den Frevel, der in solchem Faustischen Unterfangen liegt, ist der charakteristische Unterschied zwischen dem evangelischen Christentum und dem deutschen Idealismus, wie er noch vielfach ist.

Ich meine nicht den Idealismus unserer Dichter, was uns nämlich, als schließliche Frucht ihrer Entwicklung, als solcher gilt. Zwar Goethe, dem diese Faustische Neigung, alles zu umfassen, alles durchzuschmecken, so sehr in der eigenen Natur lag, hatte in seiner Geistesrichtung einen ausgesprochenen Zug zum lediglich ästhetischen Idealismus. Schon seine Jugend, beseelt von der Überzeugung:

Was willst du armer Teufel geben?

war zwar ein Aufschauen zu den Idealen des Reinen und Guten. Aber noch weit über seine Frühzeit hinaus fehlte diesen seinen Idealen der Charakter der allbeherrschenden Norm. Wenn es ihn im Gefühl seiner Sicherheit einmal reizte, zum Zweck der Lebenserforschung mit dem Teufel einen Gang zu wagen, so konnten jene Sterne wohl eine Zeitlang hinter Wolken verschwinden. Und in der ersten Jugend lag es auch Schiller nicht so fern, den Bösen selbstgewiß herauszufordern. Aber bei seiner moralisch majestätischen Individualität hat sich Schillers Denkungsart schon sehr früh – in immer zunehmendem Maße dann unter seinen Kantstudien – mit

dem Bewußtsein erfüllt, daß in dem Reinen und Guten ein heiliger Wille waltet, der nie aus dem Auge gelassen werden darf. Und unter seinem Einfluß reifte auch Goethes Lebensanschauung zu solchem sittlichen Idealismus aus, dem es feststeht, daß nur das Gesetz uns Freiheit geben kann, und daß unter den Versuchungen des Lebens jenes Faustische Trotz- und Hohnwort sich fortzusetzen und zuzuspitzen hat zu einem unbedingten

Hebe dich weg von mir, Satan!

Überzeugender, als es hier in dieser Szene geschieht, kann es einem gar nicht zu Gemüte geführt werden, wie notwendig diese entschiedene Abweisung ist, wenn einer sich dem Bösen gegenüber wirklich rein und unverwirrt erhalten will. Man denke an die Frivolität der Empfindung, die aus der Anschauung spricht:

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehen.

Doch es wird nichts geschehen, der Tod ist einfach ein „Zerscheitern", ein Untergang des Lebens. Freigeister lieben es, das als ein Bekenntnis Goethes auszugeben. Es läuft das aber schnurstracks seiner Unsterblichkeitsgewißheit entgegen. Es stimmt das auch gar nicht mit Fausts Geistesrichtung. Vielmehr steht das hier als ein Beispiel der Zweifelsverarmung, in die der Mensch im Umgang mit dem Mephistophelesgeiste verfällt. Und man vergegenwärtige sich Fausts schauerliche Verwünschungen, die uns bereits in der vorigen Betrachtung beschäftigt haben, dieses Zerreißen seiner Lebenswurzeln mit dem

Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!

was gleich hier am Anfang einen solchen seelischen Tiefstand bedeutet, wie wir ihn selbst später unter der großen Verschuldung des Faust so niedrig kaum noch wiederfinden werden. Fürwahr, es ist ein tollkühn verwegenes Spiel, die Nähe des Teufels zu suchen. Noch nie ist einer aus Mephistopheles' Krallen unzerschunden und ohne Wunden, deren Narben fürs Leben bleiben, hervorgegangen!

Es könnte ja nun wohl scheinen, als ob, was Faust als seinen Weg erwählt, das Größere ist: er nimmt den Wettkampf auf mit dem Bösen, während sich Christus in seiner Versuchung dem Satan entzieht: hebe dich weg von mir! Aber in Wirklichkeit ist dieses entschiedene Abweisen sittliches Heldentum und der Held ist um so viel größer denn der wagende Titane, als die Klarheit etwas Herrlicheres ist denn die Verworrenheit, und die demütige religiöse Kraft die übermütig aufschäumende kreatürliche Kraft hoch überragt.

Liebe Freunde! Wir sprachen vorhin von der weitgehenden Verwandtschaft des Faust mit Christus. Davon soll auch nichts zurückgenommen werden. Im deutschen Idealismus lebt der Christusgeist einer neuen Offenbarung entgegen. Aber auch das Göttlichste kann einer Verbildung verfallen: der Christus im deutschen Wesen kann zum Titanen verwildern! Und in dieser Gefahr schwebt er heutzutage in hohem Grade, wo so viele Geister geschäftig sind, ihn von der Lebensverbindung mit dem Jesus des Evangeliums abzulösen und ihn dahin zu bringen, daß er mit den Mephistophelesmächten der Zeit, mit den Trieben der Verneinung und den Kräften der Zerstörung, einen Vertrag schließe.

An diesen Faust, der im Bunde mit dem Bösen Großes wirken will, aber unter seinem Einfluß zum Vernichter verwildert ist, wird man durch so manche ideal gesinnte Zeiterscheinung erinnert. Ihre Absichten sind gut, ihr Vorhaben ist edel gedacht; aber ihr ganzes Wirken ist ein Herunterreißen des Besten in unserem Volke, seiner heiligen christlichen Lebensgüter. Über ihrem Lebenswerke hört man die Stimmen der Geister aus unserer Szene:

> Weh! weh!
> Du hast sie zerstört,
> Die schöne Welt,
> Mit mächtiger Faust;
> Sie stürzt, sie zerfällt!
> Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
> Wir tragen
> Die Trümmer ins Nichts hinüber
> Und klagen
> Über die verlorne Schöne.

Der Boden der Zeit ist in abertausend Menschenherzen überdeckt mit dem Schutt von zerstörten Heiligtümern. Nicht allein mit traurigen Trümmern des Christenglaubens, der ihnen einst teuer

gewesen ist. Auch der Idealismus des Schönen und Guten in der Geisteswelt unserer Klassiker, zu dem einst die begeisterte Brust sich bekannte, ist für Unzählige zusammengebrochen als nicht mehr verträglich mit der modernen Denkweise.

Da geht über das Ruinenfeld der Gegenwart die Stimme aus demselben Geisterchor, der als ein böser ausgegeben wird, in dessen wunderbar ergreifenden Gesang jedoch die mächtige dichterische Inspiration ahnende Klänge aus ihrem innersten prophetischen Sinne hineingebracht hat:

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!

War jenes in unseren Ohren das Trauerlied über das Tun und Treiben des von Mephistopheles verwirrten Titanen im deutschen Geistesleben, so ruft dieses den Christus auf, der in unseren Herzen lebt, daß er sich erhebe und Protest einlege gegen jedes Vertragschließen der Zeit mit dem Bösen und durch uns in unserer Umgebung und in unserm Volk zu dem Mächtigen erstarke, der da spricht:

Hebe dich weg von mir, Satan!

Amen.



13.

Sünde und Verderben ein unabwendbares Verhängnis?

Ich weiß, daß in mir, das heißt in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute, finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern grade das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber tue, was gerade ich nicht will, so bin nicht mehr ich der Täter, sondern die Sünde, die in mir wohnet.

So sehe ich denn, wie mir, der ich das Gute tun will, das Gesetz auferlegt ist, nichts fertig zu bringen als immer nur Böses. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz meiner Vernunft und mich gefangen nimmt in dem Gesetz der Sünde in meinen Gliedern.

O ich unseliger Mensch, wer wird mich erlösen aus diesem Todes-Leibe? Ich danke Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn!

Da gibt es keine Verdammnis mehr für die, die Christi Jesu Eigentum sind. Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Römerbrief 7, 18; 8, 2.

Wald und Höhle

(Von „Erhabner, du gabst mir alles" bis „Als ein Teufel, der verzweifelt")

Liebe Gemeinde! Zwischen dem Vertrage mit Mephistopheles und Fausts „Wandel in der Öde“ haben wir uns eine geraume Zeit zu denken, wohl lange Monate. Eine gar schlimme Lebensperiode, deren Inhalt der Dichter uns nur ahnen läßt. Dazwischen liegt, mit „Auerbachs Keller in Leipzig“ angedeutet, ein gehaltloses Treiben voll Tollen und Zechen, das Faust aber sehr bald mit Widerwillen erfüllt hatte. Dazwischen liegt dann weiter, in der Hexenküche versinnbildlicht, eine Irrfahrt durch viel wüste Gemeinheit. Das hatte ihn zwar ebenfalls abgestoßen, hatte ihn jedoch in ein ausschweifendes Wesen hineingezogen, unter dem *sein sittlicher Bestand bedenklich zu Schaden gekommen war.* Die Naturtiefen waren in ihm aufgerührt zu wildem Begehren. Seine Seele war in Verwirrung geraten, und er machte den Eindruck eines Menschen, der allen Halt verloren hatte. Mephisto konnte ihm das Zeugnis ausstellen, daß er „so *ziemlich eingeteufelt*“ sei.

In dieser schlimmen Verfassung hatte ihn dann *die Liebe* ergriffen. Als Margaretens holde Mädchengestalt ihm entgegentrat, da spiegelte sich anfangs das Bild ihrer Anmut und Unschuld in dem Gemüte eines Wüstlings. Rücksichtslos und frech nahte er sich ihr auf dem Kirchgange. Bald aber gewann der Zauber ihres Herzens über ihn Gewalt. Es ging eine Läuterung in ihm vor. Die reine Atmosphäre ihres jungfräulichen Heims, ihr liebliches Geplauder von ihres Jugendlebens Sorgen und stillen Freuden rief *alles Edle in ihm aus dem Schlummer auf.*

Im Widerstreit des hohen Gefühles, in dem er nun schwelgte, und der wilden Leidenschaft, die bis zur Sinnlosigkeit in ihm wühlte, riß er sich bald von Gretchen los, um das ihm teuer gewordene Kind nicht unglücklich zu machen. In der Natur draußen, wo es

um seine Felsenhöhle stürmisch tobt, und dann wieder Mondeslicht mit mildem Glanze durch die Waldbäume bricht, hofft er die Beruhigung seiner Sinne und mit dem schmerzlichen Opfer der Entsagung den Sieg seines besseren Menschen zu finden. Das ist der Seelenkampf, vor den uns der Dichter hier stellt.

1.

In erhobenster Stimmung steht Faust hier vor uns. Sein Ringen ist ein Flehen und es scheint einen glücklichen Ausgang nehmen zu wollen. Ist diese Szene ja doch beherrscht von Goethes Erinnerung an seine eigene siegreiche Selbstüberwindung. Damals, als er vor Friederike von Sesenheim in der Angst, er möchte sie unter dem Sturm und Braus seiner Jugendleidenschaft ins Unheil stürzen, geflohen war, hatte er sich zwar schwer an dem Herzen der lieblichen Elsässerin versündigt; doch nur, um nicht unter dem Zustande, in dem er sich wußte, bei längerem Bleiben etwas zu begehen, was ihn noch viel schuldiger an Friederike hätte werden lassen.

Lange Zeiten, bald zwei Jahrzehnte, waren seit den Sesenheimer Wonnetagen verstrichen. Längst war die Gretchentragödie geschrieben, in der einst der junge Goethe, in tiefer Wehmut über den Ausgang des Sesenheimer Erlebnisses und um sich von den Reueschmerzen über seine Untreue zu befreien, die Geschichte seiner Liebe zu Friederike bis zu dem furchtbaren Ende, das sie hätte nehmen können, ausgesponnen hatte. Diese einzig schöne, tief ergreifende Dichtung schlummerte, nur den Freunden bekannt, als weggelegtes Manuskript unter seinen vergilbten Papieren.

Da erfaßte den jetzt vierzigjährigen Mann gegen das Ende seiner Italienischen Reise der Geist, daß er sich an das großartige Stück „Wald und Höhle" machen mußte, um es einmal seiner Dichtung von Gretchens Liebe einzufügen. In Rom entstanden, atmet unsere Szene – wenigstens im Anfangsmonologe – etwas von Goethes harmonischer Stimmung unter der Sonne Italiens.[1])

[1]) Das geht so weit, daß Goethe hier sogar einen argen dichterischen Fehler machte, indem er, sein eigenes Glück auf Faust übertragend, diesen etwas sprechen läßt, was dem Tatbestand der früher behandelten Erdgeistszene geradezu widerspricht:

Du hast mir nicht umsonst dein Angesicht im Feuer zugewendet.

Aber der Faust seiner Dichtung ist, wie wir das schon oft betont haben, bei aller Verwandtschaft mit Goethe doch nicht Goethe selbst. Er ist nicht der jetzige gereifte Goethe, der sich gelobt hatte, alles Fremde durch den Geist der Reinheit ausstoßen zu wollen, um lauter zu werden wie gesponnenes Gold. Und ebensowenig der einstige Goethe, der damals in jenen drangvollen Jugendjahren geschrieben hatte: „Die Leidenschaft bläst uns auf zum Brand; aber in dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein und getrieben werden dahin, wo Ruhe ist."

Den Faust hier treibt es davon in heißer Entflammung seiner Begierde zur furchtbar zerstörenden Schuld. In dem Seelenkampfe hier siegt die Liebe. Aber da es die Liebe einer, zwar von des Mädchens läuternder Gewalt berührten, aber von seinen eigenen niederen Trieben doch gefesselten Seele ist, so siegt in ihm mit der Rückkehr zu Gretchen die Macht der Sünde. Verzweifelt schreit es schließlich[1]) aus seinem Innern auf:

Bin ich der Flüchtling nicht? Der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu!
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehen, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zugrunde gehn!

Diese ganze Szene könnte wohl in der Bibel stehen. Sie steht auch drin, nur mit etwas anderen Worten. Dieselbe Verzweifung hier im Römerbriefe, wie dort in der deutschen Dichtung:

---

[1]) Dieser Schluß unserer Szene mit obiger Faustklage ist — von den Worten des Mephistopheles an: „Nur fort! Es ist ein großer Jammer!" — ein Bruchstück aus Goethes Jugenddichtung, das hernach hier angefügt wurde.

Ich unseliger Mensch! Ich weiß, was gut ist, ich fühle es und liebe es, ich verlange danach, es zu tun. Aber meine Seele ist gebunden, sie ist wie in einem Gefängnis eingeschlossen durch der Sünde Trieb in meinem Innern. Da liegt sie nun und seufzt und kann nicht vollbringen, was sie gerne möchte – ein Zustand, der schlimmer ist als der Tod. Wer wird mich Elenden erlösen von dem Zwingherrn meines Leibes, von diesem Todesleben?

Im Briefe des Paulus heißt es dann aber weiter: Ich danke Gott! Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes!

Es ist, als ob der Apostel, während er jene Klage niederschrieb, aus einem bösen Traume aufgefahren wäre und dem sonnenhellen Tage dankt, daß all der Jammer, den er eben durchgelebt hat, bei ihm, dem von Christo ergriffenen Menschen, nicht wahr ist.

Was hat er denn geträumt? Daß die Sünde eine Gewalt werden kann, die sich durchsetzt wie ein rücksichtslos waltendes Gesetz. Daß, wie sehr auch Herz und Gewissen sich dagegen sträuben, und wie tief auch der Mensch die Schmach empfindet, er dann das Schlechte, sogar das Schlimmste, das Unwürdigste tun muß, und die Schuldtat zu anderer Verderben und eigener Verdammnis für ihn etwas Unabwendbares wird.

Dies nach Paulus der Mensch, der noch außerhalb der Heilsgnade steht oder dieser verlustig gegangen ist. Eine theologische Theorie, – wird mancher denken – eine Konstruktion aus dem Bedürfnis des Systems, ein dogmatisch-scholastisches Hirngespinst, an dem nichts ist.

Doch sagt Goethe hier nicht genau dasselbe? Absolut keine Möglichkeit, daß Faust, was und wie er hier ist, in diesem Seelenkampfe hätte siegen können. Mit unbedingter Notwendigkeit mußte es zu seiner schweren Schuldverstrickung und zu Gretchens Tragödie kommen. Mit der Notwendigkeit, die im Sturzwasser liegt, die es zum Abgrund zieht, so daß es nur im Abgrund Ruhe finden kann:

Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!

Sünde und Schuld also eine unaufhaltsam hinreißende Macht – –! Da steigen vor uns die Schatten der strengen Calvinisten auf, die einst auf dieser Kanzel der Gemeinde das Dogma der Präde-

stination verkündeten. Sie erinnern uns an die Zeiten, wo hier unsere Vorfahren mit zitternder Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Gedankens standen, daß Gott das Seelengeschick der Menschen von ihrer Geburt an vorherbestimmt: daß seine Güte manchen gleich zum Heile erlesen, aber sein unerforschlicher Ratschluß auch im vornherein das Verderben vieler festgestellt habe. Für diese sei Untergang und Verdammnis das unentrinnbare Verhängnis. Wie sehr sie sich auch dagegen sträuben, und ob sie sich auch mit ihrer ganzen sittlichen Widerstandskraft dagegen auflehnen, das Böse setze sich in ihnen trotzdem verheerend durch.

So einst die orthodox-reformierte Voraussetzung der kirchlichen Predigt des Evangeliums. Und heute ohne solche religiöse Begründung, in rein naturalistischer Anschauung, dieselbe Unerbittlichkeit der Denkweise. Es ist jedem Menschen sein Los vorgezeichnet. Er wird genau das, wozu Abstammung und Vererbung und das Milieu, in dem er steht, ihn werden lassen. Wer danach zum Verderben prädestiniert ist, bei dem macht, wie die Verwüstung körperlicher Leiden, so auch der seelische Verfall sich unbarmherzig geltend. Das Böse, das seine Natur Richtung gebend fordert, ob er's will oder nicht, es muß sich an ihm vollenden.

Kommt nun Goethe, in seiner Berührung mit Paulus, nicht auf die gleiche finstere Ansicht hinaus, wenn er uns hier einen Faust zeigt, der es mit Entsetzen fühlt: Mein Frevel muß geschehen? Ist er darin nicht der Vorgänger jener modernen Dichter, die den starren Mechanismus physischer Vorherbestimmung als Prinzip ihrer Lebensanschauung auf die Bühne bringen? „Ich Gottverhaßter!" – wie oft wird damals dieser klagende Aufschrei des Faust als fragender Seufzer ungewisser Gemüter in diesen Kirchenhallen vernommen sein.

2.

Meine Freunde! Goethe hatte einen scharfen Blick für die Lebenswirklichkeit. Und das Leben scheint denn doch einen dem Sterblichen vorgeschriebenen Notwendigkeitszwang seiner Taten und seines Ausgangs zu bestätigen.

Man denke an die wohl von uns allen schon oft gemachte Erfahrung von der Vergeblichkeit treu gemeinter Beratung. Menschen, die auf eine sie selbst und die Ihrigen unglücklich machende Bahn

geraten sind, hatten uns auf unsere Vorhaltungen hin eine Änderung ihrer Lebensweise versprochen. Und mit ihrem Vorsatze ist es manchen wahrhaftiger Ernst gewesen. Sie gaben sich alle Mühe, sie nahmen mit Dransetzen ihrer ganzen Willenskraft einen viel versprechenden Anlauf. Aber dann brach schließlich doch alles wieder zusammen, und es wurde mit ihnen schlimmer denn zuvor. Es war wirklich, als ob ein gebietendes Verhängnis über ihrer Entwicklung stand.

Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!

Und haben wir nicht schon Stunden gehabt, wo wir uns selbst geradezu wie ein Rätsel vorkamen? Wo wir etwas Verkehrtes – vielleicht nicht gerade etwas Schlechtes – taten, was uns doch ganz fremd war und unserer innersten Natur zuwiderlief? Man hatte die Empfindung, daß es nicht unser eigenes Selbst gewesen ist, das da handelte. Man fühlte sich wie willenlos dazu getrieben. Oder es war wohl auch etwas recht Schlimmes, was du bald tief bereutest. Du hattest es nicht vorgehabt. Du wußtest nicht, was mit dir geschehen war. Wie aus geheimnisvoller Tiefe brach es hervor. Durch das Labyrinth der Brust war es gewandelt in der Nacht und plötzlich war es Wirklichkeit geworden, – erschreckt standest du vor der vollbrachten Tat.

Unter solchen Beobachtungen kann den Menschen wohl manchmal Angst und Sorge überkommen. Er fürchtet sich vor sich selbst, vor einer Gewalt in seinem Innern, die wie ein Naturgesetz ihren ehernen Gang geht. Da begreift er es, daß man an eine von den Entscheidungen der Persönlichkeit unabhängige göttliche Bestimmung zum Bösen gedacht hat und Ähnliches heute wieder behauptet. Was hilft dann alles Streben und redliche Wollen? In deinem Herzen liegt vielleicht etwas verborgen, gleich einem Vulkan, der der Menschen Lebenswerk zerstört. Jetzt spürst du es noch nicht, aber es wird die Stunde kommen, da bricht das Erdbeben los, um alles übereinander zu werfen, was du mit heißer Mühe an seelischem Bestande dir errungen hast.

Doch nein, zu einer so verzweifelten Lebensanschauung kann uns ein Goethe nicht hinleiten. Wie ernst und durch die dichterische Plastik ergreifend auch dieses Bild von der Ohnmacht des Faust hier vor uns steht, die Prädestination ist das nicht. Ebensowenig, wie das Pauluswort von dem niederhaltenden Gesetz in den

Gliedern, das dem Gesetze im Gemüte widerstreitet und den geknechteten Menschen immer wieder anders handeln läßt, als er es möchte, sich mit Calvins schrecklicher Lehre deckt.

Es ist doch ein gewaltiger Unterschied! Von einem göttlichen Verdammniswillen, der als ein unabwendbares Verhängnis allen sittlichen Widerstand niederzwingt, ist bei Paulus nicht die Rede. Jedenfalls hier nicht, mögen auch die theologisierenden Aussprüche des Apostels sonst wohl einmal diese Anschauung *streifen* und vielleicht, künstlich zu dogmatischen Konsequenzen zugespitzt, in dieser Richtung benutzt werden können. Unser Textwort weiß von keiner übernatürlich niederzerrenden Gottesgewalt. Was hier gezeigt wird, sind *durchaus ethisch sich vollziehende selbsttätige Vorgänge.*

Noch viel weniger kennt der deutsche Dichter solche magisch waltenden Unheilsmächte. Sein Mephistopheles könnte aus Faust nichts machen, wozu dieser sich nicht selbst bestimmte und aus seinem Eigenen heraus sich entwickelte. Er ist das aus dem Leben heraus an den Menschen herantretende Böse. Doch das ist nicht imstande, mit übermächtiger Gewalt ihn herunterzureißen. Nur reizen kann es, wohl auch treiben, soweit einer sich verlocken läßt und seinem Treiben sich fügt.

Das Unheil ist in Faust selbst begründet, in *seiner eigenen Seelenverfassung,* deren sittlich geschädigter Zustand durch seine Verworrenheit veranlaßt ist. Diese aber ist ein sittlicher Reifemangel, der zwar von seinen Erziehungs- und Entwicklungseinflüssen begünstigt ist, aber doch in eigener Schwäche und Nachgiebigkeit und selbstsüchtiger Sinnesverirrung, in *persönlich anzurechnender Selbstvernachlässigung,* in der *inneren Unkultur* seine Ursache hat. Was ihn zum Widerstande unfähig und zum willenlosen Knechte seiner aufgestachelten Begierden macht, ist in ihm

Der Unmensch ohne Zweck und Ruh'.

Faust ist ein Mensch, der mit seiner Bildung und seinem Wissensdrange auf der höchsten Höhe der *Geisteskultur* steht. Doch wie so oft bei seinesgleichen ist seine *Seelenkultur* noch weit dahinter zurück. Zwar auch seine Seele hat in ihrer Denkweise, in ihrer Empfindung, in ihrem Herausstreben aus allem Niederen und Kleinen hohe Ziele ins Auge gefaßt. Mächtig regen sich ihre Schwingen. „Der Menschheit Krone zu erringen", hörten wir neulich, ist sein

Begehr. Zu einem alle Freuden und Leiden der Menschen durchlebenden Wesen will er sein Herz erweitern. Einen Schatz von Idealismus trägt er in seiner Brust, und in dem ist Drang und Kraft zur Betätigung. Ist nun das nicht Seelenkultur genug? mag wohl mancher fragen.

Das ist viel und – nichts! Damit gehört einer zu den reich Besitzenden – und ist doch noch ein armer Mann! Zu den Starken und Großen – und wird doch damit allein nichts ausrichten und kein Glück finden! Was ist aller Idealismus, wenn er nur erst Aufschwung und Weitblick, nur Hochsinn und Schwelgen in schönen und feinen Empfindungen ist, wenn aber in der ideellen Gesinnung noch nicht das Bewußtsein von dem einen, wichtigsten und allergrößten Lebenszwecke erwacht ist?

Der herrliche Faust hat sich bei seinem titanisch nach dem Größten ausgreifenden Willen noch nicht aufgerichtet zu dem Verlangen: ich will eine sittliche Persönlichkeit werden: ein reiner, edler Mensch, der eine Welt des Guten in sich und, soweit er es vermag, eine Welt des Glückes um sich erwirkt!

Wo aber dieses Streben im Menschen noch nicht vorhanden, noch nicht zu der bestimmenden Geltung einer klar ins Auge gefaßten Lebensaufgabe geworden ist, da ist bei reichster und genialster Geisteskultur, bei noch so tiefer und idealer Seelenkultur in seinem Innersten die bedenklichste Unkultur, – da ist er, und wäre er auch in seinem Denken und Streben etwas von einem Übermenschen, doch vielmehr „der Unmensch ohne Zweck und Ruh'".

Erst wenn einer diesen sittlichen Zweck des Daseins erfaßt hat und nicht bloß gelegentlich ihm einmal etwas zugesteht, sondern ihn zu seinem eigentlichen und höchsten Strebensziel gemacht hat, wird er die lebendige Berührung mit der Gottheit finden, die ihm Ruhe der Seele gibt und in dieser Ruhe die Konzentration seiner Seelenkräfte und in dieser Konzentration das Vermögen des Widerstandes und des Sieges. Wo aber einer, wie hier Faust, diesen heiligen Hochzweck des Idealismus noch nicht kennt und fühlt, da ist er ein zerfahrener und verworrener und darum ein ewig schwacher Mensch, der vor dem Andrang der Sinne als verlorene Beute des Bösen zusammenbricht.

Auch Goethe hatte in seinem Sturm und Drang etwas von dem „Flüchtling", dem „Unbehausten", der hier in Fausts Selbstbekenntnis

zu Worte kommt, an sich gehabt. Planlos, wie gehetzt konnte er tagelang durch Frankfurt und draußen umherschweifen. „Der Unruhige“ unterschrieb er sich in Jugendbriefen. Aber das war bei ihm doch nur die unharmonische Stimmung der Kraftfülle, die ein mächtiges Schaffenmüssen in sich spürte und Ziel und Art derselben noch nicht finden konnte. Wie es daneben auch in seinem sittlichen Menschen damals wühlen und gären mochte, ein großer Lebenszweck für die Menschheit stand ihm doch früh schon fest. Und in diesem seinem dichterisch-künstlerischen Lebenszweck leuchtete brennend die Sehnsucht nach dem Gutwerden und der Wunsch des Reinseinwollens. So hat er sich nie, wie hier sein Faust, gefühlt als

> Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
> Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
> Begierig wütend nach dem Abgrund zu.

Eine schauerliche Empfindung muß das sein, dieses Gefühl der Haltlosigkeit, das deutlich das Ende sieht, wohin es kommen muß, und trotzdem der immer weiter reißenden Gewalt der Sinne und Leidenschaften nicht mehr gebieten kann: Ich elender Mensch, preisgegeben und verloren in diesem Leibe des Todes! Aber das wäre nur denkbar unter der Verwilderung eines sittlich zwecklosen Daseins.

Weg mit den Gespenstern der Prädestinationssorgen, in jeglicher Form! Wenn dein Leben einen sittlich großen Zweck gewonnen hat und es dir im Drang nach Persönlichkeit, nach Gutheit und Edelgehalt und Herzensreichtum ein ernstes Bedürfnis ist, zu wachsen und zu werden, dann kann aus der Tiefe deiner Sinnennatur freilich noch manches hervorbrechen, was deine Entwicklung trübt und stört, aber das Böse wird dann nie über dich jene zwingende und niederreißende Gewalt gewinnen. Fürchte dich nicht, es gibt trotz allem, was in den Erscheinungen des Lebens dafür zu sprechen scheint, kein Verhängnis des moralischen Verfalles, weder in einer grausigen göttlichen Bestimmung, noch in der Veranlagung und Vererbung deines Innern.

3.

Liebe Gemeinde! Wir dürfen aber in unserer glaubensfrohen Anschauung des vom Bösen bedrohten und von der Sünde durchwirkten Lebens noch weitergehen. Es gibt auch für den mitten im moralischen Zerfall stehenden, in die von Paulus gezeichnete

jämmerliche Knechtschaft der Sinne geratenen Menschen keine unbedingte Notwendigkeit des Verderbens.

Mit Faust steht's hier sehr schlimm. Er macht den Eindruck der völligen Verworfenheit, der hoffnungslosen Gottverlassenheit. Die himmlischen Mächte scheinen ihn den verderblichen Gewalten, denen er sich selbst überantwortet hatte, nun in rächendem Zorne preisgegeben zu haben. Jetzt, wo er merkt, wohin sein tollkühnes Wagnis ihn gebracht hat, spricht er nun das Wort, das er in der Vertragsszene schuldig geblieben war:

Verruchter! hebe dich von hinnen!

Aber es ist zu spät. Geistesworte hoher Entschließung verwelken in ihrer Gotteskraft rascher als die Rosen am Strauch, die in ihrem Duft und Glanz dich einladen. Pflückst du sie heute nicht, morgen, wo sich deine Hand danach ausstreckt, zerblättern sie zu nichts. Ein Bibelwort, heute ist Gott darin, glaubst du dem Worte nicht, morgen ist es leer. Ein Gedanke aus der Gottestiefe deiner Brust, heute ist Leben darin, verschmähst du seinen Wert und helfenden Beistand, morgen ist er dein Freund nicht mehr, sondern dein Verkläger.

Verruchter! hebe dich von hinnen!

– das Wort hat keine Wirkung mehr, nur die, daß es ihm das eigene Herz beschwert. Er muß es fühlen und sich eingestehen, daß diese Wegweisung eine Seufzerphrase seines elenden Zustands ist. Denn er kann den Mephistopheles schon „nicht mehr entbehren"! Er haßt ihn, der ihn vor sich selbst erniedrigt, und „kalt und frech mit einem Worthauch" das Göttliche „zu nichts verwandelt". Er verflucht den Verführer, und bekommt zur Antwort:

Schön! Ihr schimpft, und ich muß lachen,

ich kann warten! Und er braucht nicht lange zu warten. Noch zittert der Hauch von jenem Worte der Abweisung des Bösen in der Luft, da ersteigt aus dem Sieden und Glühen der erregten Sinne das Wort seiner Gefolgschaft:

Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zugrunde gehn!

– ein ganz verzweifeltes Sichaufgeben.

Ein trüberes Bild des Sündenelends kann es nicht geben. Und wer es beschaut, müßte auf rettungslose Verlorenheit schließen, wenn sich nicht das versöhnliche Bild aus dem Römerbrief, zu Hoffnungen ermutigend, daneben stellte.

Hier bei ihm dieselbe Ohnmacht, dieselbe Knechtschaft, ob auch in anderer Art sich äußernd, — und nun in lichter Herrlichkeit die beseligende Freiheit seines jetzigen Lebens. Paulus hat uns ja dem gegenüber Zeichnungen aus der Welt, wie sie ihn umgab, entworfen, die sich nicht zu solcher Helle aufklären, wo es vielmehr heißt: deren Ende ist das Verderben. Zeichnungen aus dem versumpften Treiben des römischen Reiches und aus den verknöcherten Herzen der jüdischen Pharisäer.

Diese Heiden und diese Juden, wie verschieden sind sie voneinander, aber bei beiden das gleiche Wohlbehagen, die gleiche Selbstgefälligkeit. Dagegen in seiner eigenen Vergangenheit und in dem früheren Leben von Tausenden, die er hier im Römerbrief, wie in ihrem Einst, so in ihrem Jetzt, als seine Gesinnungsgenossen anspricht, die tief Unzufriedenen, die unter dem Zustande ihres Innern schwer litten; die es in lebendigem Schmerze empfanden, wie sie nicht waren und nicht sein konnten, was sie sein wollten; die da trauerten über die Vorherrschaft ihrer niederen Instinkte und sich nach einem höheren und wahren Dasein sehnten, nach Selbstbehauptung ihres inwendigen Menschen und nach dem Vollbringen dessen, was Gott wohlgefällt: Wir unseligen Menschen, wer wird uns erlösen von diesem Todes-Leibe?

Selig sind, die da Leid tragen! — hat der Mund dessen verheißen, der hindurchschaute durch das, was vor Augen ist, und auch unter schwerer Verirrung und traurigem Bann an diesem Seelenschmerze das Göttliche erkannte, wie es noch da ist, noch lebt, noch gerettet werden kann. Denn die Verlorenen haben keine Herzenstöne, die Toten schreien nicht mehr.

Und solch ein der Tiefe sich entwindender Schrei zieht sich nun durch diese ganze Faustszene hin, ein heißes Weh über die Zerrüttung der Seele voll Abscheu vor seiner Tat, voll Scham über seine Widerstandslosigkeit, voll Grimm über die Unwürdigkeit seines Zustandes:

> So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
> Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Ganz neue Töne vernehmen wir hier, wie sie uns aus dieser Gestalt bisher noch nicht entgegengeklungen sind: das Gewissen des Faust kommt zu Worte, wenn auch trostlos, weil lange mit Füßen getreten, und wenn auch nur mit klagender, trauernder Stimme. In dieser Stimme aber ist Ernst, Wahrhaftigkeit und Seelensprache. Sie bezeugt uns, daß, was uns als Verworfenheit erscheint, doch nur Verworrenheit ist. Sie läßt uns hoffen und glaubend die unsichtbaren Mächte schauen, welche über dem walten, der sich selbst als einen Verlorenen zu betrachten geneigt ist.

Ob da nicht hinter dem Faust so manche Erscheinung unseres Lebens sichtbar wird, die uns um gleich hoffnungsfrohe Beurteilung bittet? Dieser oder jener aus unserem Kreise, den wir schon aufgegeben haben, auch ein „Unmensch ohne Zweck und Ruh'", ein Flüchtling vor uns und in seinem eigenen Dasein ein Unbehauster? Er hat uns noch kein Versprechen der Besserung gegeben. Aber verheißender als solche Zusagen des Schwachen, diese Kinder des Augenblicks, sind gewisse Züge im Antlitz, die, wenn man sich von dem unschönen Lachen in dem Gesicht nicht abschrecken läßt und sie näher betrachtet, – o blick hin, vielleicht siehst du's bei ihm – als Rinnen von verborgen geweinten Tränen zu erkennen sind.

Gott gebe nur, daß sie wirklich auch aus einem sehnsüchtigen Herzen quellen. Denn die bloße Klage und das Wehleiden über sich tut es nicht. Das ist es, was uns ermutigt, an Fausts dereinstige Auferstehung zu glauben, daß ihn hier so mächtig die Sehnsucht nach Erlösung erfüllt.

Freilich er sucht diese an einer falschen Stelle. Hier gehen die Wege des Faust und des Paulus weit auseinander. Paulus trägt seine Sehnsucht nach Rettung an das Herz des Vaters Jesu Christi, Faust wendet sich durch die Natur an den Erdgeist. Beides sind schließlich Wege zu Gott, aber nur einer ist der Heilsweg.

> Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
> Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.

So beginnt der wunderbare, einzig schöne Hymnus auf die Zusprache des Göttlichen in der Natur. Wenn Lösung der Bande

eines von sündigen Leidenschaften gefesselten Lebens da draußen zu erlangen wäre, so müßte das Herz des Goetheschen Faust mit seinem in die Tiefen der Naturoffenbarung eindringenden verständnisinnigen Sinne diese daselbst gefunden haben. Er bildet es sich auch ein.

> Verstehst du, was für neue Lebenskraft
> Mir dieser Wandel in der Öde schafft?

Aber das ist ein Wahn. Das ist nach des Teufels höhnender Erklärung nur ein Versuch, sich etwas vorzulügen. Der in seinem sarkastischen Realismus so oft das Wahre treffende Mephistopheles weiß ihm die Nutzlosigkeit dieses nach Kraft wühlenden Schwelgens in der Natur zu Gemüte zu führen. Richtig bezeichnet er die Ursache der Erlösungsunfähigkeit der Natur, sie läßt die Naturtriebe im Menschen unberührt, unveredelt, unvergeistigt, unterwirft sie nicht mit erneuernder Lebensgewalt der Herrschaft des Heiligen in Vernunft und Gewissen. Und in der Tat, Faust geht so gebunden und unerlöst von hinnen, wie er gewesen ist.

Meine Freunde! Wir alle haben wohl der Natur schon viel zu verdanken. Mit bekümmertem Gemüte zogen wir hinaus ins Freie und kehrten, stiller geworden, wieder. Manches Wahre und Bedrückende, manches Kleinliche und Armselige, mit dem wir zu tun hatten, fiel da von uns ab. Auch manches Schlechte und Unwahre. Die Natur hat etwas Besänftigendes und ohne Zweifel auch etwas Befreiendes. Ganz gewiß. Aber etwas Erlösendes nie und nimmer. Noch nie ist ein Mensch, der so, wie hier Faust, in seinem Innersten gebannt war, in die Alpen gereist oder an den Meeresstrand geeilt und ein gewandelter Mensch mit auferstandenem Sinne, mit rein und froh und stark gewordener Seele zurückgekehrt. Besitzest du die Freiheit deiner Persönlichkeit, dann kann wohl die Natur manches deine Lauterkeit und deinen Frieden Bedrohendes abstreifen, was in dir fest werden möchte; aber wo es in dir bereits ein fester Knebel geworden ist, und dein Inneres sich darunter ohnmächtig windet, wird draußen keine Macht dir neues, großes Erlösungs-Leben schenken.

Die Naturoffenbarung ist nicht der Heilsweg für den Verirrten und Umstrickten. Dieser Heilsweg heißt einzig und allein Jesus Christus, die heilige Liebesoffenbarung des Vaters,

— nur aus ihm, wenn der Lebendige eine Lebensmacht im Menschen wird, kommt Geisteserneuerung und erlösende Kraft!

Faust ist nahe daran, den richtigen Weg zu finden, aber er tappt mit gehaltenen Augen daran vorüber. Er fühlt es, wie sein Wald und seine Höhle ihn hineinweisen in seine eigene Brust. Er ahnt „geheime, tiefe Wunder", die sich ihm darin öffnen wollen. Aber er bringt es in dem zerfahrenen Zustande des Unmenschen ohne Zweck und Ruh nicht fertig, dort anzuklopfen, um in diese Tiefen zu steigen.

Er hätte darin Christus gefunden, wie dieser als seines Wesens besseres Selbst längst in ihm lebte, in dem Idealismus seiner Denkweise und Empfindung in ihm wirkte. Er hätte aber unter dem sehnsüchtigen Verlangen der Stunden in diesem heiligen Geiste seines Innern mehr gefunden, als er bis dahin von ihm kannte: den Heilandssinn der Demut und des Vertrauens, der den verirrten Sohn in das Bereich der erlösenden Gottesliebe geführt hätte.

Die in so viel versprechender Erhebung beginnende Szene wäre dann nicht ausgeklungen zu jenem Bekenntnis eines entsetzlichen Verhängnisglaubens, wie er — das sei noch einmal gesagt — eine Ausgeburt der in Schwächlichkeit verzweifelnden Stimmung des Faust, aber nicht ein Ausdruck Goethescher Lebensanschauung ist:

> Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
> Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
> Und sie mit mir zugrunde gehn!

Amen.

14.

Die Glaubensfrage im Liebesleben des Weibes

Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; ist es doch eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.

Brief an die Römer 1, 16.

Fausts Religionsgespräch mit Gretchen

(Von „Versprich mir, Heinrich!“ bis „Hab' ich doch meine Freude dran!“)

Liebe Gemeinde! Man kann es kaum für möglich halten, daß Goethe erst 25 Jahre alt gewesen ist, als er das uns hier vorliegende so gehaltvolle Religionsgespräch seiner Faustdichtung schuf. Er hat in der Fürsorge Gretchens für das religiöse Seelenleben des Geliebten der deutschen Frauenseele ihr Tiefstes und Eigenartigstes abgelauscht.

Erschlossen hatte sich ihm dieses Allerheiligste der Frauenliebe in seinen Unterredungen mit der teuren mütterlichen Freundin, der Herrnhuterin Susanna von Klettenberg, die mit begeistertem Herzen zu dem genialen Jüngling aufschaute, deren dringendstes Anliegen es aber war, des jungen Dichters Sinn mit dem Gott ihrer Glaubensanschauung zu versöhnen. In dem bei ihr besonders edlen, dabei sehr weitherzigen Pietismus hatte die wahrhaftigste christliche Herzensfrömmigkeit zu seiner Seele gesprochen. Ihre Fragen und Bedenken verbanden sich nun in Goethes Erinnerung mit den Stimmen der Pfarrerstochter von Sesenheim, wodurch sie die Kraft jugendlichen Ansturmes gewannen.

Wie groß und dabei wie schlicht steht nun, was er so erschaut hat, hier vor uns! Der Dichter hat in Gretchens Herzenskatechese unserm Volke ein Bild geschenkt, das – in gewissem Sinne ein Seitenstück von der Maria zu Jesu Füßen – dem biblischen Eins ist not! an Bedeutung gleichkommt, es an Eindruck sogar noch überragt, wenn es auch erst in diesem und seinem evangelischen Geiste sich zur vollen Wahrheit aufhellt.

1.

Man kauft wohl jetzt mancher jungen Konfirmandin eine Darstellung jener biblischen Szene, damit das Bild sie in den stillen Stunden ihres Mädchenstübleins immer wieder darauf hinweise, was

der Reichtum und der Adel des Weibes ist. Dieses gute Teil, das Maria erwählet hat, der fromme Herzenssinn, kennzeichnet alle echte Frauennatur. Das soll nicht allein nach Jesu Wort, auch nach Goethes Sinn nie von ihr genommen werden. Hat ja doch der Dichter seinen edelsten Frauengestalten als Ausdruck wahrer Seelenschönheit den religiösen Sinn verliehen, ob auch in sehr verschiedener Art.

Ja, eins ist not, o deutsches Mädchen, bedenke das! Ohne die Tiefe, ohne den Ernst glaubensvoller Empfindung könntest du nicht nur nie wahrhaft glücklich sein, du wärest auch keine anziehende weibliche Erscheinung, ob du noch so schön, noch so gebildet und noch so vornehm wärest. Die Gottinnigkeit, die dein ganzes Wesen vergeistigt und durchwärmt, ist dein bester Schmuck. Der gibt deiner Erscheinung erst die rechte Anmut. Ein irreligiöses oder auch nur religiös gleichgültiges Weib wirkt wie alles Widernatürliche abstoßend. Darum halte jenes Konfirmationsbild in deinem Zimmer hoch als ein dich freundlich durchs Leben führendes Symbol.

Kommen dir aber einmal die Tage der Liebe, schmückt dich der bräutliche Kranz, so mögest du dir neben das Bethanienbild der Maria hier dieses Gretchenbild des Religionsgespräches stellen. Es soll dich als Braut und auch immer wieder als Gattin daran erinnern, was dein höchster Frauenberuf ist. Ein Sinn, der sich um das Seelenleben des Mannes nicht kümmert, begeht eine schwere Pflichtverletzung. Das wäre für das reine deutsche Frauengefühl etwas wie Untreue, und der gesunde deutsche Mannessinn empfindet das als eine peinliche Entbehrung.

Ja, eins ist vor allem not zum Glück der Ehe, die Glaubensbestimmtheit und die Herzensoffenheit für das Göttliche, die hier Gretchen forschen läßt:

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?

Du gingest einem von vornherein verfehlten Dasein entgegen, du wärest dem Geliebten nur das Spielzeug, würdest dem Gatten nur die Hausdame oder die Magd werden, nicht die innerlich mit ihm verknüpfte Seelengenossin, nie wahrhaft mit ihm verbunden, wenn du es dir nicht von Herzen angelegen sein ließest, mit dem, den du liebst und mit dem du alles teilen sollst, auch Gemeinschaft zu suchen in jenen Tiefen der Seele, wo aller Lebensbande ver-

schlingende Knoten liegen müssen, wenn sie halten und zu Segensbanden werden sollen.

Wie öde ist doch jeder Brautstand, der nur Tändelei und den Genuß der Stunde zum Inhalt hat. Oder wo es des Weibes Sorge nur ist, wie man das Haus einrichten, wie man das Leben führen werde. Wo vielleicht aus des Mädchens Munde manche Frage ersteigt über des Mannes Anschauung in diesen oder jenen Dingen, nur nicht die Gretchenfrage: Wie denkst du über Gott? Wie stehst du zu Christus? Wie hältst du es mit der Kirche?

Manche Ehe wäre nicht so entsetzlich seelenlos geworden oder wohl gar so tief unglücklich, wenn von der Braut die Liebe rechtzeitig vor der Verirrung ins Oberflächliche bewahrt wäre. Es wäre anders geworden, wenn früh schon über des Mannes Leben die Gretchenbitte geleuchtet hätte:

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!

– dir hierin etwas zu sein vermöchte! Das hätte den Gatten von vielen Verirrungen zurückgehalten und dem Ergehen der Familie wie der Entwicklung der Kinder eine ganz andere Richtung gegeben. In des Glaubens verborgener Welt entscheidet sich viel mehr vom Leben als durch die Geschicke, welche die Verhältnisse bringen. Und die Vorsehung lenkt und schafft am meisten innerlich durch die Kraft einer Seele, die der Stimme Gottes aufgetan ist.

Drum, o Weib, schäme dich deines Glaubens nicht. Halte nicht zurück mit dem, was dein Gott dir in deinem frommen Sinne anvertraut hat. Scheue nicht das Anklopfen schon an das Herz des Bräutigams und fürchte nicht, es könnte dir mißdeutet werden. Das muß schon ein gemeiner Mensch sein, einer nach des Mephistopheles Art, der in dem religiösen Ansinnen des Frauenherzens das Bestreben witterte, in der Gottesfurcht des Mannes Kraft der weiblichen Herrschaft untertänig machen zu wollen.

Wo dir aus einem Munde diese Ansicht von der Religion entgegentreten oder in der Erwiderung auf deine Berührung dieser Fragen auch nur angedeutet werden sollte, da fliehe solchen Menschen mit dem gesunden Gefühl, das Gretchen hier vor dem Genossen des Faust ein heimliches Grauen empfinden läßt. Vor allem aber rette dich rechtzeitig vor jedem, dessen Gegenwart dir das Innere zuschnürt, daß du vor ihm und in seiner Nähe von dem,

was dir das Heiligste ist, nicht reden könntest. Da hättest du eine Kreatur des Bösen vor dir.

Des guten Mannes Nähe lockt vielmehr, wie die Sonne die Blumen, die Aussprache über des Lebens höchste Werte aus der Brust des Weibes hervor. Jedenfalls freut er sich von Herzen über diese Fragen aus dem Mund der Geliebten, weil sie ihm Einblick in den Edelgehalt ihres Wesens geben. Sie sind ihm eine Gewähr dafür, daß ihre Seele Tiefe hat, und er gewinnt daraus die hohe Gewißheit, daß dieses Herz, welches seine himmlische Liebe so treu hütet und mit Ernst und Eifer vertritt, ein guter Boden sein muß, auf dem auch seine menschliche Liebe gedeihen wird.

Noch einmal: schäme dich deines Glaubens nicht und zweifle nicht an seiner Überwinderkraft, wenn dir in deiner Brautschaft, vielleicht noch mehr im Ehestande, in dem Manne religiöse und kirchliche Gleichgültigkeit gegenübertreten sollte. Begnüge dich nicht mit der Versicherung seiner Liebe zu dir. Ist diese nicht von der Liebe zu Gott, von der Gebundenheit an ein Heiliges und Ewiges beseelt, so wird ihr Bestand und wenigstens Tiefe und Reinheit gar bald abgehen. Gib dich nicht zufrieden mit einem duldsamen Ertragen deiner religiösen Gesinnung. Du bist als Frau nicht an des Mannes Seite gestellt, um dich in deinem Glaubensleben großmütig ertragen zu lassen, sondern um mit diesem bildend auf deinen Gatten zu wirken. Wie Gretchen nicht zurückweicht vor der Entgegnung des Faust:

> Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
> Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
> Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben

— so behaupte auch du dich einer ähnlichen Abweisung gegenüber mit Gretchens ebenso sanftem wie entschiedenem:

> Das ist nicht recht; man muß dran glauben!

2.

Meine Freunde! Dieses Wort, das so ganz dem weiblichen Munde abgelauscht ist, müssen wir uns nun aber doch etwas näher ansehen. Ich könnte mir wohl vorstellen, daß es bei zwei gleich wahrhaft religiösen Frauenherzen, die vielleicht auch auf demselben Boden der religiösen Denkweise stehen, dennoch eine sehr verschiedene

Aufnahme findet. Die eine hört nur etwas daraus, was ganz ihrem guten, frommen Wesen entspricht; für die andere hat es aber einen Ton, der sie denn doch bedenklich macht.

Das ist nicht recht; man muß dran glauben!

sagt Gretchen. Was damit aus ihr redet, ist ohne Frage etwas von dem Mariasinn der vollen hingebungsvollen Aufgeschlossenheit für den Boten Gottes. Die Frauengestalt unserer Dichtung hängt mit der Seele an der Religion. Alle ihre Herzensinteressen sind so eng mit ihrem Glaubensleben verknüpft, daß auch das reiche und tiefe Gefühl ihrer Liebe, kaum ist es in ihrer Brust erwacht, sich diesem sofort als seinem schützenden Horte zuwendet. Sie könnte nicht existieren ohne Gemeinschaft mit ihrem Gott, deshalb möchte sie auch den Geliebten nicht außerhalb dieser heiligen Region ihrer Empfindung wissen. Erst als Mitgenosse ihrer Glaubenswelt, das fühlt sie, wird er ihr wahrhaft gehören. Erst wenn sie so ihr Bestes mit ihm teilt, wird sie sich an seiner Seite wohl und geborgen vorkommen, erst unter dieser göttlichen Verbundenheit die rechte Freude an ihrer Liebe haben.

In dieser ihrer religiösen Durchdrungenheit sucht Gretchen den Faust aus seiner, wie es ihr scheint, zwar achtungsvollen, aber kühl reservierten Stellung zu Christentum und Kirche zu innerlicher Anteilnahme zu bestimmen. Es genügt nicht, sagt sie, daß du zu dem Göttlichen in Verehrung aufschaust und den Gottesdienst in seiner Berechtigung anerkennst, ihm dabei aber fern bleibst. Du mußt mit Liebe und Freude, mit lebendiger Teilnahme, wirklich mit dem Herzen dazu stehen, – du mußt daran glauben.

So wirst du mit Recht zu deinem Manne sprechen dürfen. Mit dem Dringen auf Ganzheit der religiösen Empfindung und Haltung, mit dem Anspruch auf charaktervolle Betätigung seiner Überzeugung. Mit dem Hinweis darauf, daß kein ideales Gut die bloß respektvolle Verbeugung duldet, am wenigsten aber die Religion, daß der wirklich Großgesinnte nicht mit flüchtigem und innerlich unbeteiligtem Gruß an diesen Heiligtümern des Lebens vorbeieilen wird, in seinem Denken und Streben zu sehr von den Vergnügen auf der Straße der materiellen Interessen in Anspruch genommen. Daß das bei allem Gewinnen und Genießen denn doch ein armseliges Staubesleben wäre. Daß, um des Herzens Glück und des Daseins wahren Wert zu erlangen, ein sinnendes Stillestehen vor

dem Göttlichen nötig ist, ein öfteres und williges Abgehen von dem Wege der Alltäglichkeit hin zur Stille, zu den Bergen, von dannen uns Hilfe kommt, zur Einkehr in das Ewige. Daß die Gottheit nur dem sich ihr wahrhaft hingebenden Sinn, nur dem Glauben, ihre Segnungen mitteile. Daß alles Kühl- und Fern- und Äußerlichbleiben in der Religion eine Versündigung an Gott und an sich selbst sei. Du mußt für das, was dir heilig heißt, wirklich mit innerlicher Herzenszuwendung, wirklich mit dem Glauben leben!

Das ist gut und recht, soweit vollständig berechtigt. Als Mahnung zur Seelenlebendigkeit des Mannes und zur warmen, kraftvollen Stellungnahme in dem, was seine Religion ist, ist das „Du mußt dran glauben!" ein Ruf aus der Tiefe der deutschen Volksseele, wie sie sich in der Reformation aus Schein- und Halbwesen zu wahrhaftigem Herzensleben aufgerichtet hat. Gerade in unserer Zeit, wo die mächtige Entfaltung des äußeren Daseins in der ringenden, strebenden Männerwelt so leicht zur Erschlaffung des idealen Sinnes, vor allem zu jener religiösen Indifferenz führt, die das Göttliche zwar nicht missen, ihm aber nur so nebenbei und mit Viertel- oder Achtelseele dienen möchte, sollen unsere Frauen die Priesterinnen des unablässig wieder hinlenkenden evangelischen Treu- und Tiefgeistes sein: das volle Herz, das ganze, lebendige Herz, mein Freund, du mußt dran glauben!

Aber ist das denn nicht doch nur die eine Seite an Gretchens Glaubensworte? Mit dieser, von ihr vertretenen Wahrheit verquickt sich eine sehr bedenkliche Verkehrtheit; mit viel Innigkeit und Ernst verbindet sich ein trübender Mangel an Freiheit und Größe des religiösen Sinnes.

Das ist nicht recht; man muß dran glauben!

— daraus spricht bei aller Gemütstiefe und Seelenteilnahme deutschen Frauensinnes das religiöse Zwangswesen der Katholikin. Ob das auch bei der Menschlichkeit und der lieblichen Art dieser Frauengestalt nicht so zutage tritt, und die Verklärung der Poesie den seelischen Hintergrund verhüllt, für den schärfer Beobachtenden ist die katholische Gesetzlichkeit ihres Geisteslebens nicht zu verkennen.

Gretchens Glaube ist nicht ein Stück ihrer eigenen innersten Natur, nicht etwas Selbsterlebtes, nicht ein — ob auch auf Anregung

und Vermittlung von außen — doch aus ihrer Seele heraus Gewordenes und Errungenes, eine freie Geistesfrucht ihrer Persönlichkeit, so daß sie sagen könnte: meine Religion ist mein eigenes Ich, meine wahre, ihr Heiligstes darlebende Seelenregung. Vielmehr ist, was sie glaubt und in ihrem Glauben denkt und fühlt, lediglich etwas ihr Beigebrachtes, durch Tradition und Autorität ihr Aufgenötigtes und gehorsam von ihr Angenommenes.

Es ist nicht das Fühlen und Reden des Gotteskindes in ihr, sondern das Wollen und Gebieten einer außer ihr stehenden Macht, welche sich ihres Seelenlebens bemächtigt hat. Es ist der römische Kirchengeist, welcher ihr Hölle und Verdammnis angedroht hat, wenn sie sich in ihrem religiösen Sein vom eigenen Herzen und Gewissen bestimmen lassen wollte, und zu ihr gesprochen hat: willst du in den Himmel kommen, so hast du zu denken und zu bekennen, was ich dir vorschreibe.

Nun schallt es als Echo der Priesterkirche aus einer in Furcht gebundenen Seele, die sich ihrer religiösen Selbständigkeit begeben hat und in ihrem Verhältnis zu Gott nicht mehr eigene, freie Persönlichkeit ist: daran muß man glauben! Wobei nun dieses Glauben, an sich der Ausdruck für die warme und lebendige Herzenshingabe an Gott, sich umdeutet zum Ausdruck der Unterwürfigkeit unter etwas Menschlichem. Die Folge davon ist, daß die echte religiöse Empfindung und ihr wahrer göttlicher Lebensinhalt sich nun heillos vermengt mit einem unevangelischen Abhängigkeitsgefühl und all dem Unwahren und Unvernünftigen, was darunter aus menschlich unreinen Quellen ins Seelenleben einströmt.

So steht denn vor Faust nicht das gotterfüllte Frauenherz, das an ihm Geistestaten zu vollbringen vermöchte, sondern die Unfreie, die das ihr Aufgezwungene auch ihm aufzunötigen sucht: das mußt du „glauben"! Natürlich wird da all ihre Liebesmühe an dem von jeder kirchlichen Autorität freigewordenen und wider alles religiöse Autoritätswesen sich auflehnenden Faust vergeblich sein.

Ja noch mehr, von dieser religiösen Geistesdifferenz geht ein zerklüftender Riß durch das ganze Liebesverhältnis der beiden. Stände es auch besser um Fausts Liebe zu Gretchen, nie könnte Gretchen die Seine werden; oder — wollte man sich das auch als ein Geschehnis ausmalen — nie wenigstens könnte sie ihm seelisch irgend etwas sein, deshalb auch nie ein glückliches Weib

werden. Dazu leben sie in zwei zu verschiedenen Welten. Nicht so sehr die große Bildungsdifferenz ist es, welche den großen Gelehrten von der einfachen Tochter des Volkes trennt. Diese Trennung ist überbrückbar und kann ausgeglichen werden. Aber es kann keine segensvolle Liebe bestehen zwischen der religiös so Gebundenen und dem religiös so frei Stehenden, und wäre er dabei auch der religiöseste Mann.

So muß denn mit dem Wunsche, daß das weibliche Geschlecht der Gegenwart sich um Gottes willen nicht von Gretchens frommen Gemütssinn emanzipiere und daß es Goethes liebes Mädchenbild als Vorbild für die Glaubensentschiedenheit seines seelischen Empfindens festhalten möchte, die Forderung sich vereinen, daß das deutsche Frauenherz sich dabei doch über die Unfreiheit des religiösen Lebens Gretchens weit erheben möge.

Aber wie viele ihrer evangelischen Schwestern stehen, ob auch das, was ihr Seelenleben unterworfen hat, etwas unendlich Geistigeres ist, doch auf genau derselben unfreien Stufe des Seelenlebens. Und damit stehen sie ebenfalls religiös kraftlos und wirkungslos dem Genossen gegenüber.

Aufgewachsen in der Glaubenswelt einer Orthodoxie, die es ihnen eingeschärft hat, daß nur in ihren Ansichten und Überzeugungen das Seelenheil beschlossen sei, geht ihre Liebe nun darauf aus, ihre Männer zu ihrer vermeintlichen „Rechtgläubigkeit" zu bekehren: das mußt du glauben, denn das steht in der Bibel! Anders denken, wie es dieses oder jenes Schriftwort lehrt und wie es das Apostolikum bekennt, ist schwere Sünde, ist Frevel gegen die Wahrheit und Ungehorsam gegen Gott, der von seiner Gemeinschaft ausschließt.

Von diesem Standpunkte aus dringen sie nun auf des Mannes Überzeugungen ein, muten ihm Auffassungen zu, wogegen seine ganze Vernunft und wissenschaftliche Erkenntnis sich sträubt, erregen sich gegen ihn, weil er nicht „glauben" will, sehen seinen Widerstand als einen Mangel an Liebe an und werden in ihrem Herzen schließlich gegen ihn kalt. Sie verkennen vollständig ihre seelsorgerische Aufgabe an des Mannes Leben, versäumen diese dabei vollständig, wollen nur seinen Geist in ihre Formen zwingen und werden so aus Gottes Segenswerkzeugen, die sie sein könnten und sollten, lästige und sein Leben verbitternde Quälgeister, die ihm vielleicht die ganze Religion verleiden.

Das ist nicht recht; man muß dran glauben!

3.

Wie nun, wenn dabei der Mann, den das Weib für nicht rechtgläubig ansieht, weil er die allein ihr geltenden Glaubensansichten nicht teilt, das Weib an Größe der religiösen Anschauung und wohl gar an Lebendigkeit der religiösen Empfindung weit überragt?

Liebe Gemeinde! Das ist hier der Fall. Kühl und starr gleich der winterlichen Natur lag bis dahin Fausts religiöses Leben da. Aber die Liebe ist eine Wundertäterin. Sie kann wie der Sonne mächtig durchbrechender Aufstieg über Nacht einen Frühling der Seele hervorzaubern. Alles ist im Menschen verwandelt, auf einmal zeigt es sich nun, wo das Glück der Liebe sein Innerstes ergriffen hat, was reich und köstlich in ihm schlummerte: es sproßt, es grünt, es blüht. Wir erkennen einen Menschen manchmal gar nicht wieder. So auch hier den grübelnden und zweifelnden Forscher nicht, diesen Faust, der einst alles Hohe und Göttliche verwünschend unter seine Füße getreten hatte. Sein Seelenleben blüht auf zu dem lebensvollen Glaubensgefühl des jungen Goethe:

> Wer darf ihn nennen und wer bekennen: Ich glaube ihn? Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
> Der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da droben? Liegt die Erde nicht hier unten fest? Und steigen, freundlich blickend, ewige Sterne nicht herauf? Schau' ich nicht Aug' in Auge dir, und drängt nicht alles nach Haupt und Herzen dir und webt in ewigem Geheimnis, unsichtbar sichtbar, neben dir?
> Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn' es dann, wie du willst. Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.

Das die berühmte Stelle im „Faust", die man als das Grab aller kirchlichen Bekenntnisse wird bezeichnen dürfen. Auch das apostolische Glaubensbekenntnis ist hierin zu seinem Vergangenheitsschlummer versunken, aus dem es nie wieder als eine lebendige Macht auferstehen wird! Und wenn die evangelische Kirche, die noch zum größten Teil darauf ihre Geistlichen verpflichtet, sich einbildet, sie müsse das Apostolikum als das heilige Panier, von dem ihr Leben und ihre Zukunft abhänge, verfechten, so hat der Geist der Entwicklung dafür nur noch ein Lächeln.

Goethe hat hier in das Bewußtsein der deutschen Bildung etwas hineingewirkt, was diese für alle Zeiten einer Religion und Kirche entfremdet, welche das Göttliche in bestimmt formulierten Glaubenssätzen festlegen zu können wähnt und diese zum verbindlichen Ausdruck für das religiöse Leben aller machen möchte. Dieser aus der deutschen Volksseele flutende Protest des großen geistigen Führers der Nation gegen alle kirchlichen Einzwängungsversuche des Glaubens ist ein unvergängliches Wort, dazu bestimmt, die Jahrhunderte zu überragen. Nicht um seines religiösen Inhaltes willen, der selbst wieder der Entwicklung unterliegt, sondern wegen der sich darin aussprechenden Richtung und Tendenz. Es steht in der Geschichte des deutschen Geisteslebens als Wahrzeichen dafür, daß die Zeiten der fest verbindenden Bekenntnisfrömmigkeit unwiederbringlich vorüber sind, und daß das Christentum in die Periode des kirchlich unbeschränkten Individualismus eingetreten ist, wo es in bezug auf das Heiligtum unseres Glaubens heißt:

Nenn' es dann, wie du willst!

Was wir hier aus Fausts Munde hören, ist — für sich genommen — ein von Naturmystik beseelter Hymnus auf die Religion der Liebeswonne. Wir werden gegen diese Gottesauffassung vom Standpunkte evangelisch-sittlicher Religiösität noch einen starken Einspruch zu erheben haben. Auch der Spinozistische Pantheismus der Vorstellung, der hier zu Worte kommt, wird wohl der Denkweise der wenigsten von uns entsprechen. Aber zweierlei ist groß in dieser Glaubensaussprache:

Einmal das gewaltige Gefühl von der beständigen Gottesnähe. Gott ist die Allkraft, die die Welt durchdringt. In allem, was ist und geschieht, ist er die geistige Ursache, die es aus sich hervorbringt. In allem, was einen umgibt, was aus dem Auge des geliebten Menschen mich anblickt, was in mir selber denkt und fühlt, jubelt seine unmittelbare Offenbarung. Mein ganzes Dasein in dem, wie es mir geht und was ich vollbringe, ist hineingestellt in das große Geheimnis eines Gefüges, das die Gottheit lebendig durchwirkt. Und darum ist der Mensch selig und reich in solcher steten Berührung mit dem Ewigen. Wir denken daran, wie schon die Apostelgeschichte (Kap. 17) den christlichen Glauben

das Hochgefühl seiner Gottesgemeinschaft mit den Worten aussprechen läßt: „Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir!" Darauf strebt auch diese, Gott und Natur als eins erfassende Anschauung vom sichtbar Unsichtbaren hinaus.

Und dann diese ehrfürchtig verstummende Empfindung von der Herrlichkeit Gottes. Gott als das Wesen in allen Wesen ist ihm eine Macht, die alle Begriffe übersteigt, und für die alle Mittel menschlicher Bezeichnung unzulänglich sind. Keine Aussage über ihn ist mehr als ein Streifen seines Saumes, in sein Innerstes dringt sie nicht ein, jeder Name ist vielmehr eine Beschränkung des Unendlichen. Wie man sich zu ihm auch bekennen wollte, es wäre das alles nicht eine Klarstellung der Wahrheit vom Allumfasser und Allerhalter, sondern eine vermenschlichende Verkleinerung seiner unfaßbaren Erhabenheit. Faust vermag sich Gretchens Glauben nicht anzuschließen, aber jetzt nicht mehr aus hochmütigem Widerspruch des Besserwissenwollens, sondern einfach, weil ihm alle diese Formen des kirchlichen Gottesglaubens Verengungen des göttlichen Lebensreichtums sind, wovor seine Demut zurückschreckt. Dogmatische Definitionen und Spekulationen erscheinen seinem unmittelbaren Gottfühlen als eine Auflösung der Gottheit in Schall und Rauch.

Wo einem Weibe aus des Mannes Seele solche religiösen Anschauungen entgegentreten, da sollte sie, so wenig diese sich auch mit den ihrigen decken, doch nicht von Unglauben reden. Sie mag versuchen, seine großen Gedanken mit ihrem christlichen Empfindungsinhalte zu erfüllen; aber dazu ist nötig, daß sie sich erst zu seinen Füßen setze und von ihm annehme, was ihrer Religion noch fehlt: daß sie sich bemühe, ihr kirchliches Glaubensleben auf seinen Hochsinn zu stimmen.

So stand es in dem Hause eines der größten religionsphilosophischen Dozenten unserer Zeit. Die Theologie des Mannes bewegte sich auf Bahnen, die über die kirchliche Vorstellungswelt weit hinwegführten und denen, die hier Fausts religiöses Leben wandelt, nicht so fern lagen, während seine Gattin als die Seele der pietistischen Kreise der Universitätsstadt galt. Dennoch lebten sie nicht nur in ehelicher Eintracht, sondern auch unter religiösem Seelenaustausch und in gegenseitiger Ergänzung. Durch sie behielt er

lebendige Fühlung mit der evangelischen Lebensfülle der Gemeinde. Die Frau aber, bei aller Orthodoxie ihrer Ansichten doch ein innerlich freier Geist, der sich die unter ihrer traditionell kirchlichen Denkweise liegenden religiösen Überzeugungen in eigener Seelentätigkeit errungen hatte, wußte von diesen aus auch andersartige Ansichten in ihrer Wahrheit anzuerkennen. Sie verstand es – was gewiß nicht leicht, aber doch eben möglich ist – ihre pietistische Stimmung zu dem Hochflug seines Geisteslebens *emporzubilden*.

Dazu ist Gretchens kirchlich gebundener Sinn nicht imstande. Zwar ihre wahrhaftige Herzensfrömmigkeit ist ergriffen von allem, was sie hier aus des Mannes Mund umtönt. Sie hört aus den ihr so fremden Seelenäußerungen die Sprache der Religion heraus. Aus ihrer kirchlich-religiösen Empfindungsweise klingt es dem auch mannigfach an. Aber sie ist zu unbehilflich zu eigenem religiösen Fühlen; beim ersten leisen Versuche, dem Geliebten nachzufühlen, erlahmen ihrer Seele die Flügel. Noch mehr, sie ist zu unselbständig, sich in der Würdigung des Vernommenen zu behaupten; sie möchte es wohl, doch des Pfarrers Gestalt tritt wehrend dazwischen. Der Pfarrer hat von dem Gotteszorne und dem Sühneopfer des eingeborenen Sohnes geredet, und wie nur, wer daran „glaube", ein Christ sei. Von dieser ganzen Christusmythologie der Kirche und den ihr so überaus wichtigen Christussakramenten des Kirchenglaubens sagt ihr Faust nichts, – da weiß sie sich mit dem, was doch ihr innerstes Herz anerkennen muß, nicht mehr zurechtzufinden:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christentum.

Die alte Rede, mit der tausendmal die Brücke der Verständigung abgebrochen ist. Mit der immer wieder Frauen, die in der *altkirchlichen* Deutung Christi und seines Todes befangen sind, ihre Männer von sich stoßen. Der Christus des Evangeliums hat seine Hand ausgestreckt, um alle seine suchenden Brüder zu seinem Gott und Vater zu führen; aber der Christus des kirchlichen Dogmas ist eine Macht, die schon unzählige Jüngerinnen Jesu um die Fähigkeit und Freudigkeit dieses Seelengeleites gebracht hat. Wie schnell steigt es aus dem dogmatisch getrübten Sinn des Weibes

auf: in Glaubensfragen werden wir uns nie verstehen, ich gebe die Hoffnung auf, dir darin etwas zu werden; wieviel Religion du auch hast, das alles hat keinen Wert, denn es fehlt darin das Heilswunder der Kirche, – du hast kein Christentum!

4.

Liebe Freunde! Es ist das gewiß kein gutes Wort, es mag oft sehr verletzend wirken. Und es ist unberechtigt in seiner Ablehnung solcher Denkweise als mit dem christlichen Glauben nicht verträglich. Aus ähnlich sich äußernder Mystik haben Christentum und Kirche schon manchmal wertvolle Lebenskräfte gewonnen; selbst Luther ist in seinem inneren Werden davon beeinflußt worden. Ebenso sind große Charaktergestalten in der Geschichte unserer Religion stark pantheistisch gerichtet gewesen. Ob uns auch diese Gottesauffassung nicht genügt und wir mit Bestimmtheit die Persönlichkeit Gottes vertreten, so sind wir doch überzeugt, daß die christliche Geistesentwicklung immer mehr von der kirchlichen Vorstellung des Gottes im Himmel droben zu Goethes Allumfasser als der göttlichen Seele innerhalb der Welt, dem sichtbar Unsichtbaren, der in allem lebt, hinlenken wird.

Derartige Anschauungen, wie der Dichter sie hier aussprechen läßt, können also christlich sein, jedenfalls können sie zu christlich-evangelischer Überzeugung auswachsen, sie tragen Saat aus der Religion der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit in sich, – ob sie aber, wie sie hier stehen, nun wirklich schon christlich sind?

Darin müssen wir Gretchen denn doch recht geben: es fehlt etwas Wesentliches daran. In Gretchens Behauptung, daß Fausts Religion kein Christentum sei, spricht sich bei aller Unwahrheit instinktiv eine richtige Empfindung aus. Unwahr ist das Wort in bezug auf das, was ihr Bewußtsein daran vermißt, den Christus der heiligen Sakramente, die mythologische und supranaturale Glaubensvorstellung, den ganzen kirchlichen Tenor der Ansichten. Das alles mag der Religiosität des Faust abgehen, und doch könnte diese von kernechter christlicher Art sein. Aber in der Tat, die eigentliche Seele christlichen Geistes redet in Fausts Bekenntnis noch nicht, die ist bei ihm niedergehalten, – das sagt

ihr eine dunkle Stimme ihrer Brust. Dieselbe Stimme, die dann, als das Gespräch das religiöse Thema verläßt, ihr deutlicher wird, wenn sie geängstigten Herzens dem Geliebten klagt:

> Es tut mir lang schon weh,
> Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.
> Der Mensch, den du da bei dir hast,
> Ist mir in tiefer, innrer Seele verhaßt.
> Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt;
> Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
> Daß er nicht mag eine Seele lieben.
> Es hat mir in meinem Leben
> So nichts einen Stich ins Herz gegeben,
> Als des Menschen widrig Gesicht.
> Wollte nicht mit seinesgleichen leben!

Der Instinkt ihres jungfräulich reinen Wesens spürt es, daß der sittliche Charakter des Geliebten in Gefahr schwebt. Da ist es ihr, als ob selbst aus den noch so schönen Glaubensworten des Faust sie etwas wie eine Wirkung von jenes Geistes Widrigkeit anblickte. Gretchen kann nicht sagen, was das ist; aber sie stand beim Anhören jenes religiösen Gefühlshymnus des Faust unter dem Eindruck dieser Empfindung. Und diese Empfindung strömte mit ein in das ja zunächst von ihrer kirchlichen Glaubensenge ihr eingegebene Wort: du hast kein Christentum!

Liebe Gemeinde! Gefühl ist alles! sagte Faust. Damit können wir uns vollauf einverstanden erklären. Es gibt in der Religion keinen Erkenntnisweg, auf dem man zu einem so allgemein gültigen Resultat kommen könnte, daß man ein alle Menschengeister umfassendes Bekenntnis aufstellen dürfte. Der Weg zu Gott geht durch das fühlende Herz und damit durch die seelische Besonderheit der einzelnen. Nur wie ich ihn fühle, so ist er mein Gott. Das individuelle Gefühlsleben ist die Stätte seiner Offenbarung.

Gefühl ist alles — ja, aber was hier Faust vor Gretchen ausspricht, das ist nicht all das Gefühl, was, ob auch verschieden gestimmt und mannigfach sich äußernd, doch gleich sehr in jedem Menschen sich regt, der in der Geistessphäre Christi steht und mit dem Christusherzen in innerlicher Verbindung lebt.

Faust hat zwar ein lebendiges Gefühl für den Reichtum und die Herrlichkeit der die Welt durchwirkenden und beständig auf

ihn einwirkenden Gotteskraft; aber er hat kein Gefühl für den in dieser alles durchflutenden Kraft waltenden Gotteswillen. Er fühlt wohl etwas von einem göttlichen Willen in der ihn umgebenden und in ihm sich bezeugenden Lebensoffenbarung; aber das ist nur der schaffende, Zweck setzende und Ordnung haltende Wille des Naturgesetzes, wie ihn die Vernunft erkennt: ihm fehlt, ob es sich auch in der vorigen Szene momentan regte, das vom Gewissen zu durchlebende Gefühl für jenen Willen über die Geister, der uns aus seinem eigenen heiligen Wesen eine dem entsprechende Lebensordnung vorschreibt; ihm fehlt bei aller Größe und allem Reichtum des Gefühls das sittliche Gefühl für dieses göttliche Gesetz unseres Innern, aus dessen Befolgung uns Heil und Segen, aus dessen Übertretung uns Unheil, Schuld und Weh erwachsen.

So kann einer im frommen Gefühle der ihn umgebenden, ihn tragenden, ihn durchwirkenden Gottesfülle schwelgen und selig sich vorkommen im Bewußtsein der beständigen Gottesnähe des All-Einen. Wenn aber sein sittliches Vermögen, wie es hier der Fall ist, – man denke an seine Niederlage in „Wald und Höhle" — eine Lähmung erfahren hat, so merkt er nichts von dem auf ihn einwirkenden heiligen Geiste Gottes. Er fühlt ihn nicht in seiner warnenden Forderung und nicht in seinem fördernden Beistand. Es ist eine Frömmigkeit ohne moralischen Halt; mitten aus der höchsten Empfindung heraus vermag sie abzustürzen in Sünde und Schuld.

Der Glaubenshymnus des Faust ist kaum verklungen, noch ist die Luft bewegt vom lauten Hall der großen Gedanken, da spricht in derselben Szene Faust das Wort, das Gretchen auf den falschen Weg zieht, und höhnisch quittiert ihm Mephistopheles diesen Kontrast:

Du übersinnlicher, sinnlicher Freier.

Das ist für uns hier einer der bedeutsamsten Punkte der Dichtung! Die Tatsache, daß Goethe die Bekenntnisszene zur Verführungsszene machte, gibt uns viel zu denken. Sie zeigt uns, daß Goethe solche gefühlsselige Naturmystik, wie verwandt sie auch seiner jugendlichen Weltanschauung war, für nicht genügend erachtete, um dem Menschen das Leben zu sichern. Sie beweist

uns, daß die Religion der Liebes- und Lebenswonne, wie auch er sie in Straßburg durchlebt hat, sich doch in ihm selbst ergänzte durch die Einsprache seiner sittlichen Persönlichkeit und ihres moralischen Gehaltes. Was Faust da vor Gretchen bekennt, das ist zwar aus des Dichters Seele als sein Eigenstes erstiegen; aber in des Dichters Seele sprach doch mehr, als was bei Faust hier zum Ausdruck kommt. Goethes Geist mahnt uns aus seiner Dichtung: bleibt bei dem Faustischen „Gefühl ist alles!" nicht stehen.

Meine Freunde! Wir leben in einer Zeit, wo das „Gefühl ist alles!" das ganze religiöse Leben bestimmt. Der Theologe Schleiermacher, ein jüngerer Zeitgenosse Goethes, der größte Bahnbrecher der neueren kirchlichen Entwicklung, hat diesen Gedanken als seine Lebenslosung aufgenommen und ihn tief in das theologische Denken eingepflanzt. Der ganze freisinnige Protestantismus steht dahinter. Auch große Scharen der zwar noch an den alten Anschauungen hängenden, aber zu den Quellen des religiösen Lebens vorgedrungenen Geister. Vor diesem „Gefühl ist alles!" – nicht Lehre und Satzung, nicht Erkenntnis und Bekenntnis, das man „glaubend" anzunehmen hätte – brechen die Bollwerke des konfessionellen Wesens in der evangelischen Kirche immer mehr zusammen.

In den letzten Jahrzehnten hat nun aber auch ein dem Christentum feindlicher Geist sich jener Losung bemächtigt. Man will Religion, aber nicht die evangelische Religion; man sucht ein Neues, Besseres, das hervorgehen soll aus einer sehr naturalistischen Gefühlsmystik, die sich heute Monismus nennt. Das Wort aus unserer Dichtung steht bestimmend über dieser Freigeisterei der Gegenwart, – doch nicht im Goetheschen, sondern im Faustischen Sinne: es handelt sich um ein religiös wohliges, aber sittlich ganz unbestimmtes Fühlen des Weltgeheimnisses.

Aus dieser Gefühlsseligkeit, die, über einer ihr noch dunklen Lebensanschauung brütend, nicht recht weiß und sagen kann, was sie eigentlich beseligt, flimmert ein Gesprüh mysteriöser Phrasen, das auf den jugendlichen Geist, da dieser gern das am meisten bewundert, was er nicht versteht, vielen Eindruck macht. Der Sinn der Tausende und Abertausende wird verwirrt. Man entfremdet sich den Seelengütern christlicher Überzeugung und den sittlichen Lebensgrundsätzen evangelischer Gesinnung. Man schwelgt in dumpfen, verschwommenen Gefühlen. So geht man hin-

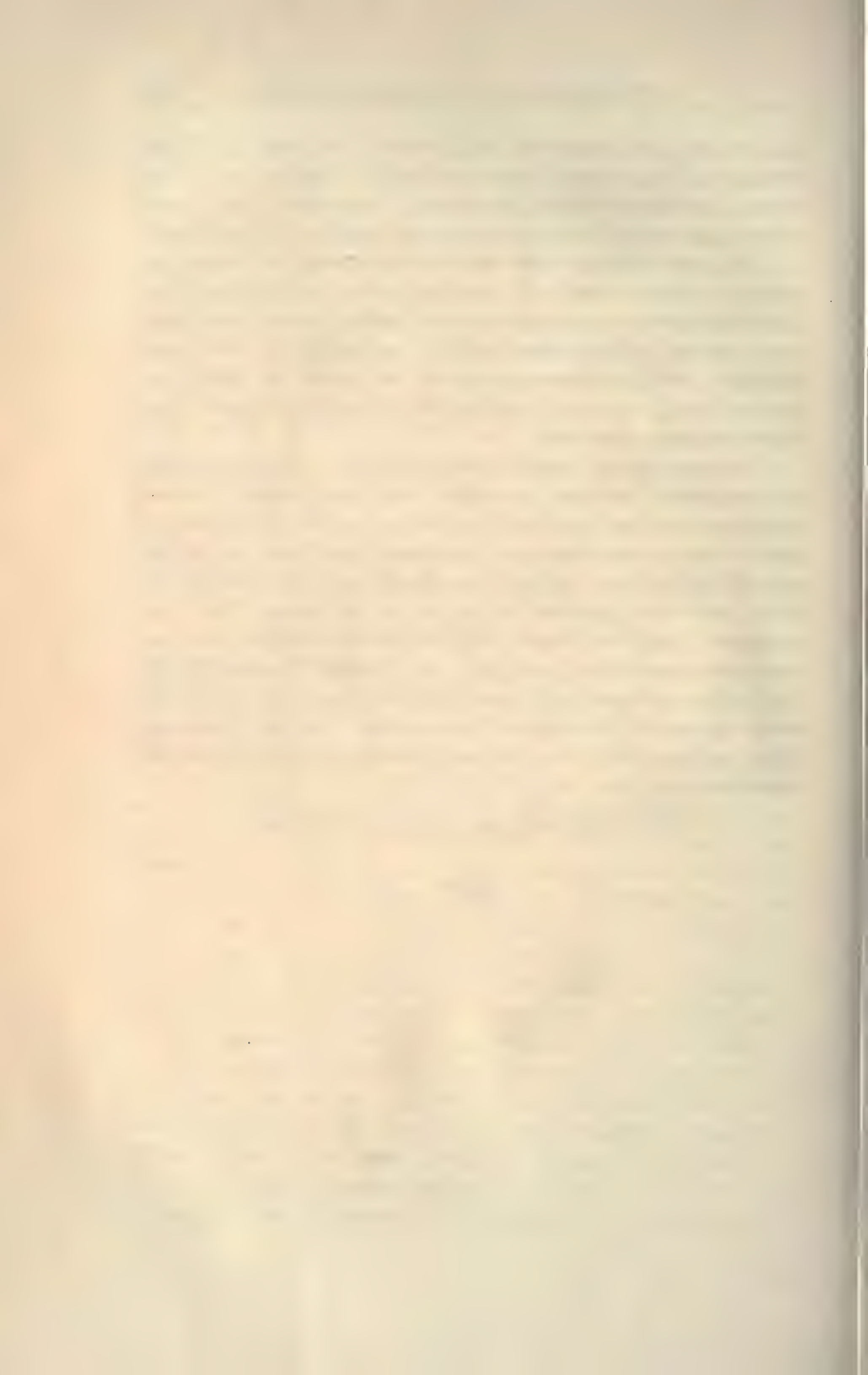
aus. Und dann kommt das Leben mit seinem Ernst und seinen Versuchungen, mit seinen großen gewaltigen Aufgaben, die so viel sittliche Klarheit und Tüchtigkeit fordern. Was wird unserer jungen Männerwelt aus dieser Gefühlsreligion an sittlicher Kraft zufließen?

Da wird es heute mehr denn je der Beruf der deutschen Frau, mit ihrer Gatten- und Mutterliebe in die Männerwelt der Zeit hineinzuleben das Gefühl für die heiligen Augen, die unverwandt in das Menschenleben schauen, das Gefühl für die unverbrüchliche sittliche Weltordnung, in der wir stehen, das Gefühl für das Gottesherz, aus dem allein uns eine Kraft, die unsere eigene Kraft übersteigt, zukommt.

Da wird es dein hoher, köstlicher Beruf, o Jüngerin Christi, an den Deinen das Eine zu erfüllen, was ihnen nottut. Steh in ihrer Mitte als ihre Seelsorgerin mit ebenso freiem wie frommem Sinne. Steh du, du liberale Protestantin, vor ihnen als religiös und sittlich positive Christin, die Herzens- und Gewissenswerte voll Klarheit und Festigkeit in ihr inneres Leben hineinwirkt. Zeuge vor ihnen ohne Scheu und Scham von dem Christusevangelium, das große und glückliche Menschen schafft. Und zeuge vor ihnen mit jener Seelenentschiedenheit, die um sich keine Halbheit im religiösen Leben duldet. Sei eine germanische Charaktergestalt, von der aus es durch alle Gleichgültigkeit in unserer Gemeinde dringt:

Das ist nicht recht; man muß dran glauben!

Amen.



15.

Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Passionszeit

Die Schriftgelehrten und Pharisäer brachten ein Weib, im Ehebruch ergriffen, zu Jesu, und stellten sie in die Mitte und sprachen zu ihm: Meister, dies Weib ist ergriffen auf frischer Tat im Ehebruch. Moses aber hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst du? Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie nun anhielten, ihn zu fragen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Und bückte sich wieder und schrieb auf die Erde. Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus (von ihrem Gewissen überführt), einer nach dem andern. Und er blieb allein, und das Weib in der Mitte. Da richtete sich Jesus auf und sprach zu dem Weibe: Wo sind sie, deine Verkläger? Hat dich niemand verdammt? Sie aber sprach: Herr, niemand! Und Jesus sprach: Auch ich verdamme dich nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!

Johannes 8, 3–11.

Die Gretchentragödie

(Von der Brunnenszene bis zur Domszene,
mit Ausblick auf die Kerkerszene)

1.

Liebe Gemeinde! Über unserm Leben steht jetzt das große Thema von Sünde und Schuld, von Liebe und Erlösung. Die Passionszeit der Kirche ist wieder angebrochen. Da mag den biblischen Hintergrund der Predigt eine Erzählung bilden, die uns in die letzten Tage Jesu in Jerusalem versetzt. Sie stammt aus einem der alten verloren gegangenen Evangelien und ist erst später in unser viertes Evangelium hineingeraten. Mitten in der religiösen Mystik und Philosophie des vierten Evangeliums, im achten Kapitel, eine köstliche Perle der Charakteristik Jesu. Durch die Frische und Gewalt ihrer Eigenart erweckt diese Erzählung durchaus den Eindruck geschichtlicher Wirklichkeit. Jesus sitzt im Vorhofe des Tempels. Da bringen die Schriftgelehrten und Pharisäer ein Weib vor ihn, eine Sünderin, die der Steinigung verfallen müßte, der Strafe, die das mosaische Gesetz über Verlobungsbruch und Fehltritt der einem Manne bereits zugesprochenen Jungfrau verhängt. Wie er urteile, fragen sie ihn in der Absicht, ihn zu versuchen. Ein Konfliktsfall, wie ihn die Pharisäer nach Gelegenheit immer wieder zu schaffen suchten. Der heilige Ernst der Beurteilung, die Reaktion des verletzten moralischen Empfindens müßte Jesum auf die Seite des jüdischen Gesetzes weisen. Aber die Größe seines edlen Menschenherzens stellt ihn hoch über die brutale Grausamkeit dieser Rechtspflege und über eine philiströse Moral, welche eine rein sittliche Frage zum Gegenstand der Justiz macht, und empört ihn gegen eine pharisäische Gesinnung, die gegen eigene innere Verirrungen gleichgültig, dem Gewissen durch zur Schau getragene Entrüstung über geschehene Sünden anderer genug zu tun sucht. Jesu Gewissen muß freilich nicht nur die Tat, mehr noch das in Sünde verstrickte Innenleben dieses Weibes aufs tiefste bedauern. Aber sein Seelenauge schaut die Verfädelungen ihrer Gedanken und Gefühle, die sie verstrickt haben, die Wurzelfasern ihrer Urgeschichte, die sich unter Leidenschaft und Verführung zur Sünde ausgewachsen haben. Er schaut es mit dem Sinn des Gottessohnes, dem auch unter der

Sünde das Große und Emporstrebende einer Menschenseele sich enthüllt. Sein Richten wird zum Retten, sein Strafen zum Erlösen.

Vor diese biblische Geschichte rückt nun heute die Gretchengestalt der Faustdichtung. Ihre Unschuld ist verloren, die Ruhe ihres Gewissens ist dahin. Das Geklatsch der Mädchen am Brunnen, wenn es auch einer anderen gilt, bereitet ihr tiefe Beschämung und weckt ein heißes Erschrecken in ihrem Busen. Aus dem Munde ihres sterbenden Bruders, der sie eine Gefallene und Verlorene schilt und ihr ein Ende voll Schande und Schrecken prophezeit, hört sie die Stimme des Richters, der sie verdammt. Die Verzweiflung schlägt zerfleischend die Krallen in ihr Herz, läßt sie zusammenbrechen, peitscht sie auf, jagt sie als Bettlerin in scheuer Flucht umher und macht sie schließlich zur Kindesmörderin. In Kerker und Gericht endet das blühende, einst so lichte junge Leben.

Wie anders diese Darstellung als jene biblische Erzählung von der Sünderin. Es ist die erschütterndste Tragödie, die je gedichtet worden ist. Kein Dichter der Welt, in alter und neuer Zeit, hat je etwas hervorgebracht – ach, mitten aus der Wirklichkeit des Lebens heraus! – was ein Menschenherz so mit Jammer erfaßt, wie der Fall und Untergang dieses reinsten, lieblichsten, holdseligsten deutschen Mädchens.

Und doch eins verbindet beide Bilder aufs engste: Hier wie dort steht, mit dem alten Kirchenvater Augustin zu reden, der „Miseria“ die „Misericordia“ gegenüber, dem Sünderelende das aufrichtende tragende Erbarmen. Hier nicht wie in der biblischen Geschichte in sichtbarer Gestalt, nicht wie dort mit ausdrücklichem vergebendem und stärkendem Christuswort. Und doch fühlen wir auch hier Christi Nahesein und Wirken, unverkennbar einen Hauch seines allbelebenden Geistes. Wie hat es der Dichter verstanden, durch all diese Szenen voll Sinnenglut, Verführung, Sünde und schauervoller Finsternis hindurchschimmern zu lassen die Strahlen eines reinen Empfindens, einer erlösenden und heiligenden Kraft, einer erhabenen Macht verzeihender Liebe. Auch in der tiefsten Tiefe ihres Falles will der wunderbare Schimmer nicht weichen, der diese Gretchengestalt umhüllt und das eigentlich Böse in ihr Inneres nicht hineindringen läßt. Der Christusgeist selbst ist es, der Goethe gelehrt hat, die edle Humanität des Verstehens und Verzeihens mit vollem mildem Glanze über Gretchens Gestalt aus-

zugießen. Der Dichter hält sie an seiner Brust wie ein Vater, der seine sündige Tochter nicht zu verstoßen imstande ist und trotz alledem an sie glaubt. Er zwingt uns mit ihm zu glauben an Gretchens lauteres Gemüt, an ihr innerstes von Sinnlichkeit freies, reines Herz; zu glauben, – bei allem, was geschehen ist, bei allem, was sie getan hat, trotz allen Wunden, an denen ihr Gewissen blutet, – an die Unverletztheit ihrer Seele, so daß man sie lieben muß und lieb behalten muß, gerade so lieb, wie sie einem am Anfang als das reine, vollständig, auch äußerlich, unberührte Mädchen gewesen ist, so daß man den Glauben nicht lassen möchte an die innere goldene Herzensunschuld dieses Mädchens, den Glauben an die Reinheit und Selbstlosigkeit ihrer Liebeshingabe:

„Doch alles, was dazu mich trieb,
Gott war so gut, ach war so lieb."

Ja, wir können es uns nicht denken, daß der Vater im Himmel, der ein Gott der Liebe ist, ein solches Geschöpf verstoßen und verdammen könnte. Es muß für sie einen Weg des Heiles geben, auf dem sie sich erheben kann zum Wiederfinden ihrer selbst, zum vollen Frieden, zu freier Größe, daß es mit vollem Recht über sie töne: „Sie ist gerettet!"

Sie ist gerettet! Das ist Gottes Urteil. Der Menschen Urteil aber verdammt sie zu Kerker und Henkerstod. Es tritt aus der Dichtung eine heilige Macht in uns über, die uns protestieren läßt gegen diese Roheit und Unchristlichkeit einer Justiz, die hier mit dem Henkerbeil meint ein Gottesurteil auszuführen. Unwille ergreift uns angesichts der Zeichnung des schmutzigen Lasters, wie sie hier der Bruder seiner Schwester entgegenhält, wenn wir auch dem Bruder in seiner Lage seine Gemütsverwüstung zu verzeihen geneigt sind. In voller Empörung zumal richten wir uns auf wider eine Gesinnung, die über jede Gretchengestalt, die uns im Leben als Sünderin verirrt und verführt entgegentritt, Schmach und Verachtung ausgießen möchte. Was diesen Protest und diese Empörung in uns wachruft, das ist der Christusgeist. Christi Nahesein spüren wir da. Ja, meine Freunde, der Zauber des Heilandssinnes, wie er über dieser Dichtergestalt der deutschen Poesie waltet, und wie er in euren Herzen einen so lebendigen Widerhall findet, der ist euch von dem so *oft verkannten deutschen Christen Goethe*

ins Herz gegeben. Und von der Gretchengestalt breitet er sich aus hin über die ganze arme Welt der Sünderinnen, auch über die, die ihr in Wesen und Haltung so gar nicht gleich sind. Er drängt alles Harte aus dem Herzen und stimmt es zum Vergeben, Heben und Retten. Die Erzählung im achten Kapitel des Johannesevangeliums, sie ist erst durch Goethes geniale Übertragung in die deutsche Umwelt mehr geworden als ein Trieb zur kirchlichen Magdalenensuche, ist zu einer ins allgemeine Bewußtsein eingedrungenen lebendigen und erlösenden Kulturmacht unter uns geworden.

2.

Lassen wir noch einmal die biblische Erzählung von der Sünderin vor uns lebendig werden. Jesus begegnet dem Weibe mit wahrer Heilandsliebe, die in ihrer Selbstverständlichkeit so packend und überzeugend wirkt. Aber – das dürfen wir nicht vergessen – trotz der Milde und vergebenden Größe seiner Gesinnung verurteilt er doch die Tat und die Herzensbeschaffenheit, die dem Sinnenreize sich unterwirft. Eine Schuld ist da und diese Schuld soll getilgt werden: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!" Auch Gretchen hat sich verschuldet. Sie hat ihre Mutter getäuscht. Dem niedrig gesinnten Weibe, der Martha, mit ihrem trüben Urteil und ihrem falschen Heuchelsinn hat sie sich in die Hände gegeben, wo sie doch eine innere Stimme hat hören müssen, die sie warnte, so gewiß wie sie vor der Mephistogestalt in Fausts Begleitung einen inneren Abscheu empfindet. Sie hat sich verschuldet, indem sie in ihrer Liebe ihr Herz nicht gewahrt hat gegen das, was in Fausts Liebe unrein und unwahr auf sie einstürmt, indem sie das Heiligtum ihres jungfräulichen Heims und ihres jungfräulichen Empfindens nicht geschützt hat gegen die Angriffe einer sinnlich anstürmenden Leidenschaft.

Diese Schuld Gretchens zu leugnen – so sehr wir bereit sind, ihr Entschuldigungen zur Seite zu stellen – ist unwahr und töricht. Ohne das Vorhandensein einer Schuld würden wir nicht mit versöhnten Gefühlen auf die Gretchentragödie blicken können, ohne das würde sie lediglich eine furchtbare Anklage gegen die bestehenden menschlichen Verhältnisse sein und nichts in uns erwecken können als Empörung und Fluch. Und das ist gewiß nicht, was der Dichter will. Durch den poetischen Zauber, der über der Gestalt liegt, läßt man sich in falsch verstandenem Idealismus berauschen zu

einer Verhimmelung des Naturkindes, das in „erhabener Naivität“ und in „selbstloser Naturhingabe“ unter der verführerischen Leidenschaft des Faust wie selbstverständlich zur Preisgabe komme.

Mit großem Erschrecken sollte uns die Beobachtung erfüllen, wie uns auf Schritt und Tritt, in der Literatur wie im Leben dieser Wahn begegnet, diese krankhafte, auf Entartung deutende Sucht, die Natur dadurch zu vergöttlichen, daß man die natürlichen Triebe und Instinkte heilig spricht, während man gerade dadurch die Vergöttlichung der Natur hindert. Es ist ein Zeichen sittlicher Ohnmacht, wenn man mit hochklingenden Phrasen die Wirklichkeit verschleiert. Ganz zu schweigen von dem Geiste der Frivolität, die mit vollem Bewußtsein solche idealistischen Phrasen von der göttlichen Natürlichkeit zum Deckmantel ihrer Gemeinheit und zur Beschönigung ihrer kläglichen Sinnenknechtschaft mißbraucht. Wie groß unter uns die Scheu ist vor einer ernsthaften sittlichen Stellungnahme auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens und wie groß die Macht der Phrase, das beweist der Umstand, daß selbst ein so schönes edles Buch wie Heinemanns Goethe sich zu folgender Behauptung versteigt: „Gretchen handelt wie die Natur. Indem sie dem göttlichen Gebote, dem Triebe der Natur folgt, verfällt sie in Schande und Verderben. Sie fehlt nur gegen menschliche Satzung.“ Gerade als ob wir noch im Naturzustande lebten und als ob unser Menschheitsziel und -ideal hinter uns läge im Zustande paradiesischer Naturunschuld. Als ob wir nicht vielmehr Glieder wären einer Jahrtausende alten Kulturentwicklung, die uns aus der unbewußten und schuldlosen Natur der rein sinnlichen tierischen Existenz durch Schuld und Erkenntnis hinaufführen will zur Höhe des Menschentums, zu der Freiheit einer zweiten sittlichen Natur, wo der Geist und das geläuterte sittliche Gefühl ebenso natürlich und selbstverständlich herrschen, wie in der Natur die Sinnlichkeit herrscht.

Es ist der alte Wahn, als ob die Dinge und Kräfte der sinnlichen Natur den Stempel des Guten und Bösen trügen. Als ob irgendein Naturtrieb an sich schon göttlich oder ungöttlich, sittlich oder unsittlich sein könnte. Er ist natürlich und weiter nichts. Der Mensch erst adelt ihn, der Mensch erst entweiht ihn. Das Gemeinste und das Edelste, das Niedrigste und Höchste kann aus denselben Trieben und Urkräften herauswachsen. Ein alter Wahn, sage ich, denn er beherrscht – vom Altertum ganz abzusehen –

bereits die ganze mittelalterliche Kirche, wenn er auch hier in entgegengesetzter Richtung sich äußert. Damals galt alles Natürliche, besonders aber das Fleischlich-Sinnliche als weltlich, unheilig, widergöttlich. Eine wirkliche Heiligkeit und Gottgeweihtheit war unerreichbar auf dem Boden des Natürlichen, war nur möglich in der Bekämpfung und Abstoßung des Natürlichen, in der Weltflucht, der Ehelosigkeit, dem Gelübde der Keuschheit. Ein Stück dieser Geringschätzung des Natürlichen auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens hat sich bis heute auch im evangelischen Volksempfinden noch nicht ganz verloren. Auch bei uns noch erscheinen die sinnlichen Verfehlungen als die „unsittlichen" schlechthin, und es erscheint gegenüber dem gewohnten Empfinden weiter Kreise immer noch gewagt, über das Natürliche frei und natürlich zu reden. Nicht die Natur zu verleugnen und zu verkehren ist das Ideal echter protestantischer Sittlichkeit, sondern sie als Grundlage für die geistige Höherentwicklung des Menschen zu würdigen und sie dem höheren geistigen Werden dienstbar zu machen, aber auch nicht sich an sie zu verlieren, sondern sie zu beherrschen. Und wenn wir uns zu solcher protestantischen, frei-persönlichen Wertung alles Natürlichen bekennen, dann können wir mit um so mehr Nachdruck und Wirkung kämpfen gegen jene Verherrlichung des Sinnlichen, jene ungöttliche Naturvergötterung, wie sie manche Kreise unserm deutschen Volksempfinden einimpfen möchten, und die uns schließlich gar bis zur orientalischen Anbetung der Zeugungskraft möchte herabsinken lassen, die uns möchte glauben machen, daß es in der Welt keine andere Kraft mehr gebe, und zu geben brauche als die geschlechtlich-sinnlichen Triebe. Nein, weg damit!

Ihr deutschen Frauen insonderheit, wehret euch gegen diesen Feind. Ist das des Weibes einziger Beruf, wenn auch aus der Liebe und des Herzens Gewalt heraus, dem Manne sich hinzugeben, dann wird es immer und immer wieder sein bestes Teil verlieren, sein eigenes Selbst. Die deutsche Frau kennt nicht nur den Ruf des Blutes; zu ihrer Natur gehört auch die weibliche Würde und das sittliche Hoheitsgefühl, das ihr ein Wegweiser ist zur Höhe freien Menschentums, zur Entfaltung einer sich selbst behauptenden Persönlichkeit. Sie kennt auch den Ruf des Gewissens, und was sie da aus der wirklichen Tiefe ihrer seelischen Natur vernimmt, das sind nicht menschliche Satzungen, sondern ewige göttliche

Normen, die sie zwingen, sich aufzurichten und, auch in der größten Liebe, dämpfend, zurückweisend Zucht zu üben an der Leidenschaft, die die Hand nach ihrem Besitze ausstreckt. Goethe hat uns auch dieses Weib geschildert in so manchen großen Gestalten, in seiner Iphigenie, in seiner herrlichen Natalie in Wilhelm Meisters Wanderjahren. Um diesen Adel zu besitzen, die Zartheit eines sittlich-feinen Empfindens und die Kraft der Selbstbeherrschung zu gewinnen, eine solche hochaufgerichtete, sich ihrer sittlichen Würde bewußte geistige Frauennatur zu sein, dazu braucht ein Menschenkind nicht etwa auf den Höhen der Bildung und gesellschaftlichen Lebens zu wandeln: solche Geistesnaturgestalten voll hohen Adels finden wir auch unter den schlichten, einfachen Frauen des Volkes, solch stolzen Sinn ahnen und spüren wir auch in manchen jungen Mädchen aus armen niederen Kreisen.

Und das ist das Mangelhafte, das die Schattenseite hier in dieser Gretchengestalt, die uns Goethe mit voller Absichtlichkeit so zeichnet, das ist Gretchens Schuld: So hold sie ist, so lieblich und mädchenhaft, so naiv ihr Mädchenherz und so frei von der heißen Gewalt der Triebe, sie ist doch keine sittliche, zu festem Willen und großem Streben aufgerichtete adlige Frauengestalt, sie ist keine wirklich christliche Geistesnatur. Der Glanz des Geldes blendet sie, Perlen und Schmuck verwirren ihr sittliches Empfinden und machen ihre Seele wund. Und wenn wir sie in ihrem Liebesglück sprechen hören:

> Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
> Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt,

oder das Eingeständnis:

> Beschämt nur steh' ich vor ihm da
> Und sag' zu allen Dingen ja, –

ach, dann ahnen wir, daß diese schwache, ihrer selbst nicht mächtige, noch nicht zur sittlichen Persönlichkeit gewordene Frauengestalt an ihrer Liebe vergehen und schuldig werden muß.

3.

Wir sind uns freilich bewußt, wenn wir von Schuld und Verschuldung reden, daß das Werden einer Tat aus vielen unsichtbaren Wurzelfasern erwächst, die alle zu entwirren wir weder die Fähigkeit noch die Aufgabe haben. Wir sind uns bewußt, daß an der Schuld eines Menschen auch viele andere teil haben. So auch hier.

Gretchen hat keine richtige Erziehung gehabt, keine Erziehung, die ihr ein selbständiges Gewissen gegeben hätte, diese „Sonne unseres Sittentags". Sie ist immer im Schatten gehalten: Mahnung, Warnung, kirchliche Lehren und Übungen, äußere Autorität und Respekt vor dem richtenden Gotte, das hat man ihr wohl gegeben, aber das Beste und Notwendigste gab man ihr nicht. Ach wie viele Mütter glauben schon ihr Bestes gegeben zu haben, wenn sie der heranwachsenden Tochter allerlei allgemeine Warnungen geben: Das mußt du tun und jenes mußt du lassen, so mußt du sein und so mußt du dich betragen. Sie warnen vor Abwegen und mahnen zur Vorsicht. Und glauben, dem Kinde Säulen an sittlicher Beeinflussung und Liebe gegeben zu haben. Aber das alles sind doch nur in den Grund der Seele hineingesteckte Warnungstafeln. Kommt die Flut, so reißt sie alle Tafeln äußerlicher Beeinflussung weg. Es ist nicht aus der Tiefe der Seele heraus das eigene selbständige Gewissen, das Gefühl der Geisteswürde in dem Kinde aufgerichtet worden. Und das konnte bei so vielen Mädchen des Volkes nicht geschehen, weil Vater und Mutter ihnen keine religiöse Erziehung zu geben vermögen. Weil sie selbst keinen inneren Zusammenhang mit ihrem Gott haben, so haben sie auch nicht die Fähigkeit, das Gotteskind in der Seele ihres Kindes zu rufen und den Geistesmenschen in ihm zu wecken, der in gläubiger Gotteshingabe und Selbstgewißheit in sich selbst Maß und Richtschnur findet. Und so ist alles nur Kasuistik, nur äußerliche sittliche Vorschriften der Nützlichkeit und der Vorsicht.

Und noch eins, was uns gerade die Gretchentragödie zu bedenken gibt. Die Mutterliebe hat doch von Natur etwas Selbstsüchtiges und Engherziges an sich, wenn sie nicht durch das religiöse Verantwortlichkeitsgefühl geklärt wird zu der heiligen Liebe zur Seele des Kindes. Diese Liebe aber kann sie befähigen, der heranwachsenden Tochter gegenüber auf ihr Mutterrecht zu verzichten, die äußere Autorität beiseite zu stellen, sich in das Seelenleben ihres Kindes hineinzuleben und ihm je länger je mehr eine Freundin zu werden. Die Gefahr ist so groß, daß die Eltern, welche in der entscheidenden Zeit diese Entsagung nicht finden, das Vertrauen des Kindes verlieren und es in fremde, unberufene Hände treiben.

Gewiß, meine Freunde, auch ein religiöser Geistesmensch kann schwach werden, irren und fallen. Aber so viele arme Wesen, wie

ich sie eben gezeichnet habe, so viele Hunderttausende Mädchen des Volkes bis in die gebildeten Kreise hinein würden nicht so ohne weiteres der Macht der Leidenschaft erliegen, würden nicht so unfehlbar ein Opfer der Sünde werden, die sie schuldig macht und ihre Liebe entweiht, wenn das religiöse Gewissen mit seinem Adelsbewußtsein und seiner aufrichtenden Kraft in ihnen lebendig wäre.

Allerdings hat auch Gretchen eine religiöse Erziehung gehabt – und nicht umsonst, wie wir sehen werden. Aber diese religiöse Erziehung ist doch von kümmerlicher Art. Gewiß glaubt die Mutter mit der katholisch-kirchlichen Beeinflussung ihrem Kinde das beste zu geben, aber ihre Erziehung atmet doch den Geist der Betschwester. In asketischer Engherzigkeit wird Gretchen erzogen, auch die unschuldigen Freuden des Lebens werden ihr womöglich versagt. Nur mit kirchlichen Gebeten und mit Regeln der geistlichen Seelsorge dringt man auf das Mädchen ein und glaubt so allen Verführungen des Lebens vorgebaut zu haben. Es ist ein fremdes Gewissen, das ihr aufgezwungen ist, und damit ist's vorbei, sobald ein Faust ihr naht. Und doch, meine Freunde, so unvollkommen, so mangelhaft dieser religiöse Einfluß in Gretchens Hause ist, es ist doch ein religiöser Einfluß, und es hat doch in vielem, was sie von Kindheit auf gehört, Gottes Stimme zu ihr geredet. Das ist Gretchens tiefste Schuld: bei aller Lieblichkeit und Anmut und Herzensreinheit ist sie doch das flatterhafte Kind, das über den Ernst hinwegschlüpft, das all das Große und Heilige, das auch aus der katholischen Frömmigkeit zu ihr gesprochen hat, nur oberflächlich in sich aufgenommen hat, daß es zu keiner sittlichen Arbeit in ihr gekommen ist. Das ist ihre Schuld, daß sie versäumt hat – die Möglichkeit war doch da – das alles in sich walten zu lassen und an sittlicher Festigkeit zu gewinnen. Und da kommt es denn nun, daß sie nicht die Kraft zum Widerstande hat, kaum einen Versuch dazu macht, ohne weiteres kapituliert, und nun, den Fluch bis zur Neige auskostend, in das furchtbare Verderben versinkt.

4.

Aber, lieben Freunde, mußte das sein, dieser Absturz in die Tiefe, dieses Versinken in bodenlose Verzweiflung? Liegt das in Gretchens Natur oder in dem Maße ihrer Schuld irgendwie begründet? Wenn wir in der Domszene sehen, wie das Schuldgefühl sie

packt und an ihrer Seele zerrt, wie sie zusammenbricht in Angst und Qual, dann möchten wir ihr zurufen: Glaub' es doch, du bist nicht so schuldig, du bist ja nicht so verloren wie du denkst! Sie hat in der Verwirrung den Schlaftrunk für die Mutter zu stark gemischt, die arme Frau ist nicht wieder erwacht. Kein Mensch weiß, wer schuld daran ist. Heute ist die Totenfeier für sie im Dom. Die Kirche ist gefüllt. Gretchen sitzt unter der Menge in dem entsetzlichen Gefühl des Verlorenseins, und wie die Posaune des jüngsten Gerichts klingt ihr der Gesang ins Ohr: „dies irae, dies illa – Tag des Zornes, Gericht der Sünden, so den Weltbrand wird entzünden". Diese Klänge wühlen ihr Inneres auf und entfachen das, was unter der Asche ruhte, zur verzehrenden Flamme. Ihre Schuldgedanken werden zu Schreckgestalten der Hölle, die sie furchtbar quälen, bis sie ohnmächtig zusammenbricht.

Die Vergangenheit war vor ihr lebendig geworden, die sie noch voll Unschuld sah, halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen. Kann sie sich denn nicht zurückbesinnen auf die reinen Kräfte ihrer Seele? Kann denn eine Stunde der Verfehlung alles verwüsten? Gibt es da kein Neuanknüpfen, kein Wiederaufrichten? Nein!

„Verbirg dich, Sünd und Schande
Bleibt nicht verborgen. Luft? Licht? Weh' dir!" –

Und die Zukunft, was wird die ihr bringen? Ein bitteres Mutterglück! Bitter zwar und vergiftet, aber doch in den heiligen Kräften der Mutterliebe eine große Pflicht! Und wie kommt Gretchens Natur dieser Mutterpflicht entgegen! Wie hat sie mit mütterlichen Instinkten das verstorbene Schwesterchen gehegt und gepflegt. Selbst Faust ist tief davon ergriffen, wie sie in ihrer Schlichtheit und Natürlichkeit von diesem ihrem Tun und Empfinden erzählt. Sollte die große heilige Pflicht, die ihrer wartet, nicht die Kraft haben, sie aufzurütteln, hochzurichten, zu neuem Anfang sie zu stärken? Nein!

„Ihr Antlitz wenden Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen, schauert's den Reinen! Weh'!"

Diese hemmende, niederwerfende Macht, die Gretchen ins Verderben treibt, verkörpert Goethe in dem „bösen Geist", der hinter ihr steht und ihr die furchtbaren Zorngedanken in die Seele spricht. Und Goethe hat wohl gewußt, was er tat, als er diese Reueworte nicht Gretchen selbst in den Mund legte. Die Reuegedanken,

die sie empfindet, sind wahre Empfindungen, es sind das Gefühle und Stimmen, die aus der göttlichen Kraft ihr in die Seele steigen: aber dieses ihr eigenes Gewissen ist durch die Kirche vermengt worden mit einer ihr fremden Welt, mit einem kirchlichen Gewissen, das doch nur aus menschlichen Gedanken und Satzungen erwachsen ist. Eine furchtbare, unwahre Schreckgestalt, diese mittelalterlich-katholische Frömmigkeit, dieses „dies irae", dieser Bußgesang eines Franziskanermönches Thomas von Celano aus dem 13. Jahrhundert mit seiner Schilderung vom jüngsten Gericht; eines von den unheimlichen, wahre Frömmigkeit und Sittlichkeit zerstörenden Folterwerkzeugen der Seele. Und es ist mir unbegreiflich, daß selbst protestantische Theologen darin etwas Großes und Christliches sehen können. Dieses Bild des verzehrenden Zorn- und Richtergottes hat Gretchen in die Leiden und Abgründe hinabgeführt, in denen sie fast versunken wäre.

Welch ein Gegensatz! Hier die Gestalt des „bösen" Gewissens, eine Verkörperung des kirchlichen Pharisäismus und Fanatismus, heimlich, flüsternd, hinter ihr stehend, sie in Gericht und Verderben stoßend: „Weh' dir, weh'!" – Dort die Heilandsgestalt, Auge in Auge mit der Sünderin, sie gnädig aufrichtend: „Gehe hin in Frieden und sündige hinfort nicht mehr!"

Aber eben dieses schwere Leid selbst ist es mit seiner befreienden und heiligenden Segenskraft, was die Schreckgestalt allmählich verscheucht und die Kräfte, die in Gretchens Seele schlummern, entbindet, daß sie unter der Wirkung des Leides sich entfaltet zu der innerlich gereiften, in sich selbst gefestigten sittlichen Persönlichkeit, die über Faust weit hinaus wächst und in der Kerkerszene sich groß und in sittlichem Adel offenbart.

Es ist ihr deutsches Gemüt, das sich auf sich selbst besinnt, das sie zur Verinnerlichung und Vertiefung führt. Nicht anders weiß ich das zu nennen, was an der Gretchengestalt uns von Anbeginn fesselt, was uns heißt, sie trotz aller Kindlichkeit ernst zu nehmen und trotz aller Oberflächlichkeit zu lieben, was in den Gesprächen mit Faust ihr selbst unbewußt immer wieder aufblitzt. Die Kraft deutschen Gemüts, wie es insonderheit in der deutschen Frau sich verkörpert als Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, als Empfindlichkeit gegen alles Unreine und Unwahre, als Opferfreudigkeit und Leidenskraft, als Sinnenkeuschheit und Liebestreue,

als Glaubenssehnsucht und Ahnungsfähigkeit. Und ein Verhängnis wäre es, wenn unter den Wirkungen der modernen Emanzipationsbestrebungen, denen wir im übrigen jedes Verständnis entgegenbringen, unsere deutsche Frauenwelt aus der Kultur des Gemütes sich drängen ließe in eine nüchterne, rechnende Verstandeskultur. Das Wort Goethes, das er hier in dem Gretchen der Kerkerszene verkörpert: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan" würde seine Geltung verlieren.

Diese deutsche Gemütstiefe nun rankt sich in Gretchen empor an den religiösen Kräften, die ihr – zunächst als toter Besitz – geblieben sind, die aber nun unter der befreienden Wirkung des Leides innerlich reifen zu selbständigem Erleben göttlicher Barmherzigkeit, zu selbständigem Erschauen göttlichen Naheseins, zu selbständigem Bejahen ihrer höheren göttlichen Natur. Ausgelöscht ist die Furcht vor Fegefeuer und Höllenpein, überflüssig das Dazwischentreten der Kirche und des Priesters mit sühnender Vermittlung, fernab der Gedanke an die Heiligen mit ihrer Fürsprache: in evangelischem Selbstgericht und evangelischer Selbstgewißheit gibt sie sich in Gottes Hand:

„Dein bin ich, Vater! Rette mich!" –

Jetzt ist der Tod der versöhnende Abschluß ihres Lebens, denn er ist als Pflicht der Sühne von ihr selbst gewollt. Der Heroismus, wie er aus dem Bewußtsein empfangener göttlicher Gnade erwächst, der alle Schuld auf sich nimmt und für die anderen auch nicht ein Wort des Vorwurfs findet, der läßt sie Reinheit und Wahrheit höher achten denn das Leben. Sie stirbt in der sittlichen Schönheit des reinen, lauteren, gereiften Charakters.

Du Gretchenbild, wie in deiner Schmerzzerrissenheit der Dichter dich gestaltet, wie in deiner Schuldverwüstung ein Künstler wie Kaulbach dich deinem Volke gezeigt hat, geklärt und vertieft von dem Geiste des Sünderheilandes, gehe hin zu deinen armen Schwestern, und wo du eine findest, über die die Sonne noch nicht aufgegangen ist, die auf ihrem Bette weinend sitzt, wo du eine findest, die unter dem Druck und der Last ihrer Qual verzweifelt, rede du ihr von dem Christus, dem Heiland der Sünder und richte sie auf zu neuem Vertrauen, zu neuem Mut und Leben.

Amen.

16.

Stirb und werde!

Passionszeit: Sonntag Judica

Ehe ich gedemütigt ward, irrte ich. Psalm 119, 67.

Die Gretchentragödie

(Die Schlußszenen: Trüber Tag, Nacht, Kerker)

Liebe Gemeinde! Es ist ein so erschütterndes Schreckens- und Schmerzensbild, mit dem der erste Teil der Faustdichtung schließt, daß man nur sagen kann: Verhülle dein Angesicht in Schweigen und weine! Diese lieblichste Frauengestalt, die je deutscher Dichtergenius geschaffen hat, so rein, so zart und hold, Goethes Gretchen, „das lyrische Herz des deutschen Volkes und der verkörperte Duft des deutschen Volksliedes" im Kerker, in Ketten, in Todesangst; wie sie in ihrer großen Liebe zur Unschuldig-Schuldigen geworden, von Faust verlassen, von der drohenden Schande in die Fremde gejagt, als Bettlerin herumirrend einem Kinde das Leben gegeben und, überall von harten Menschen verstoßen, in ihrer Verzweiflung der Sinne nicht mehr mächtig, dieses ertränkt hat; wie sie als Mörderin ergriffen, von einer barbarischen Justiz zum Tode verurteilt, nun dem Morgen ihrer Hinrichtung entgegenharrt und unter windendem Seelenweh von ihrer Liebe und vom Leben sich losreißt!

In diese schauerliche Schreckensszene tritt Faust. Faust kommt zu seinem Gretchen: o grausiger Hohn! Durch die fadesten Zerstreuungen der Walpurgisnacht hat Faust sich schleppen lassen, um Gretchens Liebe und Leid zu vergessen. Als er aber hört, welches Schicksal über sie gekommen ist, da bricht er in rasende Empörung aus wider den frivolen Geist der Zerstörung, den Mephisto an seiner Seite, den Mephisto in seiner Seele. Von Gewissensbissen und Ängsten um Gretchens von ihm verschuldetes Geschick geplagt, stürzt er zu ihr hin, um sie mit Hilfe des Teufels aus dem Kerker zu befreien. Hier ringt er zunächst mit dem zerrüttenden Schuldbewußtsein des armen Weibes und dann mit dem heiligen Sühnewillen Gretchens, ringt in qualvollem Mitdurchleben all dieses Jammers, den er, er

ganz allein, verschuldet hat, ringt verzweifelnd aber ohnmächtig und ratlos gegenüber dem schwachen Weibe. Vor der Entsühnten Gottes, die umflossen von dem Lichte der rettenden Gnade vor seinen Augen zu edelster Größe emporwächst, sinkt er, der große Faust, zerschmettert zusammen in tiefster Erschütterung seines ganzen Wesens, ein willenloser, zügelloser Mann.

Das ist der Tod des Titanen in Faust, der Tod des Übermenschen, der in überspanntem Selbstgefühl der Gottheit sich gleich wähnte, ja der in trotziger Selbstüberhebung sich gegen sie stellen und sprechen möchte: „Laß sehen, wer recht behält, ich oder du!" Dieser Faust voll sinnverwirrender Vermessenheit findet hier im Kerker sein Grab. Zerbrochen wird jener Wahn der Verworrenheit, der auf seinen Sinnen und seinem ganzen Wesen liegt, der sein Edelstes niederhält und es verursacht, daß alle seine Wege Irrwege wurden. Unter dem Bilde des Faust steht heute die Inschrift: „Ehe ich gedemütigt ward, irrte ich."

1.

Es gibt mancherlei Demütigungen für den hochgesinnten Menschen. Er will das Gute, das Große. Einen heiligen Beruf fühlt er in sich, seinen Zeitgenossen Führer, Wegweiser zu sein. Neue Erkenntnisse hat er gefunden, die den Menschen manches Dunkel lichten und ungeahnten Fortschritt verheißen. Den Massen will er neue Ziele geben, die sie lösen könnten aus der Dumpfheit und Stumpfheit ihrer Sinne. Das Banner politischer Freiheit trägt er voran, um auch den Armen und Bedrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mit der Gewalt eines großen Bußpredigers rüttelt er an den Herzen und Gewissen, um aus erschlaffender und erstickender Genußsucht und Mammonsgier sein Volk aufzuwecken. Mit Prophetendrang ruft er zu dem lebendigen Gott, um den Menschen Frieden und volles Leben zu bringen. Aber all sein großes Wollen wird verkannt, ja verlästert. Alles, was er schafft, was er den Menschen bringt, erntet Geringschätzung und Undank. Ohnmächtig steht er der Stumpfheit oder Niederträchtigkeit der Welt gegenüber. So geht durch diese Wochen die Leidensgestalt Jesu. Ein Heiland und Erlöser wollte er sein seinem Volke, daß es frei werde von Sündenknechtschaft und Gesetzesdienst, und nun steht er da, ein Gebundener in der Dornenkrone, verhöhnt und verworfen; ein Pre-

diger der Liebe und Gerechtigkeit, nun den Mördern zugesellt. Und auch Faust hat ja einmal etwas von dieser Verkennung durchgemacht. Er, der „gescheiter ist als alle die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen", wie er in seinem Eingangsgespräch sagte, hat doch an der Universität keine Geltung gewinnen können, und Geld und Gut, Ehre und Herrlichkeit der Welt, Dinge, die so vielen unbedeutenden Menschen zufallen, sind ihm versagt geblieben. Eine Demütigung war es, aber für einen Mann, der Großes in sich trägt, noch keine Beugung.

Eine wirkliche Beugung erlebt er erst, wenn er die Grenzen und Schranken seines Wollens und Wirkens in sich selbst finden muß. Wenn ein mächtiger Wahrheits- und Wissensdrang in ihm lebt und er sieht sich vor einen Vorhang gestellt, den er mit all seinen grübelnden Sinnen nicht durchdringen kann, wenn er erfahren muß, daß all unser Wissen – auch das höchste und bedeutsamste, das Wissen über Gott – Stückwerk ist! Oder wenn er in sich einen starken Tatendrang fühlt, der wirken und gestalten möchte, und es fehlt ihm zum Wollen das Vollbringen, die Energie und Gestaltungskraft, das in die Wirklichkeit umzusetzen, was vor seiner Phantasie so lebendig und greifbar steht! Dann tönt es ihm in bitterer Selbstverspottung entgegen: Du armseliger Mensch, wer bist du? Diese Demütigung hat Faust ja so erschütternd durchlebt in der Szene mit dem Erdgeist. Das ist Beugung, aber es ist doch noch keine Zerknickung, noch nicht die volle Demütigung, solange der Mensch noch ein gutes Gewissen hat, solange er weiß, das, was ich wollte, und das Wenige, was ich erreicht, das war gut und war rein, es kam aus lauteren Quellen.

Wehe aber, wenn das, was der Mensch gewollt, wenn seines Lebens Taten, wenn sein Lebenswerk, das aus seinem Wollen hervorgegangen ist, wenn das vor ihm steht unter den schauerlichen Wettern des Gerichts, wenn es aus der höheren Welt vernichtend herniederdonnert: Unrein, unwahr, böse und schlecht ist das, was du getan! Fluch und Verderben kennzeichnet deine Spur! Das ist eine Demütigung, die vernichtend ist. Und in solchem Gerichte steht hier der Faust in Gretchens Kerker. Diese schauerlichen Mauern sind wie Spiegelwände, in denen er seine Seele schauen muß. Sein Leben und Tun muß er da in diesen peinvollen Augenblicken zusammengedrängt noch einmal durchkosten,

um sich in seiner ganzen Verderbtheit zu erkennen. Er, der Titan, der Übermensch. Ich werde sein wie Gott, wissend was gut und böse ist – so hat er sich gefühlt. Der Mensch, seiner selbst bewußt, der Idealist nach dem Höchsten in seiner Seele strebend, auf die Höhe des Lebens begehrend, alles zu schauen und zu erkennen, in der Gewißheit, daß er sein innerstes Selbst unverletzt durch alles hindurchsteuern werde, auch durch Gemeines und Schlechtes, er, das Ebenbild der Gottheit!

Ihm wird noch einmal vor seiner Gottähnlichkeit bange, so hatte der Mephisto ihm nachgegrinst. Und nur zu bald kam diese Stunde tiefer Demütigung. Vor dem herzzerreißenden Elend im Kerker stöhnt die schuldbewußte Ohnmacht auf und seine Gottes-Ebenbildlichkeit stürzt zusammen. Er hat es schon früher empfunden, in manchem Augenblick der vergangenen Monate, daß Mephisto sein Inneres tiefer beeinflußt hat, als er es wollte und dachte. Er hat es empfunden, wie die Sinnlichkeit, die Leidenschaft Gewalt über ihn gewonnen hat. Er hat in solchen Augenblicken wie dort in „Wald und Höhle" geschaudert vor dem Schlechten, was er tun wollte – und hat's doch getan, hat von sich abgeschüttelt die heiligen Schauer der guten und erhebenden Gefühle, die von der Reinen und Lieblichen zu ihm herüberströmten. Und was hat er nun aus dieser Lieblichen gemacht? Dieses Jammerbild hier am Ort der Schrecken, das auf dem Stroh sich windet: o deine Schuld, deine Schuld! Aus ihrem Munde kommt keine Silbe der Anklage. Aber was sie da in ihren Fieberphantasien spricht, und wie auch da noch die Liebe aus ihrem Herzen zu ihm hindrängt, das ist schlimmer wie laute Anklagen, das legt sich wie Bergeslast erdrückend auf seine Seele.

Ein Titan zu sein, hatte er sich angemaßt, in Lebensfluten, im Tatensturm. Hinausfluten wollte er in die Menschenwelt, segensreich und Früchte bringend, Gutes schaffend und glücklich machend mit seines Herzens reichem Inhalt. Aber ein wilder Wassersturz war er gewesen, alles mit sich hinunterreißend in den Abgrund, selbst nach dem stillen Hüttchen am kleinen Alpenfeld gierig lechzend! Wo ist das Segensvolle, Edle, Beglückende, das er hervorgebracht? Das schöne Menschenbild hat er zerstört, das Gute überwältigt, das Reine in Sünde und Schmutz getreten. Und aus seiner zerrissenen Brust tönt der Schrei der Verzweiflung und des Selbstgerichtes: „Ach, wäre ich nie geboren!" – Ein Titane, so hatte Faust sich gefühlt auch

darin, daß er gemeint hat, sein Herz sei von einer unendlichen Tragkraft. Der Menschen Wohl und Wehe wollte er miterlebend auf sein Herz nehmen, das Weh einer ganzen Welt tragen. Und nun ist ihm das Herz zugeschnürt und der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an. In diesem einen Lebensbilde tritt ihm aus den Tiefen des Lebens das Leiden, die Schuld und Schmach von Tausenden entgegen und er erträgt es nicht. Armseliger Faust, ich kenne dich nicht mehr! O großer Faust, du armseliger Mensch!

Von diesem Faust kann die Geliebte in dieser Stunde nichts erhoffen. Von diesem Faust, der einst ein Heiland sein wollte einer ganzen Welt und vor dem das sterbende Mädchen stöhnt: Mir graut vor dir – von ihm fort wendet sich der Blick hin zu dem, von dem das Prophetenwort sagt: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen." Was Faust gewollt, Jesus Christus hat es vollbracht. Und er hat es vollbracht, weil er der Reine, Schuldlose ist, weil sein Leidtragen nicht wie bei Faust nur Wissensdrang, Bedürfnis des Erlebens und Erfahrens ist, sondern eine von oben erfüllte Wärme und Liebe mit heiligem Erlösungsdrang, nicht nur ein Sichausleben, sondern ein Innenleben in heiligender Gottesgemeinschaft. Armseliger Faust, wie bist du klein gegen Christus!

2.

Das ist der Mensch in seiner Zwiespältigkeit. Eine Seele trägt er in der Brust, die, reich und groß, der Gottheit Herrlichkeit in sich schließt, einen köstlichen heiligen Lebensschatz göttlicher Art. Es klingen in ihm tausend Stimmen großer Gedanken, tiefer Gefühle, heiliger Erregung. Aber das alles liegt in ihm zunächst dunkel und verworren, alles nur wie eine träumerische Ahnung. Daneben viel bestimmter, weil so viel einfacher, ein nach außen drängender, stürmisch begehrender Lebenswille. Ach, und wie oft kommt dieser Reichtum der Tiefe, der doch den einzigen Wert des Menschen ausmacht und all seinem Tun erst Charakter verleiht, niemals ans Tageslicht.

All seine Kraft vergeudet der Mensch nach außen. Die Außenwelt mit ihren lockenden Gütern und Zielen, mit ihren tausend Aufgaben und Pflichten, ihrem Reichtum, ihrer Ehre und ihren Herrschermöglich-

keiten nimmt ihn vollständig in Anspruch. Da hat er keine Zeit, seinen Seelenbesitz sich zu hüten und zu mehren. Er will doch etwas erreichen in der Welt, und wenn er nicht seine volle Kraft an seine Arbeit setzt, verdrängt ihn ein anderer von seinem eben erst eroberten Platze, ein ruheloses Jagen und Schaffen ohne rechtes Atemholen. Und doch, du Menschenkind, draußen in der Welt bist du, ob auch der größten einer, nur ein Rädchen in der Maschine, jeden Augenblick tausendfach zu ersetzen. *Nur in deinem Innenleben bist du etwas für dich.* Du bist das eigentliche Werk deines Lebens, das bleibt und steht, wenn alles fällt. – Wenn nun solch ein Tatenmensch den erhofften Erfolg aus seiner Hand schwinden sieht – entweder zerbricht sein Mut in *schmerzlicher Resignation*, denn aus seiner Seele kommt ihm kein Glaubenszuspruch, keine bleibende erhaltende Kraft, oder er sucht Ersatz und Entschädigung auf der *Taumelbahn des Genusses*, denn in seiner Seele sind die tieferen Anlagen und Bedürfnisse inzwischen erstorben, weil sie vernachlässigt und verwahrlost sind. Gewiß, arbeite, rege die Hände, bringe etwas Tüchtiges hervor, wenn du glücklich sein willst, aber alle Taten lassen unbefriedigt, geben dem Herzen kein Glück, wenn nicht hinter dem schaffenden leuchtenden Leben die reine große Seele steht. Wohl dir, wenn du das heilige göttliche Leben in deiner Brust gehütet hast! In des Lebens Unruhe, in des Lebens Sturm und Weh wird dir doch der Friede nicht fehlen und nie des Lebens hohes volles Gefühl.

Andere suchen das Ziel ihres Lebens von vornherein mehr im Genießen als im Schaffen. Das Arbeiten ist ihnen nur Mittel zum Zweck. Der Lebensdrang äußert sich bei ihnen in dem *Hungern und Dürsten nach Lust.* Glücklich will ich sein. Das Leben will ich kosten. Wo rinnen sie, des Lebens Becher? Draußen in der Welt, in der Freude, im Genuß! Hinaus! Ich will das Leben in Lieb und Lust kennen lernen, nichts am Wege liegen lassen, das sich mir beut. Und wenn es an Lasterhöhlen und allem Bösen vorbeiginge, nichts bleibe unerprobt. Ich weiß schon, was ich mir selbst dabei schuldig bin. Ich werde mir schon mein Innerstes zu wahren wissen und stets Herr bleiben über meinen Willen und meine Leidenschaften. Und doch haben sie Schiffbruch gelitten am Leben. Klagend müssen sie seufzen über die Geister, die ihrer mächtig geworden sind und das Schönste und Beste aus ihren Herzen

gerissen haben, die ihnen die Kraft zur Lebensfreude und selbst zum bloßen Sinnengenuß zerstört haben – „so tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!" – Die Erinnerung werden sie nicht mehr los an so manche Schuld, die ihrem Seelengedächtnis sich eingeprägt hat. Der Eltern Hoffnungen und beseligende Gedanken haben sie zerstört, die sie beglücken wollten, haben sie unglücklich gemacht und so manches arme Leben zertreten. So mancher eilte hinaus voll schöner Hoffnungen lebensflutend im Tatensturm und muß dann an den Trümmern seines Lebens seufzen: Ach, wäre ich nie geboren! Nein, diese Wasser des Lebens machen uns immer durstiger. Im Sinnengenuß gibt es keine Befriedigung. Was des Lebens Lust uns bietet, ist nur ein Scheinleben, wenn es nicht noch mehr bedeutet: einen Verlust an innerem Lebensglück, einen Verlust an Reinheit und seelischer Lebenskraft. Gewiß verheißt die Freude uns Befriedigung, Glück und Kraft, aber nur wenn sie imstande ist, unser Inneres reiner, edler zu machen. Und auch die größte Freude, die dir entgegenkommt, wenn ein Herz sich dir schenkt in aller Innigkeit und Hingabe – o edelste Freude, das Höchste und Schönste, was das Leben uns bieten kann! – ja, auch der Besitz der Liebe weckt in dir keine Lebensbefriedigung, wenn diese Liebe nicht zu einer Förderung und Vertiefung deines inneren Menschen wird. Nicht aus dem Genuß kommt das Leben sondern aus der Kultur deines Innern, aus der Pflege deiner Persönlichkeit.

Gut, sagt der Gegenwartsmensch, das erkenne ich an. Das höchste Lebensglück gibt das Gefühl der Persönlichkeit. Ein Schrei nach „Persönlichkeit" geht deshalb auch durch unser Geschlecht. Wahre dir, Mensch, was du bist! Hüte dich, daß dir nichts genommen werde, daß du ganz in deiner Eigenart dich behaupten, ganz in deinen Ideen dich durchsetzen kannst. Das scheint ganz das zu sein, was ich meine. Und ist es so vielfach nicht. Denn dieser Schrei nach Persönlichkeitsdrang in unserer Zeit ist vielfach nichts anderes als die Proklamierung des Egoismus, nur der Drang, seine Rechte über die Pflichten zu stellen; nur das Begehren, seine Ecken und Kanten festhalten zu können, seine Fehler und Schwächen als natürlich und berechtigt anerkannt zu sehen. Daß keiner versuche, mich anders haben zu wollen, mich abzuschleifen, ich bin ich, der Mensch, wie aus der Erde herausgewachsen. So will ich durchs Leben gehen, so soll mich jeder anerkennen und gelten lassen. Das

ist nicht, was Goethe meint: der rohe unbearbeitete Marmorblock! Was Goethe dir als Kultur der Persönlichkeit vor die Augen stellt, das ist die Wahrheit der Gottestiefe und der Gottesverwandtschaft deines Innern, die innere Lauterkeit und Echtheit des Gemütes, das, was in deiner Tiefe schlummert, und was du mit viel Zucht und Mühe an dir Heiliges und Großes bilden sollst. Was du bist, das suche zu ergründen! Was du werden willst, das suche zu pflegen, was du geworden bist, das suche zu hüten!

Das ist die größte Schuld des Menschen, daß er diese seine göttlichen Anlagen nicht entfaltet, sie vielmehr durch die Außenwelt ersticken und überwältigen läßt, daß er nicht ausschöpft die großen Möglichkeiten, die in ihm liegen. An dieser Schuld zerbricht der Mensch. Verliert er für immer diesen Idealismus, den Glauben an sich selbst, seine göttliche Natur, so hat er sich selbst, seine Menschenwürde verloren.

3.

Wie steht es mit Faust? Der Titane, der Übermensch in ihm ist zerschmettert. Mit dem ist's vorbei. Ist es auch mit dem Menschen in ihm vorbei?

Es scheint so! Wir spüren an dem Faust in der Kerkerszene nichts von einer Auferstehung zu edler Herzens- und Charaktergröße. Darin überragt ihn unendlich das sterbende Mädchen, ob auch der Mann einst in Größe und Herrlichkeit seines Bildungsstolzes sie kindlich, dumpf und beschränkt genannt hat. Wie eine Riesin steht sie vor dem kleinen Menschen Faust. Bei ihm auch nicht der geringste wirkliche Anfang zu jener Klärung, wie sie im Prolog Gottes Gnadengedanke – wir erinnern uns an die Predigt über die „Wette des Herrn mit Mephistopheles" – für Faust vorgesehen hat. Sein Schuldbewußtsein ist nicht ein wirklich seelisch befreiendes, denn es dringt nicht in die Tiefe und es drängt nicht zu Gott, die erlösende Macht zu ergreifen. Das Bewußtsein dessen, was er an Gretchen verschuldet hat, ist nur das wenn auch furchtbare Gefühl einer in sich erlebten tiefen Demütigung. Faust liegt am Boden, ein zerbrochener Mensch.

Aber, der da zusammengebrochen liegt, ist doch Faust, nicht der erste beste, es ist Goethes Faust, und das ist ein Mensch, in dem der Dichter seines Volkes tiefste, gewaltigste Lebens-

kraft verkörpern wollte. Es ist undenkbar, daß er eine bloße Ruine sei. Es muß sich wieder ein Neues bauen. Überschauen wir einmal, was wohl an Bausteinen der Zukunft in ihm liegt.

Jetzt ist Faust in dem Zustande dumpfer Zerschlagenheit, keines Gedankens aus sich selbst mächtig. Aber wenn er erwacht, mehr und mehr über sich nachdenkt, in das Leben hinausblickt, – was wird er dann zunächst in sich fühlen? Ich glaube, meine Freunde, das, was Gretchen da so erschütternd im Kerker ausspricht: „Für mich ist nichts mehr zu hoffen", das gilt auch von ihm. Er erhofft nichts mehr vom Leben. Was man so landläufig Glück nennt, die stillfreudige Ruhe im Besitze seiner selbst, das behagliche freudige Anschauen dessen, was das Leben einem bietet, kann und mag er nicht mehr erwarten. Mit dem, was er an Gretchen gefrevelt hat, ist sein Anspruch an das Leben, ist *sein Recht auf das irdische Glück vorüber.* Wie könnte er je ein Herz wieder finden, an dem er ruhen möchte, und eine Liebe, in der er könnte selig sein! –

Ja, Faust, dein irdisches Glück hast du selbst dir zerschlagen in kindischem Wahn, in sündig frevelnder Leidenschaft. Aber vielleicht gibt es doch noch etwas, was dieses Glück dir ersetzt, vielleicht, daß du auf einem anderen Gebiete noch eine Lebensbefriedigung dir gewinnst, in einer anderen Richtung ein menschenwürdiges Lebensziel findest. Und eine Stimme ruft dir zu: Ja, im Schaffen, im Wirken, in der Arbeit findest du das Verlorene wieder! In der Arbeit liegt eine heilende friedeschenkende Kraft. *In der Arbeit? Ja, wenn sie einen höheren Sinn und Zweck hat!*

Eins hat Faust aus seinen Irrungen lernen müssen, eine Erkenntnis ringt sich aus der Verworrenheit seines Innern immer klarer hervor: er fand sich einer Macht gegenüber, gegen die der starke weltkundige Mann ohnmächtig war. In der natürlichen Welt erhebt sich eine *sittliche Weltordnung* mit dem Gesetz von Ursache und Wirkung, von Sünde und Schuld, die ehern und graniten dem selbstsüchtigen Begehren des himmelstürmenden Menschen sich entgegenstellt. Er durchbricht sie nicht, eher zerbricht er daran. Diese sittliche Weltordnung des heiligen Gotteswillens fügt sich nicht in des Menschen Launen und Wünsche: sie zerschmettert ihn, wenn er sich nicht in sie einfügt als dienendes Glied. Und deshalb, o Faust, wird der Gedanke immer deutlicher dein Inneres durchstrahlen: Wirken und arbeiten will ich, aber nicht mehr der Titane wider

Gott, sondern eingegliedert in seine heilige Ordnung, ein Werkzeug seines Willens!

Aber wo soll das neue Werden einsetzen? Hat er denn noch Kräfte, die wieder aufstehen können, moralische Kräfte, die noch etwas in der Welt zu leisten, Gutes und Großes zu vollbringen verheißen? In dieser Stunde freilich scheint er ganz arm, leer und bloß zu sein, von Gott und sich selbst verlassen. Aber in der Tiefe der Brust liegt doch wohl gottlob noch die edle Kraft des Idealisten. Denn so wie Faust hier leidet, so kann nur der im Grunde adlige Mensch leiden. Bei all seiner Sünde und Schlechtigkeit, bei alle dem, was ihn gefangen und gebunden hält, liebt er doch innerlich das Gute. Der moralische Proletarier, gleichgültig ob er auf der tiefsten Sprosse der sozialen Stufenleiter steht oder auf den höchsten Höhen des Reichtums und der Bildung wandelt, der moralische Plebejer, er würde in solcher Lage einfach sagen: Mein Gott, das muß man tragen, das ist einmal so, wie es ist. Es ist schade, gewiß, aber sie ist die erste nicht und wird die letzte nicht sein. Kopf hoch und weiter! – So kann Faust hier nicht fühlen. Als solche Stimmen ihm nahen, da bricht der ganze Zorn aus gegen die Fluch- und Schaudergestalt an seiner Seite, die diese frivolen Gedanken in ihn hineingeworfen hat. Faust hat noch Lebenskraft. Aber ist sie nicht gebunden? Ist er nicht in des Teufels Macht und Gewalt? „Her zu mir", so schließt das Drama. Aber der Pakt ist von Fausts Seite zerrissen und er steht dem Teufel gegenüber und entgegen, noch schwach, noch machtlos zwar, aber in grenzenloser Verachtung und in grenzenlosem Zorn gegen das Teuflische in sich selbst. Diesen heiligen Zorn hat er mitgenommen aus dieser Stunde, diesen heiligen Zorn gegen sich und die heilige Beugung vor der sittlichen Größe der Todgeweihten. Wie eine stille Weihe wird ihr Bild ihn umschweben, wie eine starke Gottesstimme wird ihr sterbender Ruf nach seiner Seele, seinem Heil ihn umklingen: Gott hat nach seiner Seele gegriffen zu seiner Erlösung.

4.

Liebe Gemeinde! Der heutige Sonntag heißt Judica. Der Name dieses Passionssonntags redet vom Gericht. Die Schauerwetter des göttlichen Gerichtes sehen wir heraufziehen, sich zusammenballen

und sich entladen über der Schlußszene von Goethes größter Dichtung. Aber es ist ein Gericht der Gnade, ein Gericht, das mit zerschmetterndem Arm die Titanenketten, die Faust an der wahren Größe hindern, zerbricht, und mit feurigem Arm den Sünder zur Verklärung und zum Heil emporzieht.

Wer Goethe kennt, der weiß, daß er hierin ein Selbstgericht vollzieht. Was Faust hier durchmacht, ist ihm ja, Gott sei Dank, erspart geblieben: die Schuld hat er nie auch nur annähernd auf sich geladen. Aber er hat hier bis in das äußerste Extrem, bis in die entsetzlichsten Folgerungen bloßgelegt, was auch er als Reizkraft in sich hatte, ja was er auch als schuldvolle Tat sich zuschreiben mußte. Ein Menschenglück hat auch er tief, tief geschädigt in Friederike von Sesenheim. Hier hält er nun Gericht über das Peinliche und Schmerzliche, über die Fehler und Verirrungen seines Lebens, über das titanische Wesen, das auch ihn einst verwirrte, aus dem er sich heraussehnte nach Klarheit und Frieden.

Dieser Goethe nun schreibt hier in dieser Fausttragödie auch ein weiteres Judica, ein Gericht über das deutsche Wesen, das seine Gültigkeit hat auch für unsere Gegenwart, für den Geist unserer Zeit. Luther hat dem deutschen Volke seine religiösen Lebensquellen neu erschlossen, Goethe hat ihm in seinem Leben und Dichten ein Idealbild edler harmonisch gebildeter Menschlichkeit gegeben. Warum wendet das deutsche Volk von diesen Lebensmächten seiner Vergangenheit sich ab? Warum will es vergessen und verleugnen den Idealismus, der es groß gemacht hat, der aus den Tiefen seines Volksempfindens sich genährt hat? Was sind das für Titanenstimmen, die es aufs neue in Verworrenheit stürzen wollen? – Ich höre die verführerischen Lockungen des Materialismus: Was sind wir doch in unserem Geistesreichtum gegen dein schlichtes Bibelwort, du deutsches Volk! Komm, brich deine armselige Heimstätte an den Bächen der christlichen Religion ab und laß dich als der reiche Mann an unsern Ufern nieder! Und der Bildungsdünkel baut sich dort stolze Paläste und verkündet der Welt mit Emphase, daß der faustisch aufgeklärte und weiterstrebende Mensch sich von der Väter Art nicht mehr befriedigt fühlen könne: Wir halten es mit der Kunst und Wissenschaft, sie geben uns in den Tempeln der Schönheit und den Hallen der Weisheit etwas Besseres als die Kirche mit ihrem Gottesdienst.

Auch das Gebet, dem Kinde einst ein brünstiger Genuß, haben wir als die Gereiften eingestellt. Wir gehen überhaupt den Fragen nach jenen höheren Dingen, die doch kein Mensch wissen kann, möglichst aus dem Wege; die Botschaft hören wir, allein uns fehlt der Glaube! – Neben diesem Straußischen „Wir" erblicke ich den Schopenhauerschen Pessimismus. Dem hat's die berückende Stimme des Mephistopheles angetan mit seiner Weltbekrittelung und Menschenverachtung. Diese reizt ihn, seine prächtigen Bäume wegzuschlagen und den grünenden Garten des Lebens in eine traurige, gottverlassene Wüstenei zu verwandeln, wobei man sich in seinen Klagehütten wohlweislich Platz bewahrt für Fausts üppig schwelgende Lebenslust. – Nun aber dort, welch wilder Lärm? Einem großartigen Künstler in Sprache, Phantasie und Empfindung, aber mit krankhaft erregter Seele, Friedrich Nietzsche, hat der Dämon den Sinn betört. Ihm wird das strotzende Kraftgefühl des im Ringen mit dem Erdgeist zum Übermenschen sich aufschwellenden Faust zu wahnsinnigster Selbstüberhebung und zu einem Gott verfluchenden Christushaß. Aus diesen schauerlichen Kolossen baut er sich an Goethes Wassern ein Bollwerk der Kulturvernichtung auf. Während nun rings um ihn alles, was die Menschheit als schön bewundert und als groß und edel verehrt, in „Götzendämmerung" versinkt, tobt und rast darin sein Zarathustra wider die Sklavenmoral des Christentums. Dieser Entartung sollen seine Übermenschen einmal den Garaus machen, wenn sie erst kommen werden „diese prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden Bestien", die alles Schwache und Geringe in erbarmungslosem Selbstgenuß unter die Füße treten werden. Wie doch in unserem jungen Geschlechte so viele dem bedauernswerten Manne zujauchzen, berauscht von dem poesiegewürzten Taumelbecher dieser Kreaturvergötterung, zu unreif, um das Ungesunde solch einer Lebensanschauung zu erkennen, zu unfrei, um das Gute und Wahre aus ihm herauszuholen und in das eigene Wesen umzubilden. Mit Schrecken gewahrt man, wie von diesem Nietzschewahn her ein Geist der nervösen Zerhastung und der brutalen Verneinung, eine Sucht nach Überspanntem und moralisch und psychisch Verzerrtem, nach möglichst kreischenden Disharmonien in das moderne Empfinden einbricht.

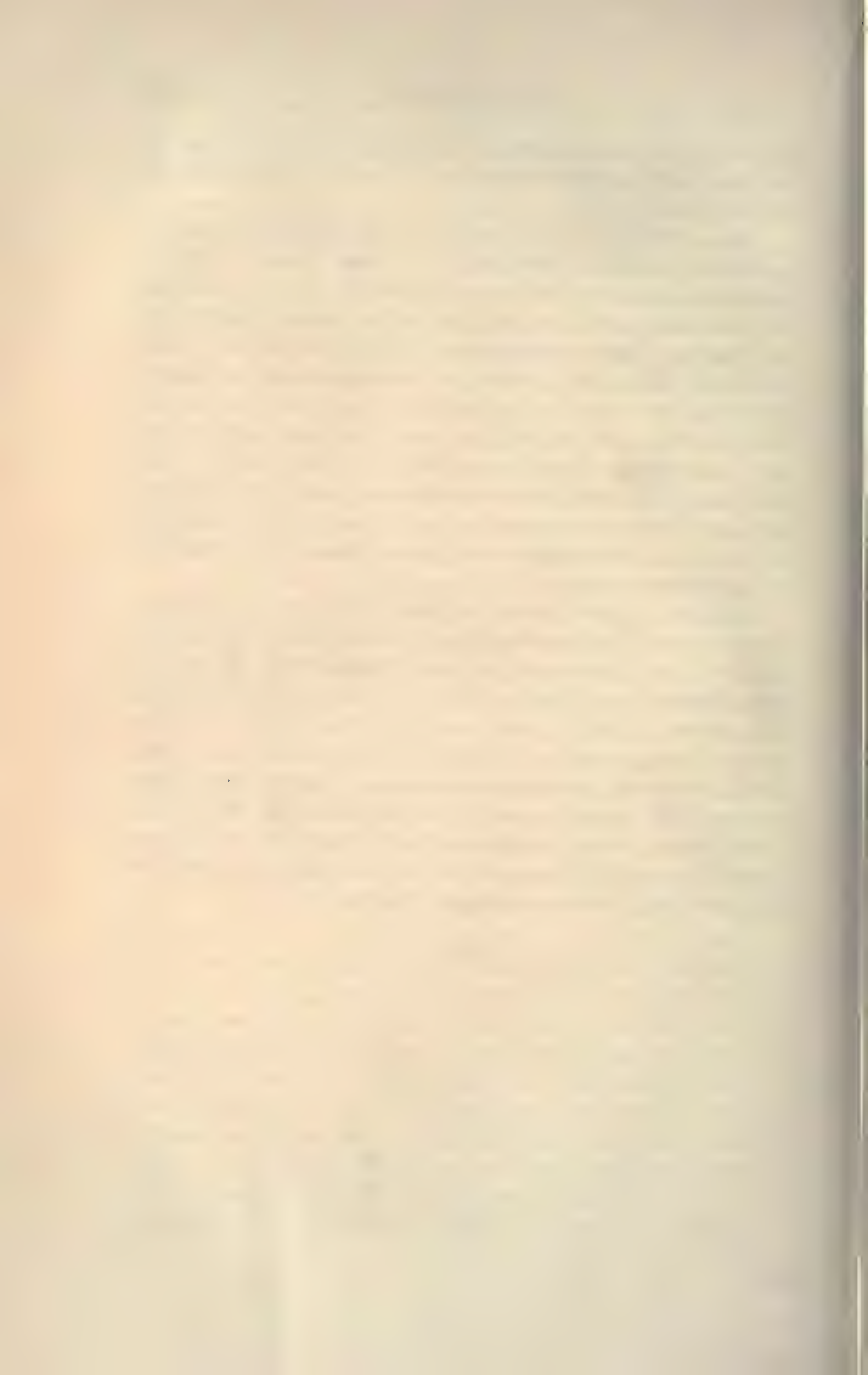
Das sind Zaubertöne des bösen Zeitgeistes, wie sie in Mißdeutung der Goetheschen Poesie durch das 19. Jahrhundert

schwirrten, ein Ärgernis für das christlich-religiöse Empfinden und ein Gegenstand des Bedauerns für den reinen Schönheits- und Wahrheitssinn.

Aber Goethe, groß, weil er sich selbst richtete und bezwang, empört sich dawider. Sein Genius breitet die Schwingen über eine reiche, tiefe Herzenswelt. Diese Herzenswelt ist durchdrungen von einem heiligen Ernste steter Selbstveredelung und jeglichem wüst revolutionären Begehren abgeneigt. Erfüllt von hochsinnigster, alles Schwache und Verkümmerte treu umfassender Güte, trägt sie in sich das Geistesbild der Menschheit: ein aufgeklärtes, freies und vollkräftiges, aber gott- und liebebeseeltes, unter des Ewigen Leitung fortschreitendes Menschentum. Von diesem aus Jesu Evangelium erwachsenen Glauben an Menschenwert und Menschenbestimmung geht etwas aus wie Sonnenleuchten. Das erhellt des Erdenlebens verschlungene Pfade. Das strahlt hinaus in Himmelsweiten.

Und von deinem Himmel zu deiner Erde, von deiner Erde zu deinem Himmel, Goethe, klingt das freudevolle Wort, daß all deine Religion, dein Denken und Schaffen zusammenfaßt: Harmonie! Diese Harmonie, von oben gewirkt, von unten gesucht, die bekennst du in deinem „Faust". Wenn auch dein Erdensohn in der Sinne heißem Drang, obwohl er strebend sich bemüht und das bessere Selbst unter allem Sündigen behauptet, nur in verworrenem Tasten sich dem Ziele nähert, – gerade in dieser Unklarheit und Vergeblichkeit seines Sehnens verkündest du als Dichter die Unentbehrlichkeit des zielweisenden Glaubens und zeigst uns damit den Weg aus der Verworrenheit zur Klarheit.

Amen.



Zur Klarheit



17.

Unsere Karfreitagsbitte: Große Gedanken und ein reines Herz!

Am Karfreitag

Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.

Lukas 19, 10. Johannes 3, 3. 6.

Elfenszene am Anfang des zweiten Teils der Faustdichtung
Iphigenie auf Tauris (Akt I – V)

Liebe Gemeinde! Der Schuldigste am Tode Jesu ist Pilatus. Die Juden handelten in Verblendung, der Römer hat das Gefühl und die klare Überzeugung, daß hier ein schweres Unrecht begangen werden soll. Um jedoch in seiner Stellung keinen Schaden zu erleiden, bestätigt er wider seine Überzeugung das Todesurteil des Fanatismus. Wie mag ihm da zumute gewesen sein, als der Unschuldige ans Kreuz geschlagen wurde? Und wie kann er, ob auch ein Zweifler und Lebemann, so doch nach seiner humanen Erziehung ein Mensch höherer Seelenart, nach solcher Freveltat noch leben? Eine ernste Frage rollt sich vor uns auf: Wie kann der Mensch ein schuldbeladenes Leben weiterleben? Wir alle sind vielfach irrende und fehlende Menschen. Auch vor einem schweren Fehltritte ist niemand sicher. Auch der Gute kann durch die Macht einer Naturanlage, durch Verirrung und falschen Einfluß straucheln — vielleicht bist du in Gnaden davor bewahrt worden? — Hat aber jemand eine schwere Schuld auf seine Seele geladen, liegt auf ihm das drückende Bewußtsein einer Tat, die nicht wieder gut zu machen ist, die er selbst sich nicht verzeihen kann, dann ist sein Inneres verwüstet, und dann ist die Freude dahin, die doch Lebensbedingung alles Glückes ist. Kein Frohsinn kann mehr in der Seele aufsteigen, und die Lebensgeister der Kraft und der Tat liegen am Boden. Der Mensch ist dem vorwärtsschreitenden tätigen Leben verloren. Da doch noch leben, da wieder froh werden können, da wohl *erst recht* sein Leben in Kraft und Tat *neu* entfalten, das geht doch nur an, wenn es eine Heilung gäbe für diese Qual und Pein und diesen tiefen Schuldschmerz: *Gibt es eine Erlösung aus der Schuld?*

1.

Pilatus hat eine Erlösung nicht gefunden. Über sein Ende erzählt die Sage. Das Bild des durch seine Schuld Gemordeten verfolgt ihn und jagt ihn durch die Länder. Am Vierwaldstätter See angelangt kann er die Last seiner Seele nicht länger tragen. Voller Verzweiflung stürzt er sich in des Wassers Fluten und an dieser Stelle soll der nach ihm genannte Berg aus dem Wasser erstiegen sein. Dorthin, an den Vierwaldstättersee, dem Pilatus gegenüber, nach Weggis, wo jetzt die Welt schon in einem wunderbaren Frühlingsblütenkranze dasteht, führt uns nun heute der Anfang des zweiten Teiles der Faustdichtung. Auch hier ein innerlich zerschlagener Mann. Er hat ein edles Frauenherz zugrunde gerichtet. Die Eindrücke im Kerker umkrallen seine Seele, und der vernichtende Vorwurf über das, was er getan, verfolgt ihn durch die Länder. So kommt er an den Vierwaldstättersee. Auch hier wieder die Frage: Wie kann ein Mensch, ob auch im Wahn des Bösen befangen, so doch ein Idealist und Gewissensmensch wie Faust, wie kann er, nachdem er solche Untat auf seine Seele gewälzt hat, innerlich zerrissen und von der Qual des Schuldgefühls verwüstet, noch leben? Wie kann er das Leben noch vor sich sehen als eine große von ihm zu leistende Aufgabe? Aber er kann es. Die Nacht der Verfinsterung weicht von ihm. Aus seiner Niedergeschlagenheit und seiner Zerrüttung erhebt er sich. Wie wir aus seinem eigenen Munde hören, schlagen des Lebens Pulse wieder frisch lebendig und durch die ermattete, verzweifelte Brust pocht ein kräftiger Beschluß, zum höchsten Dasein immerfort zu streben. Faust wäre also gesund. Er wäre aus dem Seelenleid der Schuld auferstanden.

Da haben wir nun wohl ein Bekenntnis des Dichters vor uns zu der Lebenskraft des Karfreitags. Denn wo sonst gäbe es ein Heil für diese Not als unter dem Kreuze! Vom Kreuze her geht die frohe Botschaft durch die Welt: Glaube an das Leben, glaube, daß auch du, sündiges Menschenherz, noch leben darfst und leben kannst. Glaube an den, der gestorben ist, damit wir leben. Glaube an die Liebe, die dich sucht und dich will in ihre Arme schließen und zum Gesundwerden dich hintragen an das Vaterherz Gottes. Ein solches Bekenntnis ließe sich hier von Goethe

wohl erwarten. In den „Wahlverwandtschaften" und in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" hat er den leidenden Christus gepriesen als das Heiligtum der Menschheit. Und wenn es auch einmal eine Zeit in seinem Leben gegeben hat, wo er über das Zeichen von Golgatha böse Worte gesprochen hat, so waren diese Worte doch im letzten Grunde veranlaßt durch den widerwärtigen Mißbrauch des Kreuzes, wie er ihm in Italien so aufdringlich entgegengetreten war. Aber schon auf der Höhe seines klassischen Schaffens, in seiner leider unvollendet gebliebenen kulturgeschichtlichen Dichtung der „Geheimnisse" hat er dem Ritterkloster, in dem er seine ganze Gedankenwelt verkörpern wollte, als Wappenbild das von Rosen dicht umschlungene Kreuz gegeben; und welch tiefe Töne der Empfindung für das Heilende, Tröstende und Belebende des Kreuzes Christi hat er da gefunden. Um so mehr verwundert es uns, hier im Faust, hier am Anfange des zweiten Teiles, wo gerade diese Gedankenwelt und diese große Wahrheit so recht am Platze gewesen wäre, von diesem Kreuze und seiner belebenden Kraft nichts zu hören.

Faust wird wieder gesund. Ja, aber wodurch? Durch einen Elfengesang, der mit seiner Zauberkraft des Herzens grimmen Strauß besänftigt und alles, was geschehen ist, in Vergessenheit hüllt, so daß die ganze Gretchentragödie, sowie seine eigene schwere Verschuldung für sein Bewußtsein nicht mehr vorhanden ist. Es soll das nicht ein bloßes Theaterwunder sein, sondern wir haben darin ein Bekenntnis Goethes zu der allheilenden Kraft der Natur zu sehen. Das soll heißen: Wie die stille, schöne, große Natur Balsam träufelt in manches wunde Gemüt, wie sie eine trübe Erfahrung, ein schmerzliches Erlebnis, einen tiefen Lebensschmerz in beruhigende, versöhnende Selbstbesinnung ausklingen läßt, so wird sie auch das Seelenleid der Schuld heilen. Das ist nicht wahr! — und wenn es tausendmal Goethe sagt. Dagegen protestiert die Karfreitagsbotschaft, dagegen protestiert aus tiefster Seele die Erfahrung der Menschheit.

Der Blütenregen und das Waldesrauschen, Wassersturz und Regenbogen und der Glanz der Firne, ja, das kann auf des Menschen Herz viel ausrichten zur Erquickung und Beruhigung. Aus dem Drange und der Unruhe des Lebens wirf dich an den Busen der Natur und suche den ruhigen Pulsschlug ihres Herzens

in dir zu fühlen. Aber diese Wunden, um die es sich hier handelt, heilt die Natur nicht. Will der Mensch nach Sünde und Schuld wieder lebenstüchtig werden, dann gibt es nur eins. Von des Karfreitags Kreuz spricht es heute zu uns: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Eine vollständige innere Wandlung, eine sittliche Neuschöpfung vollzieht sich nicht – und wenn um den Menschen alle Paradiesesschönheit der Welt sich versammelte – denn allein aus dem Geiste Gottes.

Es liegt eine tiefe Kluft zwischen dem Faust, wie er aus Gretchens Kerker kommt, und dem Faust, wie wir ihn nun sehen sollen im zweiten Teile der Dichtung, wo er sich erhebt zu machtvoller Tat, um sich nun wirklich zu dem großen Erdgeist auszuwachsen. Das tiefe Problem, das in dieser Kluft steckt, hat Goethe nicht gelöst, er hat es nur künstlich überdeckt mit dem Opernmotiv von der erlösenden Kraft der Natur. Gewiß ist es eine wundervolle Poesie, was der Dichter uns hier gibt, aber wir vermissen die bildende Kraft des Dramatikers, der mit seherischer Gabe erschaute Seelenzustände nun auch wesenhaft zu gestalten, in Fleisch und Blut zu kleiden weiß, wir erblicken in dieser poetischen Verkleidung der Wirklichkeit ein Verlegenheitserzeugnis der alternden Tage.

Manche wollen darin noch mehr sehen: einen Beweis, daß Goethe keinen rechten Blick habe für menschliche Sünde und den Schaden, den sie im Menschenherzen anrichte, und deshalb auch kein Verständnis für die Notwendigkeit großer Erlösungskräfte. Aber dieser Vorwurf ist so unberechtigt wie nur möglich. Schon der ganze erste Teil des Faust drängt immer mehr hin zu einer tiefen und ernsten moralischen Betrachtung der Dinge. Und ich denke, wir haben in den letzten Wochen unter großen sittlichen Gewalten gestanden, wie sie größer von keiner Kanzel verkündet werden können. Aber der Vorwurf stimmt auch deshalb nicht, weil wir etwas haben, was die Lücke der Faustdichtung für uns ausfüllen kann: seine herrliche Iphigeniendichtung entstand in den Tagen seiner klassischen Kraftentfaltung, als der Faust noch in Bruchstücken umlag, der Plan der Dichtung ihm aber innerlich schon fest stand. Da hat er, was er uns hier schuldig blieb, in einer anderen Gestalt uns vor Augen geführt: in Orests Heilung die Wiedergeburt des Faust!

2.

Auf Tauris im Lande der Skythen lag der Tempel Dianas. Seine leuchtenden Zinnen spiegeln sich freundlich in den blauen Fluten des Meeres. Aber es ist eine gefürchtete Stätte von altersher. Denn an dem Altar fiel jeder Fremdling der Göttin zum Opfer, den ein widriger Wind an diese Küste verschlug. Seit einer Reihe von Jahren jedoch waltet am Altar eine Priesterin, die hat mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit Gewalt gewonnen über den König, den rauhen, wilden Barbaren, und unter ihrem Walten ist das Blutopfer unterblieben. Jetzt aber begehrt der König Iphigeniens Hand und sie hat ihn zurückgewiesen. Darüber ist der Zorn und die rohe Natur des Wilden wieder erwacht, das Blutopfer soll von neuem aufgenommen werden. Schon werden der Priesterin zwei Griechen als erste Opfer zugeführt.

Laß dich das nicht beirren, liebe Gemeinde, daß ich dich heute, am Karfreitage, in den heidnischen Tempel führe. Dieser Tempel der Diana, wie ihn uns Goethe vorführt, ist ja in Wirklichkeit ein Heiligtum Christi, ein Tempel Gottes des Höchsten. Um den Altar weht der Geist christlicher Liebe, die erbarmende, zum Retten gesinnte Liebe, die da sucht und selig macht, was verloren ist.

Der eine der Gefangenen, so jung er ist, begrüßt den angedrohten Tod als einen willkommenen Tröster und Retter aus der Not seines Herzens. Es ist Orest, ein edler, hochgesinnter Jüngling. Aber was hat er auch trotz seiner Jugend schon durchlebt! Als kleiner Knabe hat er den herrlichen Tag gesehen, da der Vater Agamemnon siegreich heimkehrte von dem eroberten Troja, aber er sah auch den grausigen Tag, da die Mutter im Bunde mit ihrem Buhlen den Vater heimtückisch umgebracht. Und mit den Jahren wuchs seine Liebe und Verehrung für den toten Vater, und mit dieser Liebe im gleichen Schritte wuchs Abscheu und Haß gegen die Mutter, wuchs der Gedanke, daß er die Pflicht habe, den Vater zu rächen. Und die Mutter fiel durch seine Hand. Da hat die Unterwelt ihre Pforten aufgetan, und die Rachegöttinnen haben seine Seele gepackt und sein Inneres zerstört. Sie jagen ihn durch die Länder ohne Ruh' und ohne Frieden.

Faust und Orest, zwei schuldbeladene Menschen, aber welch ein Unterschied! Faust fühlt seine Schuld. Aber was er getan hat,

was ihn drückt und quält, empfindet er als ein Unrecht gegen ein Wesen dieser Erde. Worunter er leidet, ist das Gefühl der Demütigung vor sich selbst, die erniedrigende Beschämung, daß er einer solchen Tat fähig war. Das Schuldgefühl des Faust ist, wie das der meisten Menschen, die Gedankenqual, die die Erinnerung an diese Selbsterniedrigung peinigend wach erhält, sowie das schaudernde Entsetzen vor den Folgen, die sie verschuldet haben. Und Orest? Orest ist ein Mensch, der fühlt: Mit dem, was ich tat, habe ich nicht nur gegen einen Menschen gefehlt, ich habe frevelnd hineingegriffen in die heilige Ordnung der Gottheit, in ihr Richteramt, in ihr unerforschliches Walten, in die Geltung der heiligen Gesetze, die Gott uns Menschen ins Herz hineingeschrieben hat. Meine Sünde, meine Sünde! – so schreit es aus seiner Brust heraus in tiefer, furchtbarer Reue. Vor ihm steht anklagend das Bild seiner Mutter, aber richtend und ihn überwältigend sieht er um sich die heiligen Mächte der sittlichen Weltordnung anstürmen. Und wenn ein Mensch dazu gekommen ist, daß er sein Unrecht als Sünde empfindet, wenn sein Schuldgefühl sich so religiös vertieft hat, dann hat ihn bereits der tiefe, ernste Geist des Karfreitags heiligend ergriffen, dann hat ihn bereits das Haupt voll Blut und Wunden erlösend angeblickt. Und ob auch sein Leid damit ein viel weheres geworden ist: die Wiedergeburt hat bereits begonnen. Und ob sein Selbstgericht damit ein viel härteres geworden ist: seine Seele ist bereits aus der Tiefe emporgehoben in die lichten Höhen der versöhnenden und rettenden Kräfte.

Vor dem unglücklichen Orest steht die priesterliche Frauengestalt in mitfühlendem und mitleidendem Erbarmen. Iphigenie ist eine Leidensgestalt. Lange Jahre lebt sie hier im Lande der Barbaren ferne der sehnsüchtig geliebten Heimat. Aber es ist nicht allein der Heimwehschmerz, unter dem sie leidet. Iphigenie, die der Sage nach einst von Diana, der sie geopfert werden sollte, auf einer Wolke hierhergetragen ward, ist eine Tochter der Titanen aus des Tantalus Geschlecht, und der gewaltige Titanenwille ist auch in ihr. In ihrem Geschlechte hat dieser Titanensinn roh zerstörend gewaltet, Fluch auf Fluch häufend, wie das Unkraut seine wüsten Schätze von Unkrautsamen um sich schleudert. Bei Iphigenie aber, hier im Heiligtum der Gottheit, hat dieser Titanensinn sich gewandelt in eine heroische Kraft sammelnder und segnender Liebe. In der Kraft dieser Liebe

hat sie die Schuld ihres Geschlechtes auf ihr Herz genommen. Was die Ahnen getan, die geliebten Toten, was in ihrem Hause und Geschlechte als ein Geist der Verschuldung und Verwüstung tobte, das hat sie in tiefster Seele durchlitten und vor den Altar der Gottheit getragen. Der heiligen Flamme gleich, die zum Himmel lodert, lodert's in ihrem Herzen auf in reiner sich selbst verzehrender Glut, und aus ihrer reinen Herzenstiefe erhebt sich geläutert und geadelt der Titanenwille als gewaltiger Wille der Erlösung, den Fluch tilgend.

Es ist unverkennbar, was die Iphigeniengestalt in Goethescher Auffassung bedeutet. Alles, was Goethe an Heiligem und Großem anschaut in Christo, hat er in seiner Iphigeniengestalt dem deutschen Volke vor die Augen gestellt. Christus steht vor uns in seinem tiefen Liebesreichtum, dem Herzensreichtum, der die Sünden der andern durchlebt, durcharbeitet, durchkämpft und sühnt. Dieser Heilandsgeist in Iphigenie wird Orest umfangen und das große Erlösungswerk an seiner Seele vollbringen. Dieser Heilandsgeist soll auch durch unser Herz wehen. Wo ein Menschenkind ist, mühselig und beladen, unruhig und zwiespältig, das eile zu dem Herzen dessen, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Er will auch dein armes Leben in seine Arme nehmen und will es emportragen in die Welt der göttlichen Liebe, daß du gesund werdest.

3.

In Iphigeniens Brust schlägt ein reiches, tiefes Menschenherz. Durch den Christusgeist ist es erwacht zu vollbewußtem Innenleben. Licht und hell ist ihre Seele. Denn in ihr steht groß und hehr das Bild der Gottheit. Und vor diesem heiligen Bilde beugt sich ihr Sinnen und Fühlen. Diesem Gotte in ihrer Brust zu dienen in willigem Gehorsam, von seinem Eingeben sich leiten zu lassen, das ist ihr Lebensbedürfnis. In diesem Erleben Gottes, in diesem Einleben in Gottes großen heiligen Willen, empfindet sie den schönsten Adel sittlicher Freiheit, erkennt sie die unversiegliche Quelle höchster Lebensfreude. Der Gott in ihrer Seele spricht zu ihr nicht bloß Worte des Gesetzes, sondern erweckt in ihr Mächte der Tröstung und Beseligung, und beglückt und in jauchzendem Lebensgefühl wird sie dessen inne, daß in der Vollendung reiner Menschlichkeit

wir **eins** sein **werden** mit **dem ewigen** Gott und daß aus diesem Einssein mit Gott unendliche Lebens- und Liebeskräfte in unsere menschliche Seele strömen. Dieses Gottesbild in uns und damit das Bild unseres eigenen höheren Selbst zu hüten vor Befleckung und Verletzung – was kann es Größeres geben? Dieses Heiligtum, diesen inneren Lebensschatz zu bewahren in Reinheit und Lauterkeit des Gemüts – welches Opfer wäre dafür zu groß?

Aber ist dieser hohe **Idealismus** nicht **weltfremd**? Wird er nicht als Schwärmerei sich erweisen, wenn er mit der harten Wirklichkeit zusammenstößt? Dieser Idealismus scheint doch nicht zu rechnen mit der Wesenheit unserer menschlichen Natur – Mensch sein heißt schwach sein! – nicht zu rechnen mit den eisernen Notwendigkeiten des praktischen Lebens – leben heißt Kompromisse schließen! In der Abgeschlossenheit des Tempels möchte Iphigenie ihre Reinheit, Gottinnigkeit und Sittenstrenge leicht bewahrt haben, aber:

„Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern streng sein: Du lernst es auch.
So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß keiner in sich selbst, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann."

So sucht Pylades, der Freund des Orest, seinen **Realismus** zur Geltung zu bringen. Es ist ein guter Mensch, ein treuer Freund, ganz dem Interesse des andern hingegeben, für dessen Heil und Rettung bedacht. Ein kluger, ruhiger, nüchterner Beobachter des Lebens. Der nachdenkliche politische Geist, der die Wirklichkeit mit klarem Blicke ersieht und erwägt, um dann ruhig und besonnen zu handeln. Wie sollte man seiner Leitung sich nicht anvertrauen? Und auch Iphigenie steht vor dieser Stärke und dem sicheren Handeln des Freundes bewundernd hingenommen und preist Gott, der ihr diesen klugen, bedächtigen Helfer in der Not der Stunde gesandt hat. Und ist nicht die Sache, um die es sich handelt, Gottes Sache, groß und heilig? Den Bruder und Freund von Tod und Verderben retten! Durch die Überführung des Götterbildes nach Delphi – so hatten sie den Ausspruch des Delphischen Orakels verstanden – den furchtbaren Fluch der Blutschuld tilgen und ein ganzes Menschengeschlecht entsühnen! War da nicht jedes Mittel recht, mußten sie da nicht um jeden Preis ihr Leben erhalten um des höheren gött-

lichen Zweckes willen? Und doch bebt Iphigenie zurück. In dem Realisten Pylades, der mit seiner Klugheit durch alle Situationen und Klippen hindurchzulavieren hofft, erblickt sie den großen Versucher, der Allzumenschliches, der Unmenschliches von ihr fordert.

Ja, der Realist wird in der Praxis des Lebens nur zu leicht zu dem Jesuiten, dem der Zweck jedes Mittel heiligt, der auch vor List und Unwahrheit nicht zurückscheut, um den Erfolg zu sichern. Dagegen aber bäumt sich ihr Innerstes auf, dagegen empört sich ihr lauteres Gemüt. Den König hintergehen, mit dem sie durch Bande der Verehrung verbunden ist – unmöglich! Aber dann bleibt der Fluch, dann muß sie den Tod über Bruder und Freund heraufbeschwören. Und wenn es sein müßte! Lieber mit ihnen sterben als leben durch eine Lüge. „Sei wahr, bleibe wahr, unbedingt!" Diese Gottesstimme in ihrer Brust läßt sich nicht übertönen. Sie darf sich selbst nicht aufgeben, nicht ihr höheres Selbst verleugnen, das hieße Gott verleugnen. Und so stellt sie alle Erfolge menschlicher Berechnung in Frage und handelt – töricht und schwärmerisch nach der Klugheit der Welt, aber vor Gottes Gericht groß und heldenhaft. Sie tritt vor den König hin, und in einem Moment, wo der König in tiefster Erregung wider sie entflammt ist und seine Zornesaugen Vernichtung drohen, enthüllt sie ihm den klug erdachten Plan, – geleitet von der Stimme, die aus der Tiefe ihres Inneren immer wieder ruft: Sei wahr, um jeden Preis bleibe wahr! Die Wahrheit ist Gottes, in der Wahrheit waltet seine Allmacht. Und siehe, der König beugt sich vor der sittlichen Lauterkeit ihres Charakters. Er gibt den Bruder frei. Und das selige Gefühl durchjubelt ihre Brust: Ich habe mein Innerstes gerettet, und damit gerade habe ich alle Not und Angst der Welt überwunden. Hoch überragt sie in ihrer „reinen Torheit" den klugen, weltkundigen Freund. Ihr hoher Idealismus hat sich als der wahre Realismus erwiesen.

Wir wollen uns freilich hüten, den Idealismus allein durch den äußeren Erfolg zu rechtfertigen, wie ja auch Iphigenie sich nicht in erster Linie durch die Hoffnung auf einen guten Ausgang zu ihrem heroischen Entschluß treiben läßt. Sonst möchte sich gar leicht unter dem frommen Scheine jene knechtische Lohnsucht einschleichen, die allen hohen Idealismus wieder in einen hohlen Realismus erniedrigt. Wo bleibt das Edle, Göttliche in unserm

Tun, wenn wir doch immer damit rechnen wollten: Der Lohn wird schon nicht ausbleiben, der Sieg wird sich doch noch auf unsere Seite neigen. Für alle Entbehrungen werden wir – und sei es auch erst im Jenseits — doppelt entschädigt, für alle Leiden doppelt gesegnet werden.

Nein, der große Idealist des Karfreitags hat einen äußeren Erfolg und Sieg nicht gesehen. Die Wahrheit unterlag der Lüge, die Liebe dem Haß, der Schwärmergeist den klugen Politikern. Er hat es vorausgeahnt, und auch er hat diesen gewaltigen Konflikt durchlebt: Kann und darf eine Sache unterliegen, wenn es Gottes Sache ist, wenn sie die Wahrheit und Gerechtigkeit auf ihrer Seite hat? Bedarf nicht auch die Gottessache, wenn sie hier in dieser Welt der Unvollkommenheit und Lüge Boden gewinnen soll, der Kompromisse, muß sie nicht mit Klugheit und politischer Taktik sich verbinden und auch die irdischen Machtmittel sich dienstbar machen? Auch Jesus hat diese Versuchung mächtig gefühlt. Man denke nur an die Versuchungsgeschichte und an den Kampf in Gethsemane. Und so oft sein Freund Petrus seinen praktischen Realismus dem Idealismus des Meisters entgegenstellt, ergrimmt Jesus und sieht darin einen neuen Angriff des großen Versuchers, der ihn von der Höhe seiner Selbstbehauptung herunterziehen möchte. So fährt er wohl den Petrus hart an: „Hebe dich weg von mir, Satan, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht, was göttlich ist, sondern, was menschlich ist.“ Für die Wahrheit zu leiden und zu sterben, das hat er als seinen Beruf erkannt, und das ist seine Größe. Er lebt ja nicht für sich, sondern für die Idee des Guten. Und diese Idee des Guten ist für ihn eine lebendige, persönliche Macht, ist Gott, in dessen Dienst er steht. Nur in Gott findet er sein höheres Selbst, nur in ihm kann er sein Ich behaupten. Wie könnte auch die Idee des Guten die Menschen gewinnen und die Welt überwinden, wenn er selbst sich ihr entziehen, wenn er sich weigern wollte, sein himmlisches Leben Gott zum Opfer zu geben! Sich selbst behaupten in Reinheit und Wahrheit, im Unterliegen und Sterben, das ist das größte Opfer, das er der Welt bringen kann, der größte Heilands- und Liebesdienst, den er der Menschheit zu schenken vermag. Von solchen Opfern lebt die Welt. Solche Opferstätten sind die Weihestätten ihrer Vergöttlichung. Jesus unterliegt, aber Gott siegt durch sein

Unterliegen. Er stirbt für die Wahrheit, aber die Wahrheit lebt durch seinen Tod. Seht, welch ein Mensch! In ihm hat der Geist triumphiert über das Fleisch, in ihm hat Gott besiegt die Sünde der Welt.

Ist es nicht dieser Christusgeist, der in der Iphigenie lebendig ist und der nun durch die Goethesche Dichtung wieder zu einem gewaltigen Christusworte wird, das zu unserer Gegenwart dringt: Große Gedanken und ein reines Herz – ist es nicht das, was wir uns zu Karfreitag von Gott erbitten sollten?

4.

Aber so tief Goethe sich gebeugt hat vor dem Heiligsten der Menschheit – und noch sterbend hat er bekannt: er beuge seine Kniee vor dem Heiland der Welt, dem Reinen, Heiligen – so stark ist sein innerer Widerwille gegen eine geistlose Karfreitagstheologie, die meint, Gott in ihr kleinliches Menschenmaß zwingen zu müssen. Seine Iphigenie ist ein gewaltiger Protest gegen das, was ein mittelalterlicher Katholizismus und eine tote protestantische Orthodoxie aus dem Leidensbild Christi gemacht hat. Dieser Christus am Kreuz ist Jahrhunderte hindurch vielen Seelen unseres Volkes fremd geblieben, weil er ihnen verhüllt war durch die Schauer eines unchristlichen Mysteriums. Dieses Mysterium ist der grausige Sühnegedanke: daß die Gerechtigkeit Gottes Blut fordert und daß er seinen Sohn in die Welt geschickt hat, um für die Sünden der Welt gestraft zu werden; daß Gott durch das blutige Opfer auf Golgatha sich selbst erst umstimmen mußte aus dem Zorn zur Liebe, sich selbst erst wandeln mußte aus einem strafenden Gott in einen Gott der Gnade und Vergebung. Diesem Gotte und diesem Christus mußten Hunderttausende in unserem Volke, und oft gerade die besten, entfremdet werden. Zu ihm konnte ihre Seele in keine innere Berührung kommen.

Schauet, ihr Menschen, in dem, der da am Kreuze duldet, die Seelengröße, die für die Wahrheit leidet, den treuen, liebreichen Bruder, der für die Menschheit stirbt, schauet in ihm die Gnade und Liebe Gottes, die den Sünder heilend ergreift, die den Gebundenen erlösend aufrichtet, die den Leidenden segnend vollendet. Ja, fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere

Schuld, aber in einem anderen Sinne als es jene kirchliche Bluttheologie meint. In seiner Iphigenie stellt uns Goethe den Menschensohn dar, die große reine Menschennatur, in der die lebendige Gotteskraft die Sünder samt ihren Gebrechen an ihr Herz zieht und sie mit dem Anhauch ihres reinen Lebens beruhigt, heilt und innerlich erneuert. Und nun begreifen wir auch, daß Goethe das Kreuz darstellt umwunden mit Rosen. Und eine Inschrift hat er ihm gegeben wenige Jahre vor seinem Tode, darin hat er den tiefsten Sinn seiner Iphigeniendichtung in die Worte gefaßt: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit."

Damit nun hat Goethe sich selbst korrigiert. Wir mußten dagegen protestieren, wie Goethe am Eingange des zweiten Teiles seiner Faustdichtung der Natur eine erlösende schuldtilgende Kraft zuschreibt. Waldesrauschen, Sternenpracht und paradiesische Schönheit dieser Erde, nein, die heilen keine Wunden, welche Sünde und Schuld den Menschen geschlagen haben. Aber nun gehört für Goethe auch der Mensch zur Natur, und zwar gerade der reine, wahre, paradiesische Mensch, der Mensch in seiner urmenschlichen Gestalt. Und aus diesen Christustiefen der Menschheit steigt die Erlösung, aus der göttlichen unverletzten Tiefe der Menschheit. Das ist seine Überzeugung, die er hier in der Iphigenie ausspricht. Und wenn wir erleben, wie der von Sünde und Schuld zerbrochene Orest durch seine reine, der Reinheit und Wahrheit sich opfernde Schwester geheilt und entsühnt wird, dann wird uns in der Tat diese Goethesche Iphigeniengestalt zu einer Verkörperung jenes Geheimnisses der rettenden, erlösenden Gotteskraft, die wir Jesus Christus nennen, die in ihm aus dem eigenen Menschengeschlechte erstiegen ist, und die immer wieder von neuem aus den göttlichen Tiefen der Menschenseele einer jeden Zeit und einem jeden Volke erstehen soll.

Ja, was uns retten muß, was allein den sündigen Menschen erlösen kann, das ist kein anderer wie Gott. Aber nicht ein zeitlich leidender Gott kann uns erlösen, sondern nur der ewig wirkende und schaffende. Und nicht durch Taten göttlichen Eingreifens von außen schafft dieser Gott, nicht durch magischen, übernatürlichen Zauber wirkt er eine äußerliche Erlösung. Sondern Gott hat die Welt erlöst aus ihren eigenen Lebenstiefen und ihrer heiligen Natur, durch die Gott sich wirkend offenbart. Aus ihrer

heiligen Natur ist Jesus der Menschensohn erstiegen und hat leidend und sterbend diesen Adel wahrer Menschlichkeit bewährt und bis zur erlösenden Kraft vertieft und verklärt. Und auf diesem heiligen Christusgrunde stehen wir alle.

Diese erlösende Gotteskraft steigt aber in uns auf nur unter Kämpfen und Leiden, unter Kämpfen mit uns selbst, mit den Versuchungen und Hemmungen, die aus unserer selbstsüchtigen und sinnlichen Natur entspringen, unter Kämpfen mit der Welt, mit den Widerständen, die aus den Übeln und Verwicklungen des Weltverlaufes, wie aus dem in der Menschheit mächtig gewordenen Bösen uns erwachsen. Diese Kämpfe empfinden wir zumeist als Leiden, als schmerzliche Demütigungen und Erschütterungen unseres natürlichen Selbstgefühls. An diesen Leiden steigen wir hinunter in die Tiefen der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis, steigen wir hinunter in die Tiefen der Erlösungssehnsucht und des Gottverlangens. Und wenn du in diesem sittlichen Kampfe des Lebens stehst, und es stürmt auch aus deiner Natur das Unreine und Unwahre auf dich ein, dich zu Falle zu bringen, und es rauschen die Wogen der Anfechtung von außen auf dich ein, daß du meinst, dich nicht halten zu können: O dann glaube an den Christus, der auf Golgatha litt und starb, in dem der Geist der wahren Menschheit so groß und rein sich entfaltet, in dem der Gottesgeist so strahlend und segnend sich bekundet! Glaube an die erlösenden Christustiefen der menschlichen Natur, die von dem Vater der Geister in die Menschheit hineingelegt sind, daß wir armen Wesen, so mangelhaft und irrend wir auch sind, doch Söhne des Vaters sind und Geister, die diesem Urgrunde alles Seins entstiegen sind! Glaube an den Christus in deiner Brust, preise und rufe ihn, daß er dir helfe. Glaube an seinen Geist, der auch in dir waltet!

Und wenn dieser Christusgeist in uns erwacht ist, dann wird und muß er auch durch uns hinausstrahlen in die Welt. Lasset uns von dem, was wir haben, erlösend wirken, wo man uns braucht. Greife hinein in die Welt mit ihren Sünden, mit ihrem Irren und Fehlen. Schenke ihr deine Liebe, die Liebe im höchsten Sinne des Wortes, wo auch immer ein Menschenherz sich dir erschließt und schenkt voll Hoffen, daß du ihm etwas seist. O, da werde sein Christusgeist der Erlösung und bitte Gott, daß er dich doch stark und reich mache und dich rein erhalte, so daß deine Liebe könne große Kar-

freitagsgedanken wecken. Und wenn du so ein Menschenherz zurückbringst zu seinem ewigen Quell, emporhebst zu einem höheren Leben, dann kann ein solches Herz scheidend vielleicht, – deines Lebens köstlichster Lohn! – dir zurufen das schöne Wort aus der Iphigenie: „Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.“

Diese Iphigeniengestalt, die heute vor uns lebendig geworden ist, steht da in der Dichtung wie von Marmor gemeißelt. Ja, aber auch so kalt wie Marmor, hat man tadelnd dem Dichter vorgeworfen. Aber wir geben unserem Bulthaupt recht, wenn er sagt: „Iphigenie aus Marmor? Schaut sie an! Der Marmor glüht! In der Ruhe, der Selbstgewißheit und Hoheit schlägt doch das allerwärmste Herz.“ Ja, betrachtet diese Gestalt näher, versenkt euch mit verstehendem Seelenblick in ihr reiches Herz: der Marmor glüht. Und was in ihr glüht, das ist mehr als ihr eigenes Blut, das ist das Herzblut Christi! Was in dieser Gestalt groß und herrlich vor uns steht, das ist, der da gesprochen hat: Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.

Amen.

18.

Christ ist erstanden

Am Osterfest

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Ich lebe und ihr sollt auch leben.

1. Korinther 15, 55. 57. Johannes 16, 33 u. 14, 19.

Iphigenie auf Tauris (Akt I – V)

Liebe Gemeinde! Irgendwo las ich einmal, Goethe habe durch sein Faustwort am Ostermorgen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" der Osterstimmung im deutschen Volke für alle Zeiten ein Bleigewicht angehängt. In der Tat, dieses Wort, das sich so tief dem deutschen Bewußtsein eingeprägt hat, daß es bei jedem Läuten der Osterglocken uns unwillkürlich durch den Sinn zieht, hat vielen die rechte Fähigkeit zur Osterfreude gelähmt oder gar genommen. Aber das ist nicht des Dichters, sondern der Menschen eigene Schuld. Es ist ein zu einer Art Sprichwort gewordener Satz, den jedermann kennt. Und wie ein Sprichwort wird er von Tausenden gedankenlos nachgesprochen. Ohne zu wissen und zu prüfen, wie der Dichter es im Zusammenhang gemeint hat, zieht der Oberflächliche den Schluß: Goethe hat es gesagt, also gehört es doch wohl zur Bildung, daß man dem „Christ ist erstanden" Empfindungen des Zweifels und des Unglaubens entgegenbringt. Und so stehen die einen dem Osterfeste völlig ablehnend gegenüber, da sie in ihm nur einen Glaubensrest aus einer vergangenen Geistesperiode sehen, mit dem nichts anzufangen sei. Und die andern bringen dem Osterfeste doch wenigstens nicht mehr das rechte Herzensbedürfnis und das volle Sichhingeben entgegen. Der Gedanke an den Überwinder der Todesmächte erscheint ihnen als ein Spezialstück kirchlicher Religiosität. In einer durch die Bibel, durch das Kirchenlied, durch Kunst und Predigt wachgerufenen Stimmung könne man sich wohl für einen Feiertag in die Osterwelt hineinfühlen, aber vor dem wirklichen Leben verschwinde sie wie ein schöner Traum, und für das Leben habe sie nichts zu bedeuten.

Und doch, meine Freunde, ist das „Christ ist erstanden" vielmehr etwas von dem täglichen Brot, um das wir unsern Vater im Himmel zu bitten haben. Und wir ahnen vielleicht gar nicht, in wie hohem Maße wir von dem Glauben der Ostern leben. Wir alle, nur nicht die Mephistonaturen und die engen Wagnerseelen, diese hausbackenen Rationalisten. Aber der Idealist mit hohem Streben und tiefem Herzensempfinden – ich wüßte nicht, wie er es in dieser Welt der Sünde und Schuld, in dieser Welt der Leiden und Schmerzen, in dieser Welt der Enttäuschungen und des Niederganges, wo so oft der Untergang das Los des Schönen ist, wie er es darin aushalten sollte, ohne etwas von der Osterwelt im Herzen zu haben; wie er leben und wirken, dulden und tragen könnte, ohne von der Osterkraft gestärkt zu sein. Hinter allem sittlichen Streben, hinter allem Sichwiederaufrichten aus Schwachheit und Fehlen, hinter allem Suchen und Sehnen nach Wahrheit, allem Wirken für das Gute, allem Dienen in Liebe steht ein Gedanke aus dem Osterglauben. Denn Ostern, wo es recht gefeiert wird, ist ja nicht eine Erinnerungsfeier an ein Geschehnis aus alter Zeit. Es ist eine Dankesfeier für das, was der verklärte Christusgeist an uns getan hat, eine Freudenfeier darob, daß er unter uns lebt, an uns sich mächtig erweist, in uns ersteht zu immer neu verklärtem Leben. „Ich lebe und ihr sollt auch leben", das ist seine Osterbotschaft, die uns hoffen heißt, unser heißes Ringen nach Wahrheit und Leben werde nicht unerhört und unbefriedigt bleiben. Und so ist es auch bei Goethe nicht ein Einfall dichterischer Laune, sondern eine Neigung aus der religiösen Tiefe seines deutschen Idealismus, eine Bezeugung eigenen religiös-sittlichen Erlebens, wenn er hinter Faust, dem Bilde seines eigenen Seelendranges, seines eigenen Irrens und Sehnens, auf einmal ein Bild der christlichen Osterfeier auftauchen läßt. Aus der Feier der Gemeinde klingt es hinüber in die Studierstube des Gelehrten:

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!

1.

Setzt nun Goethe im ersten Teile seiner Faustdichtung unter den kirchlichen Osterglauben sein kühles „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", – wir kommen nachher noch darauf zurück – so haben wir doch eine andere Goethesche Dichtung, die ein warmes leuchtendes „Ja" zu unserm christlichen Osterglauben bedeutet. Es ist die Dichtung, von der sein großer theologischer Dichterfreund Herder sagte, daß sie jeder großen Predigt der Ostern gleichwertig sei, ein Guß zwar aus einem anderen aber verwandten Material. Aus einem anderen als dem gewohnten Material ist sie allerdings genommen, die Iphigeniendichtung, die ich heute zum zweiten Male vor eure Augen stelle. Da sehen wir nichts von den Gestalten der Grabeserzählung der Evangelien. Durch diese Wechselgespräche des Dramas tönt nichts von der Apostel Auferstehungspredigt. Aber die Osterglocken hören wir klingen.

Orest, der Königssohn aus altgriechischem Heldengeschlecht, mit schwerer Schuld beladen, wird von den Geistern der Verdammnis verfolgt, zu Tode gehetzt. Sie haben Ruhe und Frieden aus seinem Herzen gescheucht. Verstört irrt er dahin, ein zerschlagener Mensch. Alles Leben, alles Hoffen ist in ihm tot. Da, am Ende des dritten Aktes hört jeder, der Ohren hat zu hören, Goethesche Osterglocken ertönen. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg", so klingt es uns herauf aus dem Jubel, den wir vernehmen:

Ach, es löset sich der Fluch,
Mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehen, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fernab donnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihre Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.

Diese Osterglocken wecken Erinnerungen auf aus deinem eigenen Leben.

Dich hat lange des Lebens schwere Sorge gedrückt. Dein Mühen, durchzukommen, dein Ringen und Streben, vorwärtszukommen, schien immer wieder erfolglos. Dein Leben war so mühevoll, so schwer, so geplagt. Da griffen dann wohl liebende Mächte ein, freundlich fördernde Menschenhände, die dich unterstützten, treue

Freunde, die ohne dein Wissen dich zu schützen wußten vor Bosheiten und Verleumdungen, vor den Versuchen, deine Existenz zu erschüttern. Es wurde heller in deinem Leben. Unruhe und Sorge schienen zu weichen. Du atmetest auf und blicktest dankbar zum Himmel empor:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir.

Du konntest es noch nicht glauben, und aufs neue kamen sie wieder, die Schatten der Sorge, die düsteren, hemmenden. Es waren doppelt schwere Stunden, wie in dunkler Grabesnacht. Aber siehe, da kam die Morgenstunde des frohen Glaubens, des großen Glücks. Da kam die Stunde, wo du die Hände faltetest und mit Iphigenie sprachest:

Ach, ich bin stumm vor dir, des Vaters schöne Tochter,
Vor dir stand ihr Bild, vor dir Erfüllung ihrer Lebenswünsche,
Das große schöne Ziel: Freiheit, Freiheit!

Oder es waren Zeiten schmerzlicher Krankheit. Auf dein vielleicht noch junges, eben erst in der Entfaltung begriffenes Leben legte es sich wie Schatten des Todes. Monate- und jahrelang zehrte ein Siechtum an deinen Kräften. Die Welt draußen so schön, das Leben so reich, der Aufgaben so viele, und du mit deiner jungen Lebenslust, deinem drängenden Schaffenstrieb so gelähmt, so einsam, so hilflos. Schon meintest du manchmal in bitteren Stunden der Verzagtheit und der Todesmattigkeit Abschied nehmen zu müssen vom Leben und von deinen Lieben. Und doch kam die Heilung. Eine rettende Hand griff ein. Neues Hoffen begann, Kräfte der Gesundung durchströmten dich, frisches freiatmendes Leben stieg auf und es kamen Stunden, wo du dich wie neugeboren fühltest und es dir schien, als hörtest du die bösen Geister der Krankheit hinziehen, und fernab donnernd flog die Todespforte zu. Da jubeltest du dankbar: Ostern! Ostern! Frei ist das Herz!

Und wir alle, lieben Freunde, kennen das eigentliche Karfreitagsleid. Es waren Schuldgedanken, die uns niederdrückten. Wie die Erinnyen des Orest stiegen die Geister der Schuld herauf aus dem Abgrund. Sie töteten alle Lebensfreude, sie hemmten den Auf-

schwung der Seele. Es packte uns richtend eine heilige sittliche Gewalt, die strafende Hand Gottes. Als wollte sie uns vernichten, so war uns manchmal zumute. Aber dann nahm die Gnade von oben sich unser an. Aus liebenden, verzeihenden Menschenherzen, aus dem großen reinen Herzen des Gekreuzigten sprachen Töne göttlicher Liebe zu uns. Die schmerzlichen, anklagenden Erinnerungen an Vergangenes, die uns quälten und unser Leben verstörten, wir durften sie getrost vergessen, und sie wurden blasser und schieden weiter und weiter dahin. Und dann kam eine Stunde, wo uns eine schöne, edle und schwere Lebensaufgabe in die Hand gelegt wurde. Das erschien uns als ein Siegel der Vergebung, als eine Bewährung Gottes über unser neues Wollen, und wir durften uns sagen: das tut Gott keinem, den er verwerfen müßte, den er nicht gebrauchen könnte zu seinem Werkzeug, den er nicht erwählt hätte zu seinem Kinde. Und unter dem, was wir nun als göttliche Aufgabe zu lösen hatten und unter dem, was das Leben von uns forderte und was es uns gab, kam der Jubel der Stunde, wo das Herz rief: Ostern! Ostern! Ach, nun bin ich frei! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Der Tod ist verschlungen in den Sieg!

Wenn so der Mensch in der einen oder anderen Weise eine Erlösung gefunden hat, dann eröffnen ihm die Osterglocken, wie sie aus unserer Dichtung erklingen, eine frohe, lebensfreudige Weltanschauung.

Dir ist zumute wie einem Menschen, der nach des Winters Stürmen und Drängen, nach bösen und schlimmen Tagen die Sonne schaut und die Frühlingsboten grüßt. Die Erde dampft erquickenden Geruch, und die Brust atmet Wonne des kommenden Lenzes. Unerträglich scheint dir die jammernde pessimistische Weltbetrachtung, die an den Übeln dieser Welt sich festsaugt. Das Leben erscheint ihr nur als ein verlängertes Sterben, die Erde eine große Straße der Verwesung, Glück eine Selbsttäuschung irrender Menschen. Nein, eine Stunde voll Jubel und Glück, wie ich sie erlebt, segnet das Leben. Nun das Herz frei ist von Sorge und Schuld, lacht mir die Sonne des Lebens, und ich will mich dieses Lebens dankbar freuen. Denn die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, ein Schauplatz seiner Güte, ein Tal voll goldner Früchte. Ein Wanderer bin ich auf der Erde, aber im Glauben meines Zieles

gewiß. Gott ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Das Leben ist mein. Ich schaue in helle und leuchtende Kinderaugen und sehe das Glück und weiß, das Glück ist das Geheimnis eines reinen Herzens.

Und war nicht auch die eigene Herzensverunreinigung die Ursache, daß man so pessimistisch und voller Unglauben die Menschheit ansah? Wohin man blickte, grinste einen des Mephisto Angesicht entgegen, überall sah man nur das Schlechte: Es gibt keine Liebe mehr in der Welt, keine Wahrhaftigkeit und Treue. Die Menschen sind böse und schlecht. Wehe dem, der ihnen vertraut! Und nun, wo das Herz frei geworden, wie ganz anders blickt die Welt dich an. Du freust dich des Guten, wo du es findest. Mit liebendem Auge entdeckst du die Keime des Guten selbst in den Tiefen und Klüften eines zerrissenen Menschenherzens, und siehst mit freudiger Verwunderung sie wachsen selbst auf steinigem Boden. Und ob auch die Macht des Bösen noch so groß – du hast sie an dir selbst erfahren – deinen Glauben an den endgültigen Sieg des Guten kann sie nicht erschüttern. Denn das Gute ist Gott. Ich danke dir, Gott, daß du mir lichte Augen gabst. O Osterglück, o Osterwonne! Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Und noch ein drittes bedeuten uns diese Osterglocken. Sie stärken uns zu tapferem Anfassen des Lebens.

Du erlebst die große tiefe Wahrheit, daß wahre Sittlichkeit, daß alles edle Tun aus dem inneren Glücke fließt, aus Freude und Dankbarkeit entspringt. Das Gefühl, daß das Herz frei ist, und die Freude, daß das Auge licht ist, beides vereinigt sich in deiner Seele zu dem einen Gedanken: dieses Leben, dieses erlöste Leben soll nun der Arbeit gewidmet sein! Ich will schaffen und streben. Ich will meinem Gott Dank sagen für das, was er mir getan, für seine Vergebung, und den Menschen für ihre Liebe, indem ich meine ganze Kraft daran setze – und wären meiner Jahre nur noch wenige, die Kraft dieser wenigen Jahre – ihnen zu dienen. Vor mir stehe in leuchtendem Glanze das Wort „Pflicht"; nicht ein äußerliches Gebot ist es mir hinfort, ein beseligender Trieb meines Herzens; ein heiliges „Muß"! So will ich mein Leben mit großem Inhalt füllen. In allem, was ich tue, soll mein Inneres sein, meine Seele. Und so wird meine Arbeit nicht ver-

geblich sein in dem Herrn. Sie wird mein eigenes Leben weihen, und meine innere Persönlichkeit reifen. Und dies mein höchstes und eigentliches Sein wird nicht vergehen, sondern leben ewiglich. Herr, gib mir starken Mut zum Leben, daß ich singe von deinem Sieg: Ostern, Ostern! Der Tod ist verschlungen in den Sieg!

Das ist die Osterwelt, die innere Osterwelt des Friedens und des neuen Lebens, die uns Goethe in seiner Orestgestalt sehen, fühlen, erleben läßt:

> Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
> Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
> Zum Tartarus und schlagen hinter sich
> Die ehrnen Tore fernab donnernd zu.
> Die Erde dampft erquickenden Geruch
> Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
> Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.

2.

Aber wo bleibt in der Iphigenie die Osterkraft, die nach des Apostels Wort das alles wirkt: Jesus Christus? Wo bleibt in der Iphigeniendichtung die Osterwahrheit, die dem Faust aus der Kirche herüberklingt: Christ ist erstanden. Freude dem Sterblichen! Christ ist erstanden aus der Verwesung Schoß!?

Nun, in ein Grab der Verwesung schauen wir auch hier. Wir schauen hinein in die Geschlechtsfolge eines großen Hauses: Mächtige Naturen, willensstarke Menschen, groß angelegte Seelen, die Söhne aus Tantalus' Geschlecht! Aber eherne Bande liegen um ihre Seelen, die ihnen Mäßigung, Weisheit und Geduld genommen, die sie hineingerissen in vernichtende Schuld. Im Hause des Tantalus schleicht das Verderben: Das Erbteil der Väter an die Söhne. Aus dem großen Haß wachsen dämonische Gewalten vernichtend hervor. Aber siehe, jetzt tut das Grab der Zeiten sich auf und aus dem Geschlechte des Verderbens steigt leuchtend die Gestalt der Iphigenie hervor, reines Herzens, voll Liebe und Treue. Und von ihrer Gestalt fließt neues erquickendes Leben aus. Der Odem dieser großen Seele faßt den Orest an, und die Kraft ihrer sühnenden Liebe wird ihm zum Retter. Ihre Botschaft von dem lebendigen Walten der Gottheit in der ganzen Welt hebt ihn empor aus seinen Ängsten, aus seinem Grauen vor der Heiligkeit Gottes. Indem sie Gedanken des Frie-

dens in sein Herz senkt, erfüllt sie ihn mit neuem Lebensvertrauen, rettet ihn vom Tode, vernichtet ihm die Hölle. Das ist Goethes „Christ ist erstanden“.

Und von dieser Gestalt fällt nun auch ein Licht auf sein Faustwort „die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“. Was Goethe mit diesem Worte ablehnt, das ist nicht der Osterglaube, nicht der Glaube an die Siegesmacht des Lebens, nicht der Glaube an die Durchbrechung der Sündenketten und der Todesbanden. Auch nicht eine Ablehnung der Auferstehung Christi bedeutet das Wort. Was Goethe von sich weist, das ist der Gedanke an ein äußerliches Mirakel. Daß ein Menschenleib, der in das Grab gesenkt und der Verwesung anheimgegeben ist, nach drei Tagen und Nächten zu einem neuen irdischen Leben aus dem Grabe hervorgegangen sei, und daß der Gekreuzigte und Gestorbene noch lange Tage als Auferstandener im Kreise seiner Jünger geweilt habe, das will Goethe nicht in den Sinn. Und das ist ja auch dasjenige Stück der christlichen Osterpredigt, welches – ob einer auch vielleicht sich zwingen kann, daran zu glauben – die Osterkraft und den Ostersegen nicht berührt.

Was aber Goethe nicht bestreitet, das ist die Osterbotschaft, daß Christus ein Licht des Lebens ist, ein Überwinder der Sündenmacht, daß er ein starker siegesgewaltiger Geist ist, der immer wieder aufersteht zu neuer herrlicher Lebensgestaltung. Dieser Christusgeist der Ostern tritt uns in Goethes Iphigeniengestalt entgegen, und ernste Goetheforscher, die nicht von Vorurteilen befangen sind, stehen einfach vor dieser Tatsache still: Wir haben in Goethes Dichtung ein Bild des erlösenden, rettenden, auferstandenen Christus.

Die Frage ist nur die: hat Goethe das wirklich gewollt? Wollte er hier Christus zeichnen? Es ist vielleicht das Wahrscheinlichere, daß Goethe mit der Zeichnung seiner Iphigenie zunächst nur einen Protest erheben wollte gegen einen gewissen Grundzug des kirchlichen Christentums, gegen jene von Augustin her ererbte Anschauung nämlich, daß die menschliche Natur von Grund aus verderbt sei, daß im Menschen und in der Menschheit insgesamt nichts, gar nichts Gutes sei, daß der Mensch seinem innersten Wesen nach, ehe die Gnade ihn umgewandelt habe, grundschlecht sei. Das ist das große Klagelied, das durch die Jahrhunderte geht und dem selbst Luther sich nicht ganz hat entziehen können, das von der

protestantischen Kirche ererbt und in manchen Kreisen auch heute noch der Grundgedanke der Frömmigkeit ist. Goethe leugnet gewiß nicht die Realität von Sünde und Schuld – er kennt sie in ihrer erdrückenden Wucht, leugnet nicht das Vorhandensein des Bösen und Unreinen – er sieht es in abschreckendster Gestalt. Aber in der innersten und letzten Tiefe der Menschennatur ruht das Gute. Und aus dieser Tiefe hebt sich das Reine empor und steigt aus verborgenem Schacht und steigt höher und höher herauf, bis es auf einmal die Hülle durchbricht und vor der glaubenden Menschheit steht: Christ ist erstanden! In Christus ist das Reine!

Vielleicht hat Goethe nur das gewollt. Aber gerade dann ist das Iphigenienbild ein um so mächtigerer Beweis für die Osterherrlichkeit Christi. Weit über seinen schließlich ganz vergessenen Protest hinaus drängt es den Dichter zu einer freudigen Darstellung dessen, was er an Christus sieht und hat, drängt es ihn, Christus seinem deutschen Volke vor die Augen zu stellen in seiner Siegeskraft: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Was die Iphigeniengestalt am Osterfest uns sagen kann und soll, ist dies: Christus ersteht immer wieder; er gewinnt immer wieder Gewalt; er kommt immer wieder in großen von seinem Geist erfüllten Persönlichkeiten. Christus findet immer wieder seine Organe, die, ob sie auch irrende schwache Menschen sind, von seinem Ostergeiste gewürdigt werden, Offenbarungen seiner Herrlichkeit zu sein.

Womit hat Paulus, als er vor der Griechenwelt stand, diese Welt überwunden? Damit, daß sein Mund die Auferstehung des Herrn verkündete? Nein, sondern damit, daß er in Tausenden das Gefühl erweckte, daß in diesem Paulus Christus selbst vor ihnen stand. Wenn im Mittelalter der arme Bettler Franz von Assisi durch Italien wandert, wie kommt es auf einmal, daß er, der nichts zu geben hat, der so arm und bedürfnislos dahingeht, solche Gewalt bekommt, daß Hunderttausende, Millionen ihn verehren wie einen Heiligen, zu ihm aufschauen wie zu einem Heiland, und daß von seiner unscheinbaren Person ein Strom der Erneuerung durch die verweltlichte Kirche fließt? Man hatte das Gefühl, und Zeitgenossen haben es gradezu ausgesprochen: Christ ist erstanden! In dem Bettler aus Italien ist der Menschensohn wieder da, wieder

da mit seiner Liebe, mit seinem großen über Welt und Zeit erhabenen Sinn. Was hat's denn gemacht, daß der Mönch von Wittenberg so viel Gewalt ausübte, trotz der vielen Schwächen seiner Theologie und trotz der mittelalterlich-scholastischen Reste, mit denen er belastet war? Als der Reformator vor seinem Volke stand, da ging ein erlöstes Atmen durch Tausende von Seelen. Da sah das Volk nichts von seinen theologischen Schwächen, da sah es nur den Mann, von Gott erkoren, groß und mächtig in Taten und Worten, in der wunderbaren Kraft seiner religiösen Erlebnisse, und einer sagte es dem andern: Der Herr ist wieder da! Christ ist erstanden!

Und dürfen und müssen wir nicht auch in den Dichtern des deutschen Idealismus eine Offenbarung Christi erkennen? Wir haben es doch längst gelernt, das Wesen des Christentums nicht in bestimmten Kirchenlehren und Zeitvorstellungen, sondern in gewissen Herzens- und Charakterwerten zu suchen; nicht in irgendwelchen fixierten Bekenntnissätzen, sondern in der Gesinnung, die sich mit ihrem Fühlen und Wollen um das aus Gottes Gnadenfülle erstiegene Menschentum Christi bewegt. Nicht mehr die Anbetung übernatürlicher Geheimnisse des Kreuzes macht in unsern Augen den Christen aus, sondern der Sinn, der sich willig dem aus Christi Leben und Sterben ihm zufließenden Geiste öffnet. Ist es nicht in der Tat eine Offenbarung des Christusgeistes, wenn Goethe, so oft er vor Schiller steht, in diesem nicht nur den Dichtergenossen sieht, dem er ebenbürtig ist, sondern unwillkürlich seine Kniee beugt vor der Hoheit dieses Idealismus, so daß er reden muß von der Christusnatur seines Freundes, wenn Goethe fühlt, daß er nie das Haus und die Gemeinschaft Schillers verlassen hat, ohne zuzunehmen an reinem Leben? Aber Goethe selbst? Ist nicht eine extreme Gläubigkeit mit den Widersachern des Christentums einig in der Überzeugung, daß Goethe in seiner ästhetischen Lebensanschauung ein dem Christentum ablehnend, ja feindlich gegenüberstehender Heide gewesen sei? Wer aber, an den Buchstaben eines seiner dahin lautenden Worte geklammert, heute noch so über den Großen von Weimar urteilen wollte, dessen Denken und Forschen über Goethe wäre ein rückständiges. Wir erkennen ihn, was man auch gegen ihn vorbringen und was auch im einzelnen bei ihm befremden mag, auf den Grund seines Lebens und seiner Persönlichkeit angesehen, nicht nur auch noch als Christen an, sondern gradezu als einen gottgewollten Faktor

in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Protestantismus. War seine Religion auch keine in kirchlicher Art sich äußernde, so klingt sie doch durch all sein ästhetisches Empfinden mächtig durch. Ist sein Seelenleben auch nicht bewußt auf die Persönlichkeit Christi bezogen gewesen, so ist es doch von den Kreuzesgedanken der sich selbst überwindenden, die Natur adelnden und die Welt vergeistigenden Liebe beherrscht gewesen. Und so wissen wir doch, daß er mit unserem Schiller dazu berufen war, den Christusgeist der Reformation seinem Volke in sittliches und ideales Wesen auszudeuten und den ethischen Stromarm des Protestantismus, der in der lutherischen Orthodoxie verschüttet wurde, zum vollen und reinen Fließen zu bringen. Auch in den deutschen Dichtern ist Christus wieder da!

3.

Christus tritt aber nicht nur in menschlichen Gestalten, in einzelnen großen Persönlichkeiten in die Erscheinung, er ersteht auch in großen Ideen aller Zeiten, in gewaltigen Bewegungen offenbart er sich. Vor allem sehen wir den Ostergeist Christi wirksam in dem gewaltigen Zeugendrange, der immer wieder zuzeiten in machtvollem Schwunge die Christenheit ergreift und zu begeistertem, opferfreudigem Tun antreibt, in dem erobernden Missionstriebe, der nicht Ruhe findet, bis der Kreis der Erden Christo angehört, bis sein Name in dankbar preisender Verehrung genannt werde von einem Ende der Erde bis zum andern.

Wäre es möglich, daß Goethe in der Weite seines Verständnisses an dieser großartigen Osteroffenbarung des Christusgeistes vorübergegangen sei? Vielen erscheint das selbstverständlich: Hier der religiös exklusive christliche Eifergeist, der das Kreuz des Herrn predigt, der alles, was Mensch heißt, aus sündigem Naturwesen zum Gehorsam des Evangeliums führen möchte – und dem gegenüber der Goethesche Geist der Humanität, der der Natur huldigt, der das Gute in jeder Menschenart, unter allen Völkern und Zonen findet, das sind unvereinbare Gegensätze! Aber diese Unvereinbarkeit der beiden ist nur ein Dogma oberflächlicher und kurzsichtiger Betrachtungsweise.

Man denke an die Stimme des Ostermorgens im Faust, die das Auferstehungsleben des Herrn in den „predigend reisenden,

Wonne verheißenden" Jüngern begrüßt. Diese poetischen Weihetöne hätte Goethe hier sicher nicht erklingen lassen, wenn das Missionswerk ihm so widerwärtig gewesen wäre, wie den heutigen Missionsfeinden, die sich Goethescher Gesinnungsgenossenschaft rühmen. Denn gerade dieses apostolische Abschlußbild des Ostergesanges ist ganz und gar nicht aus den Bedürfnissen des Dramas zu erklären.

So spricht denn auch eine geradezu sympathische Empfindung für die Christianisierungsidee, die damals noch die Opposition der offiziellen Kirchen zu ertragen hatte, aus Goethes „Natürlicher Tochter". Hier steht das

Tätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden

verkörpert vor uns in dem altersgrauen ehrwürdigen Mönch. In seinem Wesen haben sich erbarmende Menschenliebe und eiserne Charakterstärke zum Heroismus des christlichen Aposteldranges gepaart. Mit reinem Herzen, mit hohem, alles selbstische Begehren verleugnendem Mute und mit freiem Sinn — nach Goethe die dreifache Waffenrüstung des Sendboten — ist er einst in jungen Jahren, vom Geist getrieben, hinübergezogen zu dem wilden Stamme der französischen Kolonie. In einem Lande der Armseligkeit und der Entbehrung, das kein Licht freudiger Gedanken erhellte, in einer Welt der Roheit und der selbstsüchtigen Zerrissenheit wurde er durch Taten notlindernder Liebe allmählich der Mittelpunkt kulturellen Zusammenhangs und dann auch der Ausgangspunkt eines ihren Herzen wohltätigen Lebens. In den Besitz ihres Vertrauens gelangt, verkündete er ihnen ein „mächtiges Wort", das Himmelshoffnung brachte in den Tod, das sie zu sittlichem Streben anleitete und ihrem Dasein einen höheren Gehalt gab.

Vermutlich hat der Dichter dabei den liebeseifrigen Norweger Hans Egede aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor Augen gehabt, den Missionar Grönlands, dessen auf wahrhaft humane Menschenbildung gerichtetes Wirken der damalige Generalsuperintendent von Weimar, Goethes Freund Herder, als die allein wertvolle Missionsarbeit hoch in Ehren hielt. Herder machte der Mission den Vorwurf, daß sie, am Dogmatismus krankend, viel zu viel Gewicht auf die Annahme kirchlich ausgebildeter Lehre lege, wodurch sie den Völkern ein ihrem Geistesleben völlig Fremdartiges auf-

zwinge; daß sie überhaupt deren Individualität zerstöre, statt diese durch den freimachenden und freilassenden Geist Christi zur Läuterung und Entfaltung des in ihr selbst liegenden Guten zu führen. So sehen wir denn auch, wie Goethe in der Zeichnung seines mönchischen Apostels es scharf betont, daß dieser durch seinen christlichen Persönlichkeitseinfluß seiner heidnischen Schutzbefohlenen eigene Kraft zu erregen suchte, – eine Forderung, die in der protestantischen Missionsarbeit immer mehr zur Geltung kommen muß und wird.

Das wunderbare Geheimnis alles Missionserfolges, den herzbekehrenden und lebenversittlichenden Zauber einer großen Persönlichkeit, den Goethe hier nur mit kurzen Strichen angedeutet hat, stellt nun in lebensvoll überzeugendem Bilde seine Iphigenie dar.

Ihre geistverklärte Erscheinung, die in der Offenbarung ihres heiligen Innern für die Skytheninsel die Quelle eines neuen Glückes wurde, die den Thoas und sein Volk aus blutigem Götzendienst zu ihrem reinen und lebendigen Gottesgefühl emporhob und ringsum die Barbarei in ein lichtes Reich menschlich schöner Gesinnung verwandelte, wo das Gehorchen so leicht wurde und Balsam in des Lebens Wunden, heilender Himmelsfriede selbst in Orests von Schuld zerrissenen Busen floß, – sie ist in der Dichtung die Priesterin Dianas, die Griechin, eine Heidin. In Wirklichkeit ist sie die Verkörperung des der deutschen Volksseele erwachsenen Humanitätschristentums unserer Klassiker: das Menschheitsideal Goethes, Schillers und Herders.

Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der liest aus dieser Schöpfung den Gedanken Goethes heraus, daß dieses Ideal tatsächlich zur Herrschaft über alle Geschlechter der Erde berufen ist, wie auch alle des von ihm ausgehenden erlösenden Lebens unbedingt bedürfen, daß gerade auch die hochbegabten, in gewaltiger Kulturentwicklung aufstrebenden Völker dieses erlösende Leben am wenigsten entbehren können. Gerade solchen Völkern gegenüber gilt das Arkaswort in der Iphigenie, das wie eine Aufmunterung zu freudigem Missionswirken erklingt:

Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller, als wo trüb und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Mut und Kraft,
Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.

Die „Iphigenie" ist in dichterischer Fassung Goethes Rede über die Mission an die Gebildeten unter ihren Verächtern! Und wer solche christlich-humanen Missionsbestrebungen als unvereinbar mit liberaler Bildung ablehnt, der verleugnet nicht nur den Herrn, der am Kreuz gestorben ist, um seiner Liebe die Welt zu erobern, sondern auch eine der herrlichsten Schöpfungen deutscher Geistesbildung.

In der Segensfülle, die die Missionsarbeit an sittlicher Kulturmacht und heilwirkender Erlösungskraft über die Erde trägt, ersteht Christus immer aufs neue in seiner Osterherrlichkeit.

Und schließlich auch in unserer unmittelbaren eigenen Gegenwart wird Christus sich lebendig erweisen. Auch in unserm modernen Protestantismus, so zerrissen, so unsicher suchend, so kritisch umstürzlerisch er manchem erscheint, ist etwas von der Osterkraft lebendig, die Steine wälzt von des Grabes Tür. Neue Ideen und Bestrebungen rufen uns manchmal zunächst Entsetzen hervor, da wir fürchten, daß sie zerstören, vernichten wollen, erweisen sich schließlich aber als Boten des Osterlebens, als Offenbarungen des Herrn, daß Christus wiederum erstehe zu reicherem Leben und zu neuer Gestaltung, rettend, erlösend, uns neues Glück und neue Hoffnung bringend.

Wenn nur eins in uns lebendig ist und bleibt: der rechte Iphigeniensinn. Das ist der lautere strenge Wahrheitssinn, der nur das, was seine innerste, in reifer Lebenserfahrung bewährte Überzeugung ist, frei von wertloser Satzung aber auch unverkürzt und ohne Furcht, vertritt und bekennt, der kein höheres Gesetz kennt und anerkennt als die allbestimmende Gewalt des Gewissens, dieser zur Mündigkeit der Gotteskindschaft erziehenden Christusmacht. Das ist der tiefe, freie Glaubenssinn, der hellen Blickes und mit frommem Herzen aufschaut zu einer Sonnenwelt der Liebe, und der sich durch nichts, auch durch keine moderne Philosophie und Naturforschung irre machen läßt in seinem Vertrauen auf die väterlichen Absichten und das schöpferische Walten Gottes, des Gottes, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus.

Amen.

19.

Die Zeit ist mein Besitz,
Mein Acker ist die Zeit!

Am Sonntag Cantate

Die Zeit meines Abscheidens ist da. Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten.

2. Timotheus 4, 6 u. 7.

Faust zweiter Teil, fünfter Akt

Liebe Gemeinde! Mit den beiden Iphigenienpredigten zu Karfreitag und Ostern haben wir die Reihe der Faustbetrachtungen unterbrochen, und zwar bei der Elfenszene im Anfang des zweiten Teiles, dort in der Maienwonne des Vierwaldstätter Sees, wo der Blüten Frühlingsregen über alle schwebend sinkt, wo der Felder grüner Segen allen Erdgebornen blinkt. Unser heutiges Schriftwort deutet es schon an, wo ich die große Dichtung wieder aufzunehmen gedenke: gegen das Ende hin, da Fausts Todesstunde naht. Wir übergehen also das weitaus meiste in diesem zweiten Teile der Goetheschen Dichtung. So viel Schönes darin sich dem entschleiert, der Lust und Fähigkeit hat, sich durch die Symbolik und durch die Allegorien dieser Goetheschen Alterspoesien durchzugraben, müssen wir doch diesem zweiten Teile, weil er nie zum Volkseigentum geworden ist und seiner Natur nach nie werden kann, das Anrecht auf unsere Kanzel versagen. Nur mit dem Schlußakt, der übrigens in seinen wichtigsten Teilen noch aus der Zeit der frischen Schaffenskraft stammt, und der fast ein Drama für sich bildet, steht es wesentlich anders. Das ist wieder in dramatischer Gewaltigkeit ein lebendiges Dichterwort, das jeden tief und unmittelbar menschlich anspricht. Es zeigt uns Faust auf der Höhe seines Lebens.

In dem rastlosen Drange nach Selbstvollendung hat Faust die unmittelbare Berührung mit den Kräften des sprudelnden Lebens gesucht, hat in der Berührung mit der Natur und der Menschenwelt das Schönste und Beste sich angeeignet, was die Geschichte, Kultur und Natur dem Menschen bieten kann. In vielen Windungen, durch viele Hemmnisse, durch mancherlei Irrungen ist er, in der

Entfaltung seiner Kräfte, zur Höhe gestiegen und läßt nun den fragenden Blick schweifen rückwärts auf das, was er um sich her geleistet, einwärts auf das, was er in sich selbst geworden ist. Faust auf der Höhe seines Erdgeistwillens, das ist Goethe, das ist der Mensch auf der Höhe des humanistischen Ideals.

1.

Faust steht, inzwischen gegen hundert Jahr alt geworden, inmitten des ungeheuren Lebenswerkes, das sein titanischer Geist nach allem Irren und Fehlen schließlich vollbracht hat. Der Kaiser hatte ihm auf seinen Wunsch den Strand des Reiches zum Lehen gegeben, einen langen Küstenstrich, den die Wogen des Meeres umfluten. Die zerstörende Macht der Elemente, die jeden Tag von neuem das Land sich zum Raube reißen, um dann in der Ebbe zurücktretend dem Menschen wie zum Hohne es wüst und öde vor Augen zu halten, hat seinen unternehmungssüchtigen Sinn herausgefordert, zu zeigen, daß der ordnende Menschengeist dem sinnlos waltenden Elemente überlegen ist. Und Mephisto, der Geist der Verneinung und des Widerspruchs, muß ihm zum guten Werke dienstbar sein. Und was er geplant, ist ihm gelungen. In mühevoller Arbeit hat er das Meer weit zurückgeworfen, ihm eine neue fruchtbare Provinz abgerungen, Dörfer und Städte gebaut, Handel und Wandel zur Blüte gebracht. Er ist im Begriff die letzte Hand der Vollendung an sein Werk zu legen. Denn *sein* Werk ist diese große Kulturarbeit. Sein Geist hat die wirkenden Hände beseelt. Und vor seinem schauenden Auge sieht er alle diese Gefilde belebt von einem Millionenvolk schaffender Menschen. Seine Saat geht freudig auf. Ein freies Volk auf freiem Grunde, tätig sich freuend der selbsterrungenen Güter, in edlem Gemeinsinn einer den andern fördernd. Nicht behaglichem Genießen soll das Leben gewidmet sein – der Genuß macht gemein, erschlafft, demoralisiert, entwürdigt den Menschen –, sondern in rüstigem Kampfe soll ein Geschlecht heranwachsen, das da lernt sich selbst zu beherrschen, und das darin seine rechte Freiheit findet und zu wahrer Bildung heranreift. Denn

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.
> Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
> Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Solche Hoffnung in Erfüllung gehen sehen! Die Sichel rauscht, das Feld ist reif zur Ernte. Herz, weite dich, – und müßtest du die Brust zersprengen – um solche Erntefreude aufzunehmen und in voller Glückestiefe zu empfinden:

> Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
> Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
> Verweile doch, du bist so schön!

Nicht also die Freude an dem äußerlich Geschaffenen ist es, die Fausts größten Augenblick mit Inhalt füllt. Das alles, was die Hand geschaffen, was das Auge sieht, all diese Errungenschaften einer äußeren Kultur sind ja für sich wertlos, sie verdienen schließlich nur, mit dem sterbenden Geschlechte abgebrochen zu werden, um einem neuen als Bausteine zu eigenem Planen und Schaffen zu dienen. Dafür zu leben und zu sterben lohnt sich nicht. Wer der Zukunft nichts Höheres gab, der hat umsonst gelebt. Faust gab ihr mehr. Er gab ihr das Höchste, was ein Mensch der Welt geben kann, einen großen Charakter. Er hat gewirkt an dem segensreichsten und bleibendsten Werke, das ein Mensch schaffen kann, an der Vollendung der eigenen Persönlichkeit. Gerade damit lebte er nicht sich, sondern anderen. Er gab der Welt Kräfte sittlicher Kultur, pflanzte ihr ein das Faustische Drängen nach selbständiger Erfahrung und Entfaltung, ein lebendiges Streben nach eigener Vollendung. Er gab sich selbst, ein lebendiges Saatkorn, in die Furche der Zeit. Und darum darf er in beglückender Vorausschau auf Früchte rings und Segen blicken, darf mit stolzer Freude den letzten Augenblick genießen und auf dieser Höhe des Lebensgefühls und des Lebenswillens aus der Welt scheiden mit dem erhabenen Bewußtsein:

> Es kann die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Äonen untergehn.
> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Eine beneidenswerte Sterbestunde! Zwar Faust stirbt einsam. Wie er so manche Nacht allein an seinem Pulte gestanden, um den Rätseln der Welt nachzusinnen oder neue kühne Pläne in seinem unternehmenden Geiste zu erwägen, so steht er auch jetzt in seiner letzten Stunde da, groß aber einsam. Und manches Gemüt sträubt

sich gegen den Gedanken, auch einst so sterben zu sollen, ohne daß ein Auge der Liebe segnend und dankend ihn anblickt, ohne daß eine teuere geliebte Hand ihm sanft die Augen schließt. Und handelt's sich hier nicht auch um mehr als um eine Frage des Gefühls? Ist nicht solch ein einsames Sterben ein Zeugnis gegen das Leben? Die Genußsüchtigen, die nur denken an sich und ihr Genießen, nur sich leben und ihren Leidenschaften, die keine Liebe gekannt und keine Liebe gesäet haben, die vom Leben alles forderten aber nichts gaben, die ohne Bedenken andere ihren Gelüsten opferten doch niemals sich selbst opferten, – die sterben einsam, innerlich einsam, mag auch ihr Leichenbegängnis noch so prächtig sein! Im Grabe erlischt ihr Name und die Spur ihrer Erdentage. Und die Vornehmen, die exklusiven Naturen, die hochmütigen Geister, die sich nicht gemein machen mögen mit der Masse, die Herrenseelen, die andere nur als Werkzeuge ihres Schaffens und als Staffeln ihres Ruhmes gebrauchen, – die sterben einsam, innerlich einsam, ob auch ihr Name auf vieler Menschen Zunge ist! In ihrem Persönlichkeitskult, in ihrem ästhetischen Individualismus, in ihrem Sichausleben, in ihrem Streben nach Lebensschönheit und Lebenskunst – so edel dieses Streben oftmals scheint – sind sie auch nur Egoisten, die keine bleibenden Segensspuren zurücklassen.

Auch in Faust ist dieser Egoismus in Kraft gewesen, der eine Atmosphäre von Kälte und Einsamkeit um den Menschen legt. Er hat Blüten der Unschuld gebrochen, er hat den Taumelbecher der Lust bis zur Neige geleert, ohne nach Gott und Menschen zu fragen. Aber er hat diese Elemente des Untermenschlichen doch siegreich überwunden. Auch er hat in dem ästhetischen Kultus der Ich-Vergötterung geschwelgt, hat in der Schönheitsbegeisterung klassischer Bildung seine Befriedigung gesucht, hat dem Machtkitzel gefrönt, der mit Menschen und Dingen spielt. Aber in der kalten Höhe des Übermenschentums fror ihn, und sein menschlich fühlendes Herz zog ihn zu den Menschen zurück. Im sittlichen Leben und Streben fand er den Adel des Menschentums. In dem Dienste an den Menschen, in dem Mitarbeiten am göttlichen Weltenplan sucht er sein höchstes Glück. Das brausende Meer hat er weit zurückgeworfen, daß es in sein erobertes Land nicht hineinspülen darf, und hinter den schützenden Dämmen hat er neues reiches

Leben geschaffen, ein Bild seines eigenen Lebens und Wesens: Die brausenden Wogen ungestümer Leidenschaft und eines rücksichtslosen Egoismus hat er gedämmt. Die Fluten der Sorge und Furcht, des Todes wehmütige an der Seele nagende Empfindungen können nicht hineinbrausen in sein Innerstes. Ob draußen schon die Lemuren den Grabgesang singen, in seiner Seele feiert er sein Cantate, drinnen ist Jubelsang, da steht leuchtend herrlich der Lebenswille in alles überwindender Lebenskraft. Denn in dieser Stunde fühlt er sich als ein unentbehrliches Stück der ewig schaffenden Natur, der von Gottes sittlicher Ordnung durchwebten, von seiner Geistesmacht getragenen Natur, fühlt sich eins mit dem Urgrund aller Dinge und alles Seins, dem Ewig-Göttlichen. Was bedeuten da menschliche Zusprüche und Tröstungen, menschliche Teilnahme und Hilfe? Da ist Einsamkeit die wahre Größe.

Eine selige Sterbestunde in solcher nach innen gerichteten Einsamkeit! So aus dem vollen Lebensgefühl fortgenommen werden, die Augen gehalten, daß sie nichts merken von den dunklen Schatten des Todes, die uns umringen! Und doch, wird mancher Fromme sagen, kein rechtes christliches Sterben! Der rechte Christ soll mit hellem Blick und in klarem Bewußtsein dessen, was mit ihm vorgeht, in das dunkle Todestal hinübergehen. Das ist für seinen Seelenzustand und seine Seelenaufrichtung nötig und heilsam. Gewiß, manchem wird die Mahnung heilsam sein: Der Tod ist vor der Türe, bestelle dein Haus! – Heilsam als eine gewaltige Aufrüttelung der Seele, daß er seine Rechnung mache mit Gott und seinem Gewissen und mit seinen Mitmenschen. Und darum will ich es lieber so aussprechen: Möge unser Leben immer mehr eine solche Gestalt annehmen an innerer Vertiefung, an Entfaltung unsers Heiligsten und Besten, eine solche Wendung zum Guten und Göttlichen hin, daß wir einmal in Ahnungslosigkeit und Freiheit sterben dürfen. Daß wir einmal – wie es auch im übrigen Gott mit uns beschlossen haben mag, – in solch heiliger Glücksempfindung und mit dieser inneren Sorglosigkeit vor dem Tode stehen dürfen.

Aber können wir alle sein wie Faust? Sein Lebenswerk ist von glänzendem Erfolge gekrönt. Freundlich lächelt ihm die Gunst des Geschickes. Alles, was er will, wird ihm zuteil; was er erstrebt und plant, muß ihm gelingen. Aber wenn ein Mensch vom Mißgeschick verfolgt wird, ihm alles fehlschlägt, sein Leben äußer-

lich erfolglos und gebrochen ist, kann er dann auch so vor dem Tode, dem Allzerbrecher, stehen und mit starkem Lebensgefühl sprechen: Trotz! Tod, ich fürchte dich nicht, ich lebe!? Er soll es können! Blicke in Jesu Todesstunde. Auch ein so einsames Sterben. Dazu mit Hohn und Spott bedeckt. Sein Lebenswerk zusammengebrochen zum Triumph der Feinde. Kein Menschenherz bei ihm, das Liebe und Treue hält. Und doch jubelt's aus Jesu Brust: Es ist vollbracht!

Nicht von außen erwächst diese Kraft, nicht aus dem äußeren Lebenserfolge. Wo ist denn ein Mensch, der wirklich auf ein vollkommenes Werk zurückblicken könnte? Auch Faust kann es nicht. Auch an sein Werk hat sich das Allzumenschliche herangedrängt, und durch Schuld seiner Diener, durch menschliche Sünde, auch durch sein eigenes Fehlen ist die Reinheit des Erfolges getrübt und entweiht. Und schließlich ist er erblindet. Von alle dem, was er hervorgebracht hat, sieht sein Auge nichts mehr. Aber im Innern leuchtet ein herrliches Licht. Und dieses innere Licht, das solche Lebenskraft ausstrahlt, das solche siegreiche Macht über den Tod verleiht, ist das freudige Bewußtsein, wie es aus unserm Textesworte erklingt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten." Dieses Bekenntnis bedeutet ja doch nicht, daß ein Mensch das, was er als Kind an religiösen Ansichten vernommen hat, was ihm an Glaubensvorstellungen von anderen übermittelt ist, unversehrt durchs Leben getragen hat. Da hat allerdings Faust Zeiten gehabt – und wer kennt solche Zeiten nicht? – wo der Zweifel sein Herz zerfraß, ja Zeiten, in denen er mit Gott und Menschen zerfallen war und der Welt fluchte. Begierden und Leidenschaften gewannen Macht über ihn, schwere Schuld hat er auf sich geladen. Aber das Heiligste und Beste, was er in sich hat, seine göttliche Seele hat er nicht, trotz allen Künsten des Mephistopheles, in die Gemeinheit hinunterzerren lassen, er hat sich selbst nicht verloren, nicht den inneren Glaubensmut, nicht die Herzensbegeisterung, nicht die überzeugte Siegeskraft seines Willens. Gerettet hat er sich den großen idealen Sinn, den hochstrebenden Geist, das mächtig geflügelte Wesen seines Denkens und Wollens. Und so löst er sich zu guter Letzt völlig von den falschen Mächten, denen er zwar äußerlich so große Erfolge verdankte, unter denen aber doch seine Seele Abbruch litt, und von

denen er erkannte, daß sie seiner innersten Natur zuwider waren. Und so erfüllt ihn in dieser letzten Stunde in Wahrheit, was er einst in kläglicher Selbsttäuschung sich vorzeitig angemaßt hatte, das Vollgefühl des Lebens, wie es der Erdgeist ausgesprochen:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Wenn Faust damals dem Erdgeist zugerufen: Ich fühle mich dir nahverwandt, ich bin wie du! – um sich von ihm bescheiden zu lassen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" – Jetzt hat er diesen Sinn und Geist. Jetzt hat er gewonnen die befreiende und gestaltende Kraft, sich als dauerndes Glied und Werkzeug einzugliedern in Gottes große Gedanken. Jetzt webt er der Gottheit lebendiges Kleid. Faust auf der Höhe seines Lebens der Diener Gottes, in der Vollreife innerer Erfahrung, in der Freudigkeit praktischen Wirkens, in dem Herzensdrang edler Menschenliebe.

Und an dieses Fausts Seite darf sich jeder stellen, der ein treues Herz, ein gutes Gewissen hat. Und wenn Gott dir auch nicht beschieden hat, große Werke auf Erden zu vollbringen, wenn auch dein Leben in Enge und Bescheidenheit dahinfließt. Hat aber ein Menschenherz durch dich Leben und Genüge gefunden, hast du deiner Familie, deinen Freunden etwas werden können zu seelischem Reichtum und Herzensglück, darfst du – ob auch deine Taten kaum bemerkt werden – dir selbst sagen: Ich tue etwas zu meines Gottes Ehre und zu der Menschen Wohl, wenn auch im Verborgenen, dann wahrlich magst du getrost glauben, daß das, was du aus dir und deinem Leben gemacht hast, daß das, was du als das Beste und Edelste aus deiner Seele der Welt gegeben hast, weiter waltet von Geschlecht zu Geschlecht und Göttliches schafft in alle Zeiten. Dann magst du mit frohem Glücksgefühl mit Faust sprechen:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.

2.

Der fünfte Akt im zweiten Teile des Faust stammt, wie ich schon sagte, zu einem guten Teile aus der Zeit des großen Schaffens, aus den Tagen, wo Schiller noch neben Goethe und mit ihm wirkte. Aber was er damals schöpferisch schaute, das hat er jetzt in den alternden Tagen mit klug erwägendem Sinn geordnet, vervollständigt und zum Abschluß gebracht. Und so hat man die bestimmte Empfindung, hier hat Goethe sein Letztes gegeben, die Summe seines Lebens. In dem Abendsonnenschein seines eigenen Lebens verklärt sich ihm das fliehende Leben mit seinem Auf und Ab. Die Täler versinken im Nebel, die Gipfel treten leuchtend hervor. Wie ein Freund steht der Tod neben ihm und schaut mit ihm über Höhen und Tiefen, blickt über Zeitliches und Vergängliches hinaus ins Unendliche. Was ist der Mensch? Was seines Lebens Sinn? Was der Weisheit letzter Schluß? Was er gelesen in dem Buche des Lebens, stimmt es zusammen mit dem, was er einst gelesen in dem anderen Buche, das die Menschen das heilige Buch, das Buch der Bücher nennen, aus dem sie alle Wahrheit und Weisheit zu schöpfen meinen?

Er ist an einer frommen Mutter Seite aufgewachsen. Sie hat sein Herz tief hineingepflanzt in das Evangelium Christi, in die Gemeinschaft seiner Kirche. Er hat es als feste Überzeugung durch sein ganzes Leben getragen, daß in dem Christentum die Wurzeln für die Größe der Menschheit liegen, hat es selbst empfunden, wie aus der Bibel die Stimme Gottes in die Seele des Menschen klingt, die Stimme seiner Liebe und Gnade, die von Erlösung redet und von Freiheit, von der Würde und dem Rechte des Menschseins. Er weiß, daß in der Bibel alle die Quellen und Kräfte der Kultur, zu der die Menschheit, zu der sein Volk aufgestiegen ist, verborgen liegen. So klingt sein großes Bekenntnis wiederholt durch sein ganzes Leben bis zu seinem Lebensabschluß: „Mag der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Er hängt an dieser Bibel. Und wenn man einmal, wie ich, das Glück hatte, seine Bibel aus der Bibliothek hervorzuholen und zu durchblättern, dann sieht man, wie er damit gearbeitet hat und wie er innerlich mit der Bibel

verbunden war. Doch so groß seine Ehrfurcht vor diesem heiligen Buche war, immer mehr entfremdet er sich dem, was in der Kirche aus dem Christentum geworden ist. Dieses kirchliche Christentum wird ihm unerträglich. Seine Seele litt unter der blutigen Opfergestalt von Golgatha, unter der Lehre der Kirche, daß ein blutiges Sühnopfer gebracht werden mußte, um Gottes Gerechtigkeit zu besänftigen und Vergebung zu erlangen. Seine Seele fühlte sich abgestoßen von dem Jenseitsgeiste, der alles immer bezog auf einen künftigen Himmel, ein Leben nach dem Tode und dadurch dieses Leben hier entwertete. Er fühlte sich entfremdet der Naturauffassung, wie sie ihm in der Schrift und vor allem in der kirchlichen Predigt entgegentrat, fühlte sich zurückgestoßen von dem herben, rauhen Geist der Askese, der das natürliche Leben entgeistigte. Demgegenüber lockte ihn die griechische Antike mit ihrem Schönheitskult, mit ihrem Wirklichkeitssinn, mit ihrem Diesseitsgeist, der den Menschen auf sein irdisches Leben, sein Genießen, Wirken und Schaffen hinweist. Da hat der Dichter sich schließlich aus diesem Zwiespalt damit gerettet, daß er sich, wie er sagt, ein Separatchristentum zum Privatgebrauch bildet. Es ist eine Humanitäts- und Bildungsreligion, eine Religion des Herzensreichtums und der Herzensschönheit; ein praktisches Christentum der Tat. Es ist das Christentum des deutschen Idealismus, in dem die göttliche Größe der Bibel sich verschmolz mit dem ebenso göttlich Großen, was der Ewige ihm in der Sprache des Lebens offenbarte. Und das sittlich-religiöse Leben der Gegenwart ist wesentlich von diesem Goetheschen Geiste gestaltet.

Hier am Schlusse unserer Dichtung in der Gestalt des sterbenden Faust tritt uns dieser Geist in zwiefacher Ausstrahlung entgegen.

Der streitende Beherrscher des Lebens steht da auf der Zinne seines Palastes in dem Vollgefühl seiner Macht und hält Umschau über seine Welt. Da hört er den Gesang des Türmers:

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allem die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Das ist das herrlichste Selbstporträt, das unser größter Dichter von seinem eigenen Seelenleben gegeben. Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt! Mit sonnigen Augen hineinblicken in die reiche, große Welt seines Gottes, das war ihm gegeben. Die schöne Welt, die der selbst- und genußsüchtige Frevelgeist in Trümmer schlug, im Innern wieder aufzubauen, das war seines reifenden Lebens höchstes Ideal. Und seinem sehnenden Herzen beseelte sich die Welt, vergeistigte sich die Natur. Gott ist nicht droben im Himmel, Gott ist nicht ein ferner Gedanke. Nein, er ist der Geist, der sich schauen läßt in allem, was uns umgibt, im kleinsten wie im größten, der sich fühlen und empfinden läßt in allem, was unseres Busens Wollen erregt. Und in dem Maße als ihm die eigene innere Welt sich ordnend gestaltet und harmonisch entfaltet zu einem einheitlichen Zusammenfassen der von außen zuströmenden Elemente und zu einer schöpferischen Tätigkeit von innen heraus, in dem Maße enthüllt sich ihm die verborgene Einheit, die geheime Harmonie des Weltganzen. Mit frohem Optimismus erblickt er überall, auch hinter dem Trüben und Schweren, auch in allem Bösen und Unrechten, die ewige Harmonie und Schönheit, eine Ausstrahlung der Herrlichkeit des Ewigen, eine wunderbare, anbetungswürdige Entfaltung des Schöpfergeistes. Diese Schönheit zu erschauen, diese Harmonie zu erleben, zu all diesem Gottgegebenen ein dankbar frohes Ja zu sprechen, zu wissen, daß all diese Fügungen schließlich zu unserm Besten dienen, das ist die Quelle wahrer Freude, das ist Seligkeit. Seine Seele ist von diesem Schauen, von diesem sattfrohen Trinken der Gottheit, die ihn umgibt, so reich und glücklich geworden, in die frohesten Empfindungen so tief eingetaucht, daß es ihm nichts mehr anhaben kann, wenn auch das Leben noch so Schweres bringt, noch so Bitteres auferlegt, wenn auch die Menschen noch so viel Verkehrtheiten und Dummheiten, noch so viel Unrecht und Sünde in diese göttliche Harmonie hineinwerfen. Die Welt ist doch schön, und was ich auch erlebt habe, das Leben war köstlich.

Lieben Freunde! Den Sinn wolle uns Gott schenken und erhalten, dieses jugendfrohe, helle Auge, dieses Herz, das sein inneres Glück durch nichts im Leben sich trüben läßt, das sich frei hält von Pessimismus und Verbitterung. Daß wir hinter allen Verirrungen der Menschen doch Gottes gutes Auge schauen und seiner Liebe große Gedanken. Müssen wir auch durch Stürme hindurch und das Allerschwerste erleiden, dann laß, o Herz, in kindlichem Gehorchen Gott das Steuer meines Lebens führen, daß ich einmal im Alter, auf mein Leben zurückschauend, alles in seiner Sonne verklärendem Glanze schauen und singen und sagen kann: Das Leben, es war doch so schön! Gib uns, o großer heiliger Vater, gib uns deinen guten Geist, daß wir uns nicht durch eigene Sünde das Leben schlecht und böse machen, sondern reinen Herzens uns des Lebens freuen mögen und seiner Güter und seiner Schönheit. Und wird uns das Leben durch andere schwer gemacht, so gib uns den Geist der Geduld und der Vergebung, daß wir der Menschen Sünden können tragen und daß wir nicht hängen bleiben bei dem, was vor Augen ist, sondern alles liebend durchdringen und verstehend überwinden in sieghaftem Frohmut. Gib, o großer Gott, solchen Goethesinn unsern Herzen, solche Lebenskraft und Überwindermacht, die den Glauben behält bis ans Ende und immer wieder triumphieren kann: Die Welt, *deine* Welt, o Gott, ist doch schön und schön ist das Leben, das du mir gabst!

Aber das ist nur die eine Seite im Wesen unseres großen Dichters. Nicht nur zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, mehr noch: *zum Handeln geboren, zum Schaffen bestimmt!* Nicht in fröhlichem Schauen und sonnigem Genießen erfüllt der Mensch seines Lebens tiefste Verpflichtung, nicht in einer schönen Empfindungswelt findet er das Paradies des Lebens. Nein, der schaffende Geist ist Goethes Ideal. In bestimmtem Wirken, in praktischen Zielen, in segensreichem Tun sollst du deinem Leben einen bedeutsamen und bleibenden Inhalt geben. Blicke nicht rückwärts auf deine Irrungen und Verfehlungen, auf das Unvollkommene und Unzulängliche dieses bisherigen Lebens. Noch viel weniger schaue über diese Zeit und Welt hinaus, dich in eine zukünftige Welt der Vollkommenheit und Herrlichkeit hineinzuträumen. Das einzige, was du dein eigen nennen kannst, ist diese Lebenszeit, ist der Augenblick, fülle ihn aus, leg die Ewigkeit hinein; diese Welt,

sie sei dein Acker, sie hat Gott dir gegeben, darin zu wurzeln und zu wachsen; darin kenne dich nur erst aus, darin fülle deinen Platz aus. Alles andere geht dich nichts an. So bekennt Goethe sich zur Erdenwirklichkeit:

> Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
> Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
> Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
> Er stehe fest und sehe hier sich um!
> Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Das ist der Protest seines gesunden deutschen Lebenssinnes gegen eine saftlose Frömmigkeit, die ihre Religiosität zu beweisen und Gott zu gefallen sucht damit, daß sie sehnsüchtig und phantastisch hinüberschaut in das Reich der Engel und selig Vollendeten und auf den Herrn wartet und auf die Erlösung von der Erde. Nein, hier stehe ich, ein Erdenmensch, um hier ein Gottesmensch zu werden.

So predigt uns Goethe ein Christentum der Gesinnung und der Tat. In dem sterbenden Faust sollen wir es verkörpert sehen. Wir erinnern uns an jenen Osterspaziergang, wo zwischen Faust und seinem Schüler die Rede kommt auf die Pest, die einst im Lande wütete und die Menschen zu Hunderten und Tausenden sterben ließ. Da war der junge Faust, des eigenen Lebens nicht achtend, von einem Pesthaus zum andern gegangen, und betend hatte er mit Gott gerungen und zum Himmel um Erbarmen geschrieen, daß es ihm vergönnt sei, den Menschen Hilfe und Rettung zu bringen. So war sein Kindesherz voll Seelenerbarmen gewesen. Und jetzt hier der Greis. Ein großes Werk hat er vollbracht für die Menschen, ihre Sorgen zu lindern, ihnen Gutes zu erweisen. Und sein letzter Gedanke ist wieder, die drohende Pest aus dem Lande zu jagen, ein Retter des Volks zu sein.

Eins aber fehlt noch seinem Wirken, wodurch es erst voll geadelt würde; es fehlt ihm noch die tiefste Seele, es fehlt ihm noch der Geist Christi. Da sehen wir im Eingang des 5. Aktes ein altes Ehepaar, Baucis und Philemon. Auf dem kleinen Besitztum, das ihnen zu eigen war, wünscht der hohe Gebieter ein Luginsland zu erbauen. Aber sie hatten ihm Widerstand geleistet, weigerten sich, ihr Besitztum, mit dem ihr Herz in Anhänglichkeit verwachsen war, ihm abzutreten. Da hatten voreilig schlechte Diener es ihnen

mit gewalttätiger Roheit genommen. Als diese ihm prahlerisch erzählen, was sie angerichtet und erlebt haben, da ist er im Innersten erschüttert. Und aus der Erschütterung seiner Seele ist wieder aufgewacht, was er einst so schön besaß, der Herzenssinn der Jugend, die innige Herzensempfindung, die erbarmende Liebe zu der einzelnen Menschenseele. Die Liebe ist des Lebens Vollendung, sie ist Kern und Krone alles sittlichen Handelns. „Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen!"

Auf der Höhe solcher Lebensvollendung stehen und auf das fliehende Leben zurückblicken können mit dem freudigen Bewußtsein: Ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, das ist die große Freude, das ist Seligkeit. Das ist es, was das Menschenherz froh und glücklich macht und zu dem Augenblick sprechen läßt: „Verweile doch, du bist so schön." So aus dem vollen Leben heraus zu sterben, das war auch Goethes Wunsch.

3.

Diese Goethesche Weltanschauung ist eine Diesseitsreligion. Aber es ist Religion, es ist Frömmigkeit. Es ist ein Sichstrecken nach der Berührung des Ewigen, Unendlichen, Unbegreiflichen, dieses Evangelium der Schönheitssehnsucht und des Harmonieverlangens. Denn Gott ist die Schönheit, die Reinheit, die Wahrheit. Ihn finden in sehnsüchtigem Suchen, ihn empfinden und fühlen als die Erfüllung des Höchsten und Schönsten, was in uns liegt, ist doch eben Frömmigkeit. Wie Goethe es in einer fast gleichzeitigen kleinen Dichtung ausspricht:

> In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den Ewig Ungenannten.
> Wir heißen's: fromm sein.

Es ist eine Diesseitsreligion, dies Evangelium der Arbeit. Aber dieses Wirkenwollen, dieses Schaffenmüssen ist doch Religion. Dieses Sichfühlen als ein Teil der ewigen Schöpferkraft, dieses Sicheingliedern in Gottes Weltordnung, dieses dienende Sichhingeben an die in der Welt sich offenbarenden Entwicklungskräfte des

Ewigen, das ist Frömmigkeit. Denn Gott ist der ewig Schaffende. So hat er sich dem Faust, so hat er sich Goethe in der Sprache des Lebens und der Wirklichkeit offenbart. Darum ließ Goethe in der bekannten Übersetzungsszene den Eingang des Johannesevangeliums durch Faust übersetzen: Im Anfang war die Tat!

Wenn der große Engländer Carlyle uns mit zitternder Begeisterung in brennenden Worten das Evangelium der Arbeit gepredigt hat, so ist er darin nicht nur ein Gesinnungsgenosse, sondern auch ein Schüler und Jünger Goethes. Und beide sind darin Kinder des germanischen Geistes.

Ist es notwendig, daß diese Humanitätsreligion, dieses Evangelium der Schönheit und der Arbeit neben dem biblisch-kirchlichen Leben, ja in feindseligem Gegensatze zu ihm in unserer deutschen Welt sich entfaltet? Es wäre ein Unglück für beide Teile. Die Kirche würde zur Winkelkirche werden, oder sagen wir, zum Hort für den festen Zweig konservativen Sinnes. Sie würde – das ist ein Gesetz der Entwicklung – in demselben Maße als sie das würde, sich noch mehr verengen, abschließen und verknöchern, abseits stehn vom Strom der Bildung, Wissenschaft und Kultur, abseits der fortschreitenden Entwicklung, sie würde jedes Verständnis verlieren für die Gegenwart göttlicher Kräfte, die doch ein frommes Gemüt schließlich in allen Strömen der Entwicklung anerkennen sollte. Warum soll sich deutsche Frömmigkeit nur erbauen können an den doch mit vielen fremden semitischen und griechischen Wesenselementen durchzogenen Formen des biblisch-kirchlichen Christentums? Warum nicht auch an deutschen idealen Gütern, an den Schätzen unserer deutschen Dichter, an den Gestalten unserer deutschen Geschichte, an dem Weltbilde der heutigen Wissenschaft, das uns doch Gottes erhabene Größe und die Schönheit und gesetzmäßige Harmonie seiner Welt erst recht enthüllen kann? Warum nicht an dem gewaltigen uns wahrhaft göttlich anwehenden Schaffensdrang unserer modernen Kultur, an der Entfaltung des sozialen Geistes, durch den die Liebe Christi neue Formen und Gestalten der Betätigung sucht? Und auf der andern Seite würde gar bald jene Humanitätsreligion verflachen und veröden, wenn sie sich lossagte von den religiösen und sittlichen Kräften der Vergangenheit, der Geschichte. In verschwommenen Gefühlen der Selbstbespiegelung, in philisterhaftem Sichverlieren an das praktische Alltagsleben würde die deutsche Volksseele verarmen,

wenn sie losgerissen würde von dem Grunde, aus dem sie bisher ihre besten Kräfte gewonnen hat.

Sollten wir nicht jene Humanitätsgedanken, jenen deutschen Idealismus in uns pflegen können, ohne daß von dem göttlichen Gehalt der Bibel uns etwas verloren geht? Entdecken wir nicht oft unter den Äußerungen der Feindschaft und des Hasses gegen die Kirche die wunderbare Tatsache, daß das innerste Leben solcher Kirchenfeinde doch im Christentum und seiner ewigen Wahrheit wurzelt, daß das Herz doch an dem alten Doterglauben hängt und die Seele verehrungsvoll aufschaut zu der lichten Christusgestalt? Sollte nicht eben diese Christusgestalt, wenn wir sie über die geschichtlichen Grenzen und Formen hinausheben und als eine lebendige zeitlich-ewige Gegenwartsgestalt erfassen und verkündigen, die Herzen hüben und drüben verbinden können?

Aus der Kraft dieses Gegenwartschristus ist ja auf dem Boden des biblisch-protestantischen Christentums, und von ihm ständig genährt aber auch von Goethe und seinen Nachwirkungen stark beeinflußt, der Persönlichkeitsgedanke zu einer neugestaltenden Macht geworden. Die Worte von dem Rechte der Persönlichkeit, von der Selbstbehauptung unseres Ich, von dem Werte und der Schönheit individuellen Seins und Werdens, von den Aufgaben und Pflichten der Diesseitigkeit sind uns keine fremden sondern vielmehr wohlvertraute Klänge. Den Bringer eines neuen Menschenideals sehen wir in Jesus. Die freie allseitige Entfaltung der von Gott gegebenen Kräfte, der leiblichen wie der geistigen, der Gemüts- wie der Verstandeskräfte, ist uns eine heilige Pflicht. Die innere Einheit des religiösen und sittlichen Lebens, das Zusammenstimmen von Innen und Außen erstreben wir als Ziel der Vollkommenheit. Nur was aus diesem Born der Persönlichkeit quillt, scheint uns Frische und Kraft, Klarheit und Wahrheit zu haben; alles Lehr- und Gesetzeschristentum erscheint uns wie abgestandenes in Tümpeln gesammeltes Wasser. In diesem Ideal religiös-sittlicher Persönlichkeit fließen auch diese beiden Stücke Goethescher Lebensanschauung zusammen, der freudige Glaube an die göttliche Weltharmonie und die Heiligsprechung des Lebens, das Evangelium der Schönheit und das Evangelium der Arbeit. In der christlich-religiösen Wurzelung der Persönlichkeit aber entkleidet sich der Individualismus alles Sinnlich-Selbstischen und rein Ästhetischen und füllt sich

mit den sozialen Trieben der Uneigennützigkeit, Liebe und Opferfreudigkeit, die doch in Wahrheit das Gemeinschaftsleben der Menschen tragen.

So möchten wir auch aus der Welt evangelischen Christentums heraus mit Goethe bekennen:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Aber eins will uns doch darin fehlen. Dies eine — so entschlossen wir uns auch mit Goethe auf den Boden dieser Welt stellen — möchten wir für uns nicht vermissen, und auch an Goethe nicht; die letzte, höchste Befriedigung finden wir doch hier nicht:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Dies eine, was wir noch suchen, das ist der Ausblick in die Unsterblichkeit, die Hoffnung auf ewige Vollendung.

Wenn der Tag zu Ende geht, der Abend kommt, wie herrlich, wenn da hinter der Wolkenbank das leuchtende Rot der Sonne erscheint, und sie im Versinken sich immer reicher und herrlicher zeigt in ihrer Pracht. Wenn einst wir unsern Lauf vollendet und Glauben gehalten haben, dann zeige uns, o Gott, was unsere Augen bis dahin nicht gesehen haben, zeige uns deines Himmels Herrlichkeit und laß voll und groß in unsere Seele strömen deinen göttlichen Friedenszuspruch von dem Leben, das wir erwarten nach Kampf und Mühen dieser Zeitlichkeit. Führe uns vom Glauben zum Schauen. Laß uns einst von diesem Leben scheiden mit der Sehnsucht unseres großen Dichters: Mehr Licht!

Amen.

20.

Von einer Klarheit zur andern!

Am Himmelfahrtsfest

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen und euch zu mir holen, auf daß ihr seid, wo ich bin.

Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Darum seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, da ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist.

Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, wird das Stückwerk aufhören. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieb haben.

Johannes 14, 2. 3.
1. Korinther 15, 42. 43. 58; 13, 9. 10. 12; 2, 9.

Faust zweiter Teil, fünfter Akt (Epilog)

Liebe Gemeinde! Es ist ein ergreifender und zu wahrhafter Ehrfurcht gegen Goethe stimmender Anblick, der 82 jährige Dichtergreis im letzten Sommer seines Erdenlebens. Er ist noch einmal hinaufgestiegen zu seinem geliebten Bretterhäuschen am Gickelhahn. Über die stillen Wälder, über Täler und Höhen, vertraute Stätten seiner Freuden und Schmerzen, seines Sinnens und Schaffens, schweift sein Auge. Vieles hat sich gewandelt seit jenem Tage, der heute besonders lebendig vor seiner Erinnerung aufsteigt, über dem fast ein halbes Jahrhundert dahingegangen ist. Was damals eine flüchtige Stimmung war, ein Abendfalter, durch einen Griff poetischer Eingebung und Gestaltung festgehalten, um sich einen Augenblick an dem Schmelz der weichen Flügel zu erfreuen, mit denen der Abend über die Wälder huscht, das ist jetzt eine tiefe dauernde Empfindung seiner Seele, und in demütiger Erinnerung an eine reiche köstliche Vergangenheit flüstert er tränenden Auges wieder die Worte:

Über allen Gipfeln ist Ruh',
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

In allem Wandel des einzelnen, im steten Wechsel des Vergehens und Wachsens ist doch die Natur zu seinen Füßen sich gleich geblieben, heute dieselbe wie damals, als seine jungen Augen noch ahnungsfreudig und hoffnungsmutig in die Welt blickten. Und er selbst? Gott sei Dank, auch er noch der gleiche, sich selbst treu

geblieben. Unter allen Kämpfen und Wandlungen, unter allem Irren und Reifen doch die stäte Richtung nicht verloren, die sein Gott und sein Genius ihm gewiesen, doch die Lebenskraft und Hoffnungsfreude nicht eingebüßt, die das Leben zum Leben macht. Was er damals, in Ilmenau, als seines Herzens lebendigen Schlag empfunden,

> Und, ach ich fühl's, im stillen werden wir
> Zu neuen Szenen vorbereitet,

das pulst auch jetzt noch in seinen Adern. Und der Wellenschlag seines Lebensstromes wird auch durch das Wehr des Todes nicht gehemmt, wohl eine Weile gestaut zu einem beschaulichen ruhigen Spiegel, aber nur um dann in frischem Strömen ein neues Bett und größere Wirksamkeit zu finden.

Erhebend ist es zu sehen, wie dieser Mann, in dessen Augen damals schon etwas von dem Glanze der Verklärung leuchtete, nun mit weihevoll erhabenem Sinn und im Schauen des gottbegnadeten Sehers am Schluß seines Faust es unternimmt, den Schleier des großen Geheimnisses zu lüften und uns einen Blick tun zu lassen in seine große Lebenshoffnung, vor uns aufzurollen die Weiten der Ewigkeit und uns hineinblicken zu lassen in das Reich der Unsterblichkeit, in die Gefilde der Seligen. Er tut es mit der Demut des Menschen, der bei aller Selbstgewißheit von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß unser Wissen wie unser Weissagen Stückwerk ist.

> Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis;
> Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis;
> Das Unbeschreibliche, hier ist es getan.

Daß es nur unvollkommene, dämmernde Bilder sind der Wahrheit, die die Seele ahnt, wie kann es anders sein? Dies Ahnen der Wahrheit ist doch nicht aus der Luft gegriffen, es ist aus Goethes großer Seele, aus seinem tiefen Verständnis der Lebenswirklichkeit naturnotwendig hervorgewachsen. Der Blick in die Tiefen der Welt öffnet die Augen für die Höhen des Himmels. Und erst von der Höhe des Unsterblichkeitsglaubens sehen wir die gewundenen Pfade unseres irdischen Lebens einem Ziele zueilen, einem Ziele, das doch nicht Ruhe und Ende ist, sondern Entfaltung und Vollendung.

1.

Dem sterbenden Faust freilich hat Goethe das Wort in den Mund gelegt, das uns schon in der letzten Predigt beschäftigt hat:

> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
> Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
> Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
> Er stehe fest und sehe hier sich um!
> Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Aber, meine Freunde, dieses Goethewort ist absolut nicht etwa eine Leugnung der Unsterblichkeit, nicht etwa ein Protest gegen die Überzeugung, daß die Menschenseele in ihrer Entwicklung einer ewigen Heimat zustrebt. Es richtet sich nur gegen die falschen, sinnlichen, träumerischen Jenseitsgedanken, die gegen die Güter und das Glück des Erdenlebens unempfänglich und undankbar und für die Aufgaben dieser Zeitlichkeit mehr oder weniger gleichgültig und unbrauchbar machen. Es will im Herzen des deutschen Volkes den Gedanken festigen, daß wir, solange wir leben, als tüchtige Menschen wirken, mit Herz und Sinn ungeteilt den Erdenaufgaben leben wollen. Das meint auch Faust: Wie hab' ich hier noch so viel zu tun, das Leben wartet auf mich und meine Tat! Und zu dieser Lebensanschauung haben auch wir uns von ganzer Seele bekannt. Aber das Heimatbewußtsein unserer göttlichen Herkunft lebt doch tief in unserer Seele, und es gibt Momente, wo es uns denn doch gleich Goethe ein Bedürfnis wird, Einkehr zu halten bei der Ewigkeit jenseits der Todespforte. Und wie der Apostel Paulus sich unter den vornehmen und geistig dünkelhaften Römern nicht schämte des Evangeliums von dem gekreuzigten Christus, so schämen auch wir uns in diesem Geschlechte, das nur das Erdendasein kennen will, nicht unseres entschiedenen und freudigen Glaubens an die Unsterblichkeit. Hat doch auch Goethe, der doch recht eigentlich der Begründer, der Träger der Lebensfrische und Lebensfroheit, dieser herrschenden Stimmung der Gegenwart, gewesen ist, sein lebelang die Überzeugung von der Wirklichkeit des Jenseits in sich getragen. Und immer bestimmter und freudiger fühlt er sich als ein Bürger der höheren Geisteswelt. Und so zieht er denn jetzt am Schlusse seiner gewaltigen Faustdichtung, obwohl er das volle Recht seines Erdenlebens, wie er es im Faust gezeichnet hat, im Bewußtsein trug, den Vorhang weg von dem Hintergrunde der göttlichen Ewigkeiten.

Man hat es Goethe sehr verdacht, daß er, der energische Protestant, der auf seiner italienischen Reise sich von dem katholischen Kirchenkultus als einem dem Christentume aufgepfropften, barocken Heidentume, so heftig abgestoßen fühlte, seiner Faustdichtung, dieser erzprotestantischen Hauptschöpfung, einen so katholisierenden Schluß gegeben hat. Und es ist ja gewiß seltsam, daß der Dichter, um seine Anschauung von der überirdischen Welt in ein poetisches Bild zu kleiden, nach dem Vorbilde des Montserrat gegriffen hat, des schauerlich schönen Einsiedlerberges in Spanien, und daß sein zum Reiche der Seligen hinaufführender, himmlischer Läuterungsberg von Einsiedlergestalten belebt, von mystischen Engelchören umklungen und von der Glorie der Himmelskönigin umleuchtet ist. Trotzdem kann ich hier nichts von dem weihrauchschweren Dunst merken, der nach der Meinung vieler Kritiker einem das freie Atmen der Seele benehmen soll, oder gar von dem Kuttengeruch, von dem der Philosoph Fischer hier gesprochen hat. Ich glaube vielmehr, je mehr man sich denkend und wahrheitsfühlend in diese Apotheose des Faust hineinversenkt, die einen Schumann zu seiner herrlichen Symphonie begeistert hat, desto mehr zerfließen vor unserer Empfindung die fremden Formen der Einkleidung, und immer mehr treten daraus seelentiefe Gedanken einem entgegen, Gedanken von Unsterblichkeit und Verklärung, die stark durchtönt sind von biblischen Gedanken.

Mit dem Tode ist's nicht vorbei. Was wäre dann des Lebens Sinn und Deutung? Ein ewiges Einerlei von Kommen und Gehen, Entstehen und Versinken, ein dauernd Nichts! Was sollte dann das „ewige Schaffen"? Ein sinn- und zweckloses Spiel geistloser Kräfte! Gerade das zeitliche Leben, das man allein will gelten lassen, würde entwertet. Der Ewigkeitsgedanke ist ein wesentlicher und unentbehrlicher Faktor in der sittlichen Entwicklung der Menschheit gewesen und wird es immer bleiben. Natürlich nicht in dem groben Sinne des lohnsüchtigen Pharisäertums, als ob man sich durch Gebete oder einzelne gute Werke den Himmel verdienen könne. Die Himmelshoffnung Goethescher Denkart ist wie die Sonne, die ihre Strahlen sendet in die Welt und sie zum Leben küßt, die den Keim einhüllt in ihre Wärme und ihn vor dem Tode schützt, die die Blume umwebt mit ihrem Lichtschimmer und sie in leuchtende Farben kleidet. Mit unwiderstehlicher Macht zieht sie

alle Kräfte ans Licht, und niemand merkt die heimlichen Fäden. Wohl mag man sagen, daß es Menschen gibt mit edlem Streben, ernstem Pflichtgefühl, mit reichen Taten der Güte und Liebe, ohne daß sie an ein ewiges Leben glauben. Wir wollen nicht untersuchen, ob nicht doch ein stilles Ahnen, ein heimlich Hoffen in ihres Herzens Tiefe lebendig ist; wir wollen glauben, daß in ihnen die himmlische Mahnung laut erklingt, auch ohne daß sie dabei der Engel Stimme aus der anderen Welt vernehmen:

Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden,
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig sein. –

Wir mögen nicht zweifeln, daß der Willkommensgruß aus dem Munde eben dieser Engel auch ihnen in der Ewigkeit entgegentönen wird:

Liebe nur Liebende
Führet herein!

Aber, meine lieben Freunde, diese Menschen vergessen, daß sie diesen freudigen Persönlichkeitsdrang, diese sittliche Energie nicht aus sich selber geschöpft haben, daß sie, ob auch unbewußt, von ihrem ersten Atemzuge an unter der Wirkung religiöser Kräfte, in der Gemeinschaft christlich-religiöser Geisteswelt im weitesten Sinne gestanden haben und auch ungewollt bis an ihr Lebensende stehen; sie vergessen, wenn sie ihres eigenen Lichtes sich rühmen und mit dem Dichter sprechen: mein selbständiges Gewissen ist Sonne meinem Sittentag! – daß das ein Geschenk und Erbteil ist, welches ihnen wenigstens in seiner ursprünglichen Triebkraft durch die schöpferischen Glaubensmächte und Ewigkeitshoffnungen vieler Geschlechter angesammelt wurde. Und wir, die wir die persönliche Himmelshoffnung nicht lassen mögen, wir wissen es, wie dieses Licht, auch ohne daß wir uns dessen immer bewußt wären, ohne daß wir daran denken und davon reden, doch den Trieben unseres Vollkommenheitsdranges, den Früchten unserer Gottes- und Menschenliebe die Glut der Hingabe und den Glanz der Reife verleiht.

Um so fester stehen wir grade auf dem Boden dieser Welt, um so freudevoller werden wir wirken an unserem Lebenswerk, je mehr die selbstverständliche Gewißheit in uns lebt, daß unsere Arbeit

nicht umsonst ist, daß sie Zweck und Ziel hat, daß sie in einem Reiche ewiger Liebe ihre Fortsetzung und Vollendung findet. Geben schon die kleinen Hoffnungssterne, die von einem Tage zum andern scheinen, dem Menschen die Elastizität, die ihn über mancherlei Schwierigkeiten und Enttäuschungen hinaushebt und einem neuen Tage wieder mit frischem Mute entgegensehen läßt, wie vielmehr die leuchtende Sonne der Ewigkeit! Darum lasset, ihr Erdgewurzelten und Erdenstarken, ihr göttlich Leidenden und göttlich Ringenden, lasset, zur Vertiefung und Verklärung eures Erdendaseins, die Strahlen deutsch-christlichen Glaubens in eure Herzen dringen:

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen,
Heile die Wahrheit;
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Um in dem Allverein
Selig zu sein.
Heilige Gluten!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.

2.

Über den Disharmonien dieses Lebens in Schuld und Leid schwebt eine ewige große Harmonie, in die alle diese disharmonischen Töne sich auflösen. Über dem Kampf und der Unruhe des Daseins waltet ein heiliger Geist des Friedens, der der Menschenseele Versöhnung bringt. Es öffnet sich über uns der Himmel, in den Jesus Christus nach seines Lebens Kampf, nach seines Kreuzes Qualen eingegangen ist, um sie alle nachzuholen, die die Seinen sind, aus allem Volk und aus jedem Glauben, alle die Herzen, die seines Geistes Odem verspürt haben, deren Seele unter den Wehen dieses Odems Leben atmete, zum Licht und zur Wahrheit sich streckte, nach der Vollendung strebte.

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und kennt Goethe nicht die furchtbaren Mächte der Verneinung und Verstörung, die Gottes Ebenbild im Menschen

zunichte machten? Wohl kennt er sie, aber er kennt nicht, trotz Mephistopheles, den persönlichen Satan, der der Seele nach ihrer Seligkeit trachtet und sie mit Klauenhänden in seine Hölle reißt. Es gibt nach Goethes Anschauung einen Untergang im Tode. Alle, die nur Staub gewesen und nicht zum seelischen Dasein, zum Bewußtsein göttlichen Geisteslebens erwacht sind, die kehren zum Staub in die Elemente zurück. Aber es gibt für Goethe keinen Ort der Qual, wo die Armen, verdammt bis in alle Ewigkeit, gepeinigt und gemartert werden. Diese ganze düstere Auffassung, die aus dem asiatischen Heidentume stammt und die so reich auch in die Bibel eingedrungen ist, diesen Glauben an Hölle und Teufel, der priesterlichen Naturen immer etwas so Willkommenes gewesen ist, um durch Furcht und Angst die Menschen zur Frömmigkeit und zu Gott hin zu treiben, der aber unsere Religion tief geschädigt und viele vom Christentum weggescheucht hat, den wirft Goethe hier über den Haufen. Er läßt ihn zusammensinken zu einem leeren törichten Wahn in dem Bilde vom Kampf der Engel mit den bösen Geistern, in dem Bilde des Mephistopheles, der schließlich sich selbst verhöhnt als eine veraltete Figur, die in der Welt keine Daseinsberechtigung mehr habe.

Nicht ein grausiges Donnerwort, ein Schwert, das durch die Seele bohrt, soll der Gedanke an die Ewigkeit sein, nicht ein Schauerbild ewiger Pein, vor dem das ganz erschrockene Herz erbebt – wie könnten wir da noch an Gottes Liebe glauben! – sondern ein Wort seliger Verheißung. Die Frommen, die so fest an dieser Vorstellung von Hölle und Teufel hängen, denken dabei ja auch gar nicht an sich, sondern nur an die „anderen", nach dem alten törichten Rezepte – töricht wenigstens in dieser Betonung: dem „Volke" muß die Religion erhalten werden!

Aber bleibt nicht doch ein schweres sittliches Bedenken? Wenn es so ist, wenn es keine Verdammnis gibt, sondern nur Seligkeit, was kommt es dann noch auf das Erdenleben an? Ist es dann nicht gleichgültig, wie einer auf Erden gelebt hat? Fehlt nicht dem Dichter in seiner Ewigkeitszeichnung doch der rechte christliche Ernst? Aber so kann nur jemand fragen, der den Schluß des Faust noch nicht gelesen hat. Wer nur einen Blick darauf wirft, dem muß eins sogleich auffallen: Goethes Himmel ist nicht das Land der unbedingten Seligkeit. In seinem Himmel ist noch viel

Leid, viel tiefer Schmerz. In manchen Gestalten tritt es uns ergreifend und überzeugend entgegen. Aufgestiegen aus dem sündigen Leben, wird die Seele von der Liebe Gottes berührt, von dem heiligen Odem durchdrungen, in ihrem Innern erwacht die reine Anschauung des Guten, des Wahren. Aber dieses Herz ist noch zusammengepreßt und gedrückt von den Widerständen, die es mitbringt aus seinem Erdenirren, da muß es noch heiß ringen mit seinen Sünden und Fehlern, bis das Gute und Reine wirklich all das Nichtige überwunden und verflüchtigt hat. Da ist eine Menschenseele durch viele Zweifel hindurchgegangen, durch Grübeln, durch unversöhntes Wesen, grollend und zürnend mit dem Geschick, zweifelnd an Gottes Weisheit und Vorsehung. Jetzt steht es licht und groß vor ihm: In alle dem Weh, was er durchlebt, war doch die Güte Gottes, das ewige Vaterherz, wie es dem Menschen sein Bestes plante und grade auf dem Dornen- und Kreuzeswege schaffen wollte. Und in dieser Erkenntnis ist das Herz voll Anbetung vor der Majestät der suchenden und führenden Liebe. Aber das Herz ist bei alledem noch wie in Ketten, die den Drang des großen Glückes zusammenschnüren. All das kalte, verworrene Wesen seines Herzens muß erst durchglüht und zum Besitz des vollen Friedens geläutert werden.

Seht, so reicht das Erdendasein nach Goethe bestimmend hinein in die jenseitige Welt. Und ergreifend bringt er uns vor allem dies eine ins Bewußtsein: daß die Art der Seligkeit abhängt davon, wie ein Mensch aus seinem Leben geschieden ist, ob unversöhnt und ungesühnt, oder ob er in freiem Suchen göttlicher und menschlicher Vergebung sein Herz von der Schuld entlastet hat. Es gibt verschiedene Grade der Seligkeit in Goethes Himmel. Jesu Wort von den vielen Wohnungen in seines Vaters Hause empfängt hier durch den deutschen Dichter eine wunderbare, überzeugende Beleuchtung.

Meine Freunde! So sehen wir: bei allem festen Glauben an die allversöhnende Gnade des Himmels weht ein sittlicher Ernst, ein Geist gewissenhafter Lebensauffassung und ein tiefes Gefühl von der Verantwortlichkeit der Lebensführung durch Goethes Hoffnungswelt.

Daß bei solchen Unsterblichkeitsgedanken die sinnlichen, niederen Unsterblichkeitshoffnungen der Menschen keinen Platz haben, versteht sich von selbst. Wie viele malen sich den Himmel aus als ein Gefilde der Seligen, auf dem sie lediglich eine Fortsetzung und

Steigerung irdischer Freuden erwarten, in dem sie für alles das, was sie sich hier haben versagen müssen, eine reiche Entschädigung erhoffen! Alle solche Gedanken gehören nach Goethe zu dem Verweslichen, was im Tode untergeht. Sein Himmel ist kein Ort des Genießens, sondern eine Stätte des Werdens, Ringens und Reifens. Alles, was menschlich groß war, aber vielleicht unausgebildet im Menschen geblieben ist, niedergehalten von den Banden der sinnlichen Natur, das alles — das ist seine große Hoffnung — soll erstehen in Kraft und Herrlichkeit, soll zur reichen seligen Geistesvollendung kommen.

3.

Eine Frage noch möchten wir uns von Goethe beantworten lassen, eine Frage nicht müßiger Neugier, sondern voll des unmittelbarsten persönlichen Interesses. Wen werden wir im Himmel sehen? Gibt es für uns ein Wiedersehen nach dem Tode? Der Epilog des Faust gibt darauf eine Antwort. Sie lautet: ja! Gretchen findet Faust wieder, den ihre Seele geliebt, und sie schaut selig zu ihm auf in tiefer Liebe. Aber verschwunden ist aus der Liebe alles, was das Weib an den Mann zog. Es ist nur geblieben, was ihrer Liebe heiliger Kern war, was damals bei ihrer ersten Begegnung so in ihrer Seele jubelte, die Verehrung, die Bewunderung des göttlich Großen und Edlen in dieser Menschengestalt. So finden wir die Unseren nicht in menschlichen Verhältnissen, nicht schaubar und fühlbar; sondern was sie uns waren in ihrem seelisch-geistigen Gehalt, als Erscheinung Gottes, das wird dann aufgeblüht sein zu seiner ganzen Schönheit. Und diese reine Freude an ihnen, die sich aller sinnlichen Bande entrafft hat, das wird unsere Liebe sein. Und vollenden wird sich die Liebe der Seligen darin, daß sie zur fördernden läuternden Kraft wird für die kommenden suchenden Geister.

Nun aber gibt es in Goethes Himmel verschiedene Grade des Wachstums, der seelischen Vollendung. Gretchen steigt nur allmählich aus den niederen zu höheren Regionen empor, Fausts Unsterbliches tragen die Engel in die Ewigkeit, und sogleich ist es reich erblüht in mächtigem Wachsen. So ist die Liebe Gottes auch bei gleicher Tiefe und Wahrheit sehr verschieden gegen seine Kinder, und er hat solche, auf denen seine Liebe in ganz besonderer Weise ruht. Und

wer sind diese? Etwa die klügeren, die geistvolleren? Nein, aber die Seelen voll mächtigen Strebens, die Menschen des großen Willens, die adligen Faustnaturen. Wunderbar! Wie einst die alten Germanen, unsere Vorfahren, in ihren Träumen und Gedanken die Helden ihres Volkes nach Walhalla ziehen sahen, wo sie sich um Wodan scharten, das setzt sich im Gemüte des modernen Dichters um zu der in die Verklärung aufsteigenden Faustgestalt, dem Menschen des kraftvollen Ringens, des heiligen Suchens, dem Menschen, der in seiner Seele hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, dem Menschen, der da schaffen und wirken wollte in Gottes Reich. Das aber ist zugleich der Mensch des großen Leides, des schweren Tragens. Diese Menschen sind die Lieblinge Gottes, auf welchen seine Liebe in besonderem Maße ruht, als auf seinen Werkzeugen, seinen Geistesträgern, nicht um ihretwillen, sondern um der Menschen willen, denen sie Führer und Offenbarer sein sollen. Wer denkt nicht hier am Schluß des Faust an jenes Wort der Schrift, das über Jesus erklingt: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe? Und in tausend Abstufungen erweckt sich Gott solche Geistnaturen, solche Kraftheldeu, um durch sie die Welt weiterzuführen. Und ob sie auch selbst viel irren und fehlen mögen, sie dringen doch aus der Verworrenheit zur Klarheit, und wenn die Stunde kommt, wo sie eintreten in die Vollendung, blühen sie auf in Kraft. Und so tönt es Faust, als er in die höhere Welt eintritt, segnend entgegen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Aber wo bleibt denn hier in Goethes Dichtung der Spender aller Gnade, die Quelle aller Seligkeit? Es gibt hier keinen Gott, den die Seligen von Angesicht zu Angesicht schauen. Ursprünglich hat Goethe ja die Absicht gehabt, eine große Gerichtsszene zu gestalten, etwa im Stile von Michelangelos jüngstem Gericht, in der Christus als Reichsverweser oder Gott der Herr selbst Fausts Recht-

fertigung aussprechen sollte. Aber er hat es nicht gewagt. Im Prolog hat er ja Gott dargestellt. Aber da handelte es sich darum, Gottes Weisheit und Gottes Glauben an das Menschenherz aussprechen zu lassen. Hier aber, im Epilog, galt es, das tiefste Geheimnis der Gottheit in Fleisch und Blut zu kleiden, die erbarmende Liebe, die alles, Schwache und Leidende, Sünder und Unreine emporzieht an ihr Herz, die suchende, helfende, rettende Gottesliebe. Wie sollte er sie darstellen? „Wenn wir nach einer irdischen Erscheinung suchen, in der uns die Liebe entgegentritt, welche den Schwachen, Fehlenden, Irrenden zu Hilfe kommt, so tritt sie uns in der hingebenden, sich aufopfernden Weise des Weibes entgegen." Und so hat Goethe diese Gottesliebe verkörpert im Bilde der Madonna, der Himmelskönigin, gewiß nicht, um nach katholischer Weise Gott zu verdrängen, sondern weil das Ewige, Göttliche einfach nicht mit Worten auszusprechen, nicht in anschaulichen Bildern darzustellen ist. Maria, die Strahlende, die Gnadenreiche, das ist der Geist des Vaters, der den Himmel durchflutet, der in alle Herzen erlösend eindringt, das ist der Friede, der beseligend die unruhvollen Herzen mit Freude erfüllt.

4.

So erhebt sich vor Goethes Augen aus allen Disharmonien und allem Weh leuchtend eine neue Welt der Herrlichkeit. Eine Welt der Herrlichkeit, die doch noch niemand sah denn allein der über die Sichtbarkeit hinauseilende Geist des Menschen, die beflügelte Phantasie des Dichters. Ist das alles denn etwas anderes als eine Spiegelung unserer Wünsche, ein Ausdruck unseres nie gesättigten Begehrens, ein schöner verhüllender Schimmer über den Unvollkommenheiten dieser Welt? Bei Goethe jedenfalls ist es mehr! Sein nüchterner Wahrheits- und Wirklichkeitssinn, seine frohmutige Weltoffenheit, seine innere Freiheit von gewohnten Vorstellungen hätten ihn vor solchen mehr oder weniger bewußten Selbsttäuschungen bewahrt. Bei ihm ist es die *selbstverständliche Krönung seiner Lebensanschauung*, das natürliche und ohne Schwanken aufsteigende Bekenntnis seines inneren Bewußtseins: der Tod ist nicht das Ende der Dinge. Was kein Auge gesehen, und was kein Ohr gehört, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieb haben. *Wo* das Jenseits ist, wie im *einzelnen* die Verklä-

rung und Vollendung der erlösten Seele zu denken sei, das hat er freilich dem Vorstellungsvermögen jedes einzelnen preisgegeben –

> Das Unzulängliche, hier wird es Ereignis,
> Das Unbeschreibliche, hier ist's getan, –

aber das Bewußtsein seiner Unsterblichkeit ist ihm zur felsenfesten Gewißheit geworden.

Und diese Gewißheit gründet sich bei ihm auf das Selbstbewußtsein seiner Persönlichkeit. Goethe hat eine große Ehrfurcht vor sich selbst, d. h. vor dem Menschen als dem Gefäß göttlichen Geistes und göttlichen Wirkens, vor seinem unzerstörbaren Geistesadel und seiner unverlierbaren Würde als Ebenbild Gottes. Und wenn dieser Gott, der ihm im Busen wohnt, tief sein Innerstes erregt, so ist ihm das eine große starke Wirklichkeit von tiefer Bedeutung, ein Hinweis auf den ewigen Sinn, der in seiner vergänglichen, zeitlichen Existenz liegt. Ein Sinn, in den man sich weniger hineindenken als hineinleben muß. Lege in dein Wirken große, edle, von Gott geweckte Gedanken hinein, sammle in dir die Kräfte einer stäten, klaren, hohen Gesinnung, die dein ganzes Wesen durchleuchtet, dein ganzes Wollen bewegt, dein ganzes Tun durchdringt, und –

> So löst sich jene große Frage
> Nach unserm zweiten Vaterland,
> Denn das Beständige der ird'schen Tage
> Verbürgt uns ewigen Bestand.

Und noch ein zweites, was seinen Glauben an die Unsterblichkeit festigt. Goethe hat sein lebelang Gottes Offenbaren gespürt, in der Natur, in der Geschichte der Menschheit, nicht zum wenigsten in den Führungen seines eigenen Lebens. Gottes Liebe hat ihn getragen, ihn wunderbar geführt. Sie hat ihm die Wege gewiesen, oft gegen seinen Willen, und er hat es wiederholt gestanden: wenn sein Leben eine neue oft unerwartete Gestalt gewonnen hatte, wenn etwas Fremdes, oft unerwünscht, in sein Leben sich hineindrängte, so hat er immer erkennen dürfen, daß alles den Zweck hatte, seine Persönlichkeit zu erhöhen, sein inneres Leben zu befreien, es reicher und größer zu machen. Dabei empfand er tief, wie diese Liebesführung Gottes bei ihm, dem ringenden sündigen Menschen mit seiner sinnlichen Natur, auf so viele Schranken stieß, daß sich Gottes Gedanken nicht immer zur vollen Wirksamkeit ent-

falten konnten, wie sein Können dem Wollen oft nicht gewachsen war. Darum weiß er: die Gottesliebe, die mich durch ein ganzes Leben begleitet und zu sich gezogen hat, wird ihr Werk nicht unvollendet lassen, sie wird in ihrem heiligen Ratschluß mich über die Grenzen meiner Natur hinausführen und in mir noch ihren Triumph erleben. Und darum schließt er sein Leben wie sein Dichten mit dem himmelfrohen Glauben: Hinauf zur Herrlichkeit, mein Geist, hin zur ewigen Vollendung.

> Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
> Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
> Wie tausend Bäche strahlend fließen
> Zum grausen Sturz des Schaums der Flut,
> Wie stark, mit eignem kräftigen Triebe,
> Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
> So ist es die allmächtige Liebe,
> Die alles bildet, alles hegt.

So hat Goethes Pantheismus seine naturalistische Färbung völlig verloren. Immer mehr war diese verblaßt. Immer tiefer pflanzte sich ihm, aus des Lebens Erfahrung heraus, die Überzeugung ein, daß Gott mehr sei als der in der Natur waltende Geist, daß er sittlicher Wille sei. Und wo der Pantheismus über diese Naturhaftigkeit sich erhebt, wo er zu einem mystischen Sichhineinfühlen wird in die Unendlichkeit und Erhabenheit Gottes, wo er gar wie bei Goethe von sittlichen Ideen und Motiven durchtränkt ist, da wollen wir ihn gern gelten lassen als eine Heilkraft gegen die menschliche Enge, die den Allmächtigen und Ewigen immer wieder in die Schranken der Menschlichkeit hineinzuziehen droht. Und so oft Goethe in jene Stimmung sich verliert, in der der Mensch, des Lebens unfroh, im Grenzenlosen zu verschwinden sich sehnt, wie der Abendstrahl in die Sonne zurücksinkt, so oft richtet er sich auch wieder dagegen auf in lebenskräftiger und hoffnungsfreudiger Selbstbehauptung: seine Seele, seine Persönlichkeit wird fortleben und durch Gottes Gnade vollendet werden.

Diese innere Gewißheit vertreibt auch die letzte Furcht und Sorge, wie sie an den sterbenden Faust noch heranschlich und ihm das Augenlicht nahm. Mit dieser vielumdeuteten Gestalt der „Sorge" will Goethe sagen: Je mehr der Glanz und Schein des Zeitlichen

und Vergänglichen für den reifenden Menschen verbleicht, desto heller glänzt auf das innere Sein, der ewige Wert der Menschenseele. Denn wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, nicht auf das Äußere, sondern auf das Inwendige, nicht auf die Werke, die wir getan haben, sondern auf das, was wir unter Gottes führender Liebe geworden sind: ein Saatkorn der Ewigkeit. Und wenn das Auge bricht, so leuchtet um so heller das innere Glaubenslicht: Wir werden Gott schauen.

So grüßen wir Goethes Geist als den frohen Wegzeiger aus der Verworrenheit in die Klarheit, aus der Enge in die Weite, aus der Zeit in die Ewigkeit.

Du aber, o Gott, der du durch des Dichters Mund so groß und machtvoll zu uns geredet hast von der Herrlichkeit deines Christus, du unser Vater, dessen Geist auch in uns mächtig ist, führe uns, die wir dem verklärten Heilande nachschauen, führe uns ihm nach, von einer Klarheit zur andern.

Amen.

